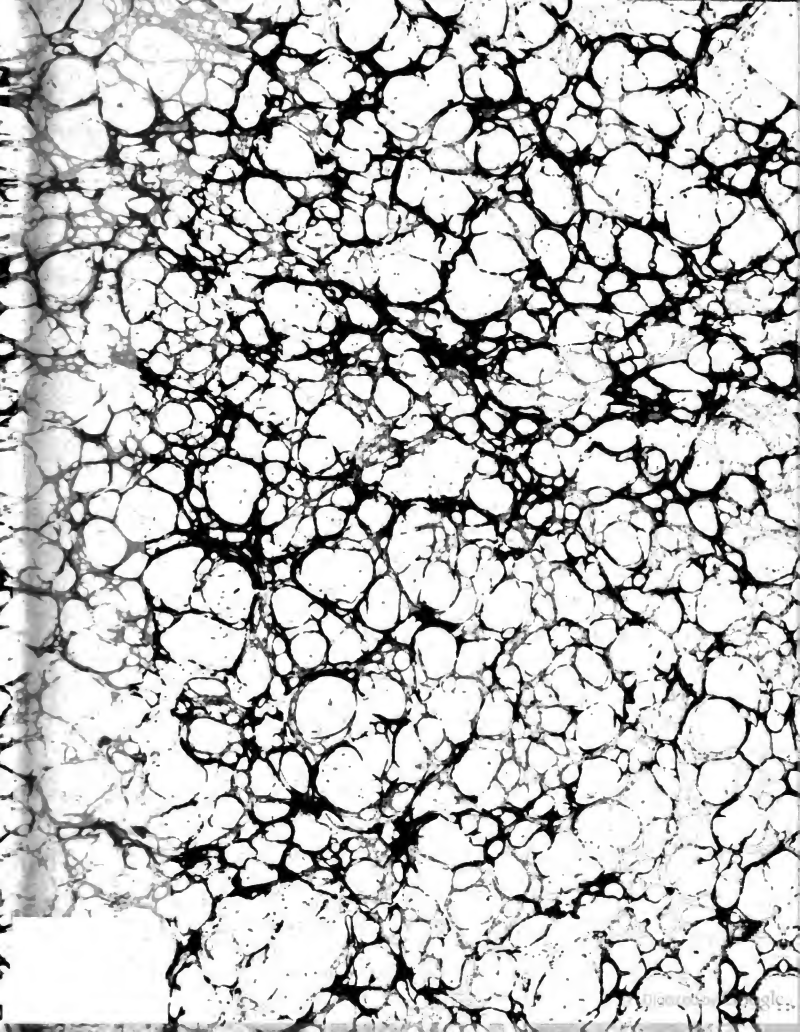


ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Zehnter Jahrgang.

Zweiter Band.

Der Held der Zukunft.

I.

1855.

Prag.
Druck und Verlag von
Kath. Gerzabek.



Leipzig.
In Commission bei
Heinrich Hübner.

Der Held der Zukunft.

Roman

von

Levin Schücking.

Erster Band.

1855.

Prag.
Druck und Verlag von
Kath. Gerzabek.



Leipzig.
In Commission bei
Heinrich Hübner.

Der Held der Zukunft.

Erstes Capitel.

Die Reihe der Festlichkeiten, welche den Leser erwarten, wird mit einem Balle eröffnet.

Ein schönes, großes Hotel in einer der kleineren deutschen Residenzen ist mit dem Geräusch und der Unruhe erfüllt, welche die Vorbereitungen zu einem Feste verursachen. Reich galonirte Bediente laufen Trepp' auf, Trepp' ab; in den Küchen und Vorrathskammern zischt, klirrt und rasselt es, und die großen Salons beginnen ein Meer von Licht auszustrahlen, denn der Kammerdiener geht bereits umher und zündet die Gasflammen an. Der junge Chef des großen Bankhauses „Habicht junior & Comp.' giebt das erste Fest nach seiner Verheirathung.

Nur in einem Theile des Gebäudes ist es heute still und dunkel geblieben — in den Cassen- und Geschäftszimmern, welche nach dem Hofe zu liegen, in einem niedern einstöckigen Bau. Die Schreiber und Buchhalter haben Feiertag und können den Abend im Theater zubringen oder ihrer weiteren weltmännischen Ausbildung durch den Verkehr mit gebildeten Stammgästen im Weinhause obliegen. Nur der erste Buchhalter ist anwesend, der die Procura hat, was in einem Bankhause ersten Ranges so viel heißen will, wie etwa in dem großen Bankhause England der first Lord of the treasury, die allmächtige und eigentlich herrschende Respects-Person. Denn die Einrichtung eines solchen kleinen Handelsstaates hat mitunter sehr ausgebildete constitutionelle Formen, oder besser, es ist sehr oft eine durch die Beschränktheit des Chefs beschränkte Monarchie. Der Chef ist in Wohlleben und Müßiggang auferzogen; Schmeichler und Verführer haben ihn früh umgeben; er hat nichts gelernt, ja, er verachtet vielleicht selber als ein echter Gentleman die schmutzige Wucherthätigkeit seiner Commis und hat nicht die mindeste Anlage zum Speculanten; er spielt den Cavalier, kurz, er ist kein Kaufmann. Aber solch ein ‚Geschäft' mit seinem durch jahrelange Betriebsamkeit erreichten Organismus, mit

den Tausenden von Fäden, welche in allen Weltgegenden angeknüpft sind und das große Netz bilden, womit der Kaufmann aus dem Strom des Lebens die Goldfische herausfängt — solch' ein ‚Geschäft' ist ein viel zu gewaltiges, eigenwilliges, selbstbewußtes Ding, als daß es sich von seinem eigenen Herrn und Oberhaupt meistern ließe, wenn dieser es in's Verderben führen will. Es bringt ihm verantwortliche Minister auf — die Buchhalter, die Procuraführer — und nun geht Alles vortrefflich auf der gewiesenen Bahn, und am Ende jedes Jahres stellt sich die Bilanz um mehrere Tausende günstiger. Der moderne Staat, dem es mit der constitutionellen Entwicklung nicht glücken will, mag sich daran spiegeln. Er ist immer noch lange nicht genug Bankhaus und . . . Geldanstalt!

Herr Heinrich Ulrici, der erste Buchhalter der Firma, saß in dem hintersten der Geschäftszimmer auf einem Drehstuhl vor dem grünbeschlagenen großen Pulte, das viersitzig war und breit wie ein Gebirge sich durch den Raum hinzog. Er war im Gesellschafts-Anzuge, in schwarzem Frack und weißseidener Weste; ein eben beendeter Brief lag vor ihm auf dem grünen Tuche, das die grüne Waldregion des Gebirges darstellte, in dessen Innerem alle

möglichen Schätze und Kleinode verborgen waren, wie sie ein echter Berg im Märchen hat, ‚Devisen,‘ ‚Fonds‘ und ‚Valuten‘ aller Art. Auf der Höhe, wo die Schneeregion von dicken Schichten aufgestapelter Papiere begann, stand die Lampe. Herr Ulrici beobachtete beim Scheine derselben von seinem Platze aus ein ‚ultramontanes‘ Wesen, dessen Haupt von Zeit zu Zeit jenseit des Bergrückens so weit auftauchte, daß eine hübsche Stirn sichtbar wurde, um welche ein sorgfältig gehandhabtes Brenneisen eine Profusion von Locken gekräuselt hatte und an der das Organ der Idealität sehr sichtbar ausgebildet hervortrat.

„Soll ich Dir helfen, Albert, mein Junge?“ sagte der Buchhalter nach einer Weile in einem spöttischen Tone.

Der Angeredete antwortete mit einem Hm, in welchem eine, wenn auch unarticulirte, doch unsägliche Verachtung sich ausdrückte, kaute an seiner Feder, schrieb einige Zeilen, kaute wieder und hob den Kopf dabei gerade so hoch, daß seine sanften Augen eben über die Anhöhe vor ihm in das joviale und breite Gesicht seines Bruders blickten. Dieser mußte dabei, ohne sich Rechenschaft geben zu können, weßhalb, an die Mündungen zweier über ihre Schanzen blickenden Geschütze denken. „Aber es ist kein Pulver

dahinter!" sagte er sich, während Albert ihn starr, aber zerstreut fixirte . . . „der arme Junge . . .!"

Der ‚arme Junge' war ein Poet und machte Verse. Seinem Bruder ging die Geduld darüber aus, und während der Dichter sich dem Fluge seiner Phantasie hingab, ahnte er nicht, welche boshafte und schonungslose Kritik mit ihm am selben Pulte saß. In der That war Albert kein großes Licht; er machte zwar recht hübsche Verse, aber er gehörte zu den zahlreichen Leuten, welche den Besitz eines Talentes, das sie vor Anderen voraus haben, damit büßen müssen, daß sie in allen übrigen Dingen unendlich einfältig und ungenießbar sind. Leben und Lieben ging ihm in seinen Versen unter. Seine Liebe wurde von den dicken, schön geschriebenen Heften seiner Poesieen, sein Haß von den namhaften Verlagshandlungen, welche sie ihm ‚dankend' zurückgesandt, und von den zahlreichen Journal-Redactionen, welche sie nicht einmal zurückgesandt, absorbirt. Was darüber hinaus lag, kümmerte ihn nicht und zwang seiner wider ‚das Alltagsgetriebe' geharnischten Seele keine Theilnahme ab.

Er war seines Zeichens Jurist und Referendar an irgend einem der vielen Gerichtshöfe der Landes-Hauptstadt. Aber er machte Verstöße über Verstöße

in seinen Acten, er kam auf seiner Laufbahn nicht weiter, er wurde als unpractischer, unthätiger Mensch von seinen Chefs zurückgesetzt; sein kleines Einkommen erlaubte ihm nicht, sich eine Familie zu gründen... Das Alles drückte ihn nicht — nein, es erfüllte sein Poeten-Bewußtsein mit einem desto höheren Stolze. Ein Verweis des Justiz-Directors war für ihn ein höchst gleichgültiges Ereigniß; die Actenmenschen haben nie den Poeten zu schätzen gewußt; und nun gar eine Nase des Präsidenten — von ihr fühlte er sich den Stempel des Genie's aufgedrückt, und mit dem stolzen Wort: anch' io sono pittore! legte er sie zu den ziemlich angeschwollenen Personalacten dieser Art.

„Nun — Feuer!" rief der Buchhalter seinem Bruder zu, als dieser ihn eine Weile zerstreut angestarrt hatte. Albert verstand ihn nicht, achtete auch nicht auf ihn, sondern begann wieder einige Worte niederzuschreiben.

„Für wen ist's?" fuhr der unruhige Procurist fort.

„Für Gräfin Constanze Merwing!"

„Da nimm Dich zusammen! Gräfin Constanze ist schwer zu befriedigen — Deine mondschein-blaue Lyrik thut's da nicht; es muß etwas so recht Frappantes, Kometarisches, Dämonisches hinein — so

'ne kleine Rakete muß es werden, die emporzischt in stolzem majestätischem Bogen und dann plötzlich explodirt — Puff — Puff! und dann: Ach! wie sich die schönsten farbig glühenden Sterne sanft auf die Göttin niederlassen und ihr huldigen . . . so etwas mußt Du machen. Bei Gott, ich kaufe mir nächstens ein Reim-Lexikon, und ich mache bessere Verse als Du. — Pariren? — Einen Korb Champagner!"

„Störe mich nicht," antwortete Albert Ulrici, ohne diesen vermessenen Antrag einer Beachtung zu würdigen, schrieb noch ein paar Worte und erhob sich dann, um seines Bruders verwegenes Selbstvertrauen durch das Vorlesen der folgenden Verse niederzuschmettern:

‚Es glüht im dunklen Laub die Pomeranze' —

„Pomeranze? um Gottes willen — Du wirst doch nicht in einer Damen-Gesellschaft von alten Pomeranzen reden? Orange — Goldorange muß es heißen!"

„Sei still und höre zu!

‚Es glüht im dunklen Laub die Pomeranze,
Die Nachtigall singt ihr die Sehnsuchtsweise —'"

„Die Nachtigall?" unterbrach wieder der Buchhalter, „das geht nicht — ich habe mir sagen lassen,

es gäbe keine Nachtigallen in dem Lande, wo ,die Pomeranzen blühn.'"

„Mit Deinen einfältigen Bemerkungen — wer wird denn, wenn er Gedichte lies't, Raff's Naturgeschichte nachschlagen!

,Der Gondolier . .'"

„Meiner Seele, jetzt werden wir die Nachtigallen auf dem Markusplatze schlagen hören. Auch gut! Nur weiter!"

Albert hub noch einmal von vorn an:

„,Es glüht im dunklen Laub die Pomeranze,
Die Nachtigall singt ihr die Sehnsuchtsweise;
Der Gondolier singt Tasso's holde Stanze
Vor seines Liebchens Fenster leise:
So zieht die Schönheit überall, Constanze,
Ton, Dichtung, Herzen nach in ihre Kreise;
Darum nimm freundlich an, was Du erzwungen,
Des Geistes, Herzens ew'ge Huldigungen!'"

Der Dichter sah triumphirend auf, um seines Bruders Glückwünsche in Empfang zu nehmen. Der Buchhalter jedoch machte ein außerordentlich sarkastisches Gesicht, sprang auf und lief mit dem Ausruf: „Donner und Doria!" laut lachend im Zimmer umher, indem er fortwährend, um seine Heiterkeit noch deutlicher auszudrücken, mit der flachen Hand seinen unschuldigen rechten Schenkel züchtigte.

„Was ist Dir denn, was hast Du? bist Du toll geworden?"

„Das soll Herr Habicht als Bonbon-Motto der Gräfin Merwing überreichen?! Weißt Du denn nicht, daß unsere schöne junge Principalin eifersüchtig ist, wie der Mohr in der Oper, und daß sie ihrem Gemal heute Abend die Augen auskratzen würde, wenn er der Gräfin Constanze eine solche Liebeserklärung machte? Du unschuldige Poeten-Seele! ‚Des Herzens ewige Huldigungen!' Allmächtiger Himmel, wenn das der Frau Habicht zu Gesicht kommt!"

„Meinst Du, das wäre zu viel gesagt?" fragte betroffen der Dichter.

„Setze Dich hin und ändere das auf der Stelle; und spute Dich, es ist Zeit, daß Du Herrn Habicht endlich die Verse bringst!"

Der Referendar folgte betroffen dem Rathe seines Bruders und änderte auf's Neue an der letzten der Strophen, um welche der Hausherr ihn gebeten hatte. Sie sollten, in Confettis von zierlichster Form versteckt, besondere Aufmerksamkeiten des Wirthes für einige seiner werthesten Gäste bilden.

„Alter Junge," fuhr der Buchhalter fort, nachdem er von seinem Anfalle von Heiterkeit zurückgekommen war und sich wieder auf seinen Drehstuhl

gesetzt hatte: „Du geräthst mir auf einen bedenklichen Weg mit Deiner Poesie — Du wirst zerstreut, Du bemerkst schon das Nächste nicht mehr, was alle Welt sieht! In der That, Albert, es wird Zeit, daß ich eine brüderliche Verwarnung erlasse. Es wird Zeit, daß Du die Allotria aufgiebst und an einen soliden Broderwerb denkst. Mach' doch endlich einmal die Augen auf in der Welt. Blick auf uns niedrig denkende, am Geld klebende Schmutzseelen: während Ihr Poeten Verse schmiedet und hungert, und stolz auf uns herabseht, schmieden wir uns ganz bescheiden und still den echten, wahren, goldenen Schlüssel zur Poesie des Lebens."

Albert Ulrici antwortete auf diese Behauptung seines Bruders mit einem kurz abgebrochenen Lachen.

„Du lachst, mon cher frère, aber es ist doch so! Wir machen Geld! Was ist Geld? Geld ist gefrorene Poesie; der Inbegriff des Schönen auf seinen kürzesten Ausdruck gebracht; das ganze Reich des Erhabenen und des Komischen eingekocht und zu Bouillon-Tafeln verdichtet!"

„Nur weiter! Ich bin begierig auf die geistreiche Erklärung, die Du dieser Behauptung folgen lassen wirst."

„Die sollst Du haben, mein Junge. Sieh, ich

nenne Dir zuerst, was Euch Poeten am meisten beschäftigt, die Liebe. Was wißt Ihr denn von Liebe? Körbe bekommt Ihr, wo Ihr anzuklopfen wagt! Ihr armen Teufel! Ganz anders ist's mit uns. Weil wir Geld haben, dürfen wir uns in den ersten, besten himmlischen Engel verlieben . . ."

„Wie Herr Heinrich Ulrici in Fräulein Friederike Curtius, die heute Abend auf dem Balle erscheinen darf, welcher Umstand meinen Bruder in eine überaus heitere und mittheilsame Laune versetzt . . ."

„Dürfen uns verlieben, sage ich, dem Hange unseres Herzens folgen, heirathen den in Rede stehenden Engel, umringen den Gegenstand unserer Neigung mit allem Schönen . . ."

„Was zu kaufen ist, wie der erkaufte Engel!"

„Nun ja! und ich versichere Dich, das ist bessere Waare, als womit Ihr Eure Luftschlösser möblirt — denn Luftschlösser, das ist das Höchste, wozu Ihr jemals es bringt! Nun bitt' ich Dich — was habt Ihr von diesen kalten, zugigen, hohlen Nestern — kredenzt ein schönes Weib Euch einen Römer mit gutem Wein, wenn Ihr über Eure hohen Marmorstufen eintretet? oder findet Ihr dort einen Kreis fröhlicher Genossen um eine wohlbesetzte Tafel gereiht? Nichts von Allem dem! Ihr schleicht umher,

wie arme Magenkranke, während wir uns am Gastmahl des Lebens sättigen. Ist das nicht Poesie: eine glänzende Häuslichkeit, ein schönes, liebes Weib darin, ein Stall mit muthigen Rennern, deren Kraft meine Kraft, deren windschnelle, schlanke Beine meine Beine . . ."

„Ich habe nicht gewußt, daß Deine Aehnlichkeit mit Mephistopheles so weit ginge!" fiel Albert ein, indem er spöttisch unter den Schreibpult blickte.

„Du machst Verse über den Frühling," fuhr der Buchhalter, ohne sich stören zu lassen, fort, „ich kaufe mir den Wald, den Du besingst; auf wessen Seite ist die günstige Bilanz? Will ich die Poesie herrlicher Formen genießen: Tenerani überläßt mir für drei Tausend Scudi ein Exemplar seiner Flora . . . für einige weitere Tausend bekomme ich Kaulbach'sche, Lessing'sche Malereien, so viel ich will — so schmücke ich mein Haus und gebe Feste, daß ich mich in die Rosengärten der Alhambra versetzt wähne, ohne daß ich irgend nöthig hätte, wie Du, meine arme Phantasie abzuquälen. Goldene Hallen, Demantstrahlen, Rosendüfte, Mandolinen- und Harfenklänge umgeben mich wirklich — wie es heute bei'm Herrn Habicht der Fall sein wird. Will ich die Poesie der Natur — ich reise, ich schwelge am Vierwaldstättersee, unter

den Myrtengebüschen von Sorrent, ich lasse mich vom goldenen Horn nach Skutari hinüberrudern — ich habe Alles — Liebe und befriedigten Ehrgeiz und . . ."

„Den Commercienraths-Titel und den rothen Adlerorden vierter Classe . . ."

„Die Erde und das Meer, die östliche und die westliche Hemisphäre; kurz, ich thue das in der That, was Göthe im Faust vom Poeten fordert: ich commandire die Poesie!"

„Und mitten in Deinen Genüssen kommt der Courszettel mit der Meldung, daß die Eisenbahn-Actien um fünf ein halb Procent gesunken sind — wo bleibt dann Deine Poesie?"

„Da, wo die Deine bleibt, wenn ein Recensent Dich hudelt!" antwortete Herr Heinrich Ulrici und fuhr dann, sehr laut emphatisch declamirend, fort: „. . . Sprich, was ist Poesie? . . Geld — das ist Poesie, doch wollt Ihr es nicht glauben!"

„Die Poesie ist in uns! Sie ist nicht in Deinen Statuen, Bildern, Genüssen . . ."

„Noch in Deinen Versen! Aber in meinem Leben ist sie, wenn ich will; ich kann schaffen, bauen, Abenteuer aufsuchen . . ."

„Ich möchte Dich sehen auf einer Fahrt nach Abenteuern . . ."

„Ich brauche dazu nicht einmal eine Fahrt anzutreten — die Romantik kommt auch zu uns in unsere Cassenzimmer.“

„Sie wird auch danach sein!“

„Echte geheimnißvolle, tragische Romantik . . . und wenn Du nicht glauben willst, so komm her und wirf einen Blick in den Brief, den ich hier eben beantwortet habe, während Du dort vor mir den Duft der Pomeranzen einsogst und die Nachtigallen auf dem Markusplatze schlagen hörtest!“

Albert ließ sich den Brief herüberreichen und las:

‚Mein Herr Ulrici!

Das Räthsel des doppelten Kreuzes wird sich mir lösen. Der 18. April 1850 ist der Tag. Wie gespannt ich darauf bin, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Um aber dem Tage der großen Rechenschaft ganz gerüstet entgegen zu gehen, bedarf ich Ihrer. Machen Sie mir eine Zusammenstellung all' der Summen, welche das geheimnißvolle Zeichen verschlungen hat und die mir zur Last geschrieben wurden. Dann wünsche ich ein Resumé der Theile meines Vermögens, welches in Werthpapieren Ihrem Hause anvertraut worden ist.

Constanze Merwing.‘

„In der That — ein Sonnenstäubchen Ro-

mantik, ein ganz klein wenig Mysterium, das sich unter Deine langweiligen Stahlfeder-Autographen verirrt hat," bemerkte der Referendar ... „Aber weßhalb zeigst Du mir das? .. Ich darf voraussetzen, daß das von den Rosenfingern der erlauchten Constanze nicht für Uneingeweihte geschrieben wurde."

„Sicherlich nicht, um Dich zu amusiren," antwortete der Buchhalter, „so wenig, wie ich eben Dein Versemacher-Handwerk verspottet habe, bloß um mich zu amusiren. Ich bin ein Kaufmann, also speculire ich; und meine Speculation hierbei ist keine andere, als Dir durch das geheimnißvolle Doppelkreuz, von dem in diesem Briefe die Rede ist, ein Sort zu machen."

„Mir?!"

„Ja, Dir ... Unsere ‚Geschäftsfreundin' hat mir nämlich auch den Auftrag gegeben, einem tüchtigen, thätigen, verschwiegenen Rechtsgelehrten Eröffnungen zu machen, da es für einen solchen bei der Ordnung gewisser mysteriöser Angelegenheiten zu thun gebe und sie mit ihrem jetzigen Rechtsbeistande nicht ganz zufrieden sei."

„Das ist ja prächtig!" rief Albert Ulrici aus, indem er aufgeregt noch einmal den Brief ergreifen wollte.

„Halt!“ sagte sein Bruder und legte die Hand darauf, „meinst Du, das alte berühmte Haus Habicht & Compagnie würde sich einer so schauderhaften Gewissenlosigkeit schuldig machen, einen Poeten als tüchtigen, thätigen Rechtsbeistand zu empfehlen?! Nein, Brüderchen — erst eine Frage an Dein besseres Selbst. Forsagist tu diabole end allum diaboles werkum end wordum? Willst Du keine Verse mehr machen? Dann erhältst Du meine Empfehlung. Rechtfertigst Du das Vertrauen einer Clientin, wie die Gräfin, so ist Dein Glück gemacht: der Advocat des Hauses Merwing ist eine wichtige Person — die Gelegenheit liegt vor Dir, mit beiden Füssen flott in die Anwalt-Laufbahn zu springen! Also — hebe die Finger auf und schwöre!“

Albert stieß einen tiefen Seufzer aus und stützte, nachdem er seinen Platz wieder eingenommen, sein Haupt auf seinen Arm.

‚Es wirkt!‘ dachte der Buchhalter, ‚man muß eben den Teufel mit dem Teufel austreiben — die Poesie mit einer romanhaften Geschichte.‘

„Was das Dichten angeht,“ fuhr er dann fort, „so muß ich Dir noch eine statistische Berechnung mittheilen, die ich gemacht habe. Unter Hundert Menschen in Deutschland ist einer, der diese Seuche

hat, diesen geistigen Ausschlag, welcher heut zu Tage an die Stelle des Leprosenthums im Mittelalter getreten ist — damals war es eine krankhafte Thätigkeit der Haut, jetzt ist es eine krankhafte Thätigkeit des Gehirns, das Wasser ausschwitzt. Unter fünfundvierzig Millionen Menschen macht das 450.000 Poeten. Rechnen wir 400.000. Ich darf annehmen, daß diese 400.000 Menschen ein Viertel mindestens von allen ihren Kräften und ihrer Zeit dem Laster opfern; das ist gleich 100.000, die ihre ganze Arbeitskraft dem Versemachen widmen. Nun denke Dir diese Bösewichter gebessert — ihre Arbeitskraft irgend einem nützlichen Zwecke zugewandt. Denke Dir, daß sie, wie sie ohne Lohn Verse schmieden, Eisen schmiedeten: welche Wirkung würde das auf den Stand unserer Eisen-Production hervorbringen! Welcher Zuwachs des National-Reichthums! Wir hätten alle unsere Eisenbahnen mit deutschen Schienen bauen können . . . ja, diese verfluchten Versemacher ruiniren Deutschland, sie tragen die Schuld, wenn noch ein Theil Deutscher dem Protectionisten-System huldigt, wenn es darüber zum Bruderkrieg zwischen dem Süden und Norden kommt, wenn Deutschland zu Grunde geht."

Albert lachte laut auf und endete dann seine Arbeit.

Heinrich Ulrici siegelte unterdeß seelenfroh, daß ihm endlich die Heilung seines Bruders gelungen, den Brief, schrieb die Adresse und warf ihn in den kleinen, an der Wand befestigten Kasten, aus welchem die Briefe für die Post und die Stadt abgeholt wurden.

„Nun — schlag ein!" sagte er dann, seinem Bruder die Hand hinstreckend.

Aber Albert schien das gar nicht zu beachten. „Lieber Heinrich," sagte er, „da wir doch einmal von meiner Poesie geredet haben, so laß mich Dir sagen, daß ich Dich nicht länger mit meiner Bitte verschonen kann; Du mußt mir nämlich durchaus zwei Hundert Thaler vorstrecken, oder ich bin gezwungen, mich an Herrn Habicht zu wenden."

„Und wozu?" fragte der Buchführer erstaunt.

„Ich habe mich entschlossen, meine Gedichte, für die ich keinen Verleger finde — mit diesen Sosiern ist einmal nichts anzufangen — auf eigene Kosten drucken zu lassen. Sie werden, sie müssen Erfolg haben — jedenfalls kann ich Dir die Summe vom Honorar einer späteren zweiten Sammlung erstatten."

Der Buchführer blickte eine Zeit lang stumm vor Erstaunen seinen Bruder an. Dann rief er aus:

„An Dir ist Hopfen und Malz verloren — nun meinetwegen! renne in Dein Verderben — verhungere!“ und wandte dem Unheilbaren verzweiflungsvoll den Rücken.

Albert schrieb ruhig seine noch einmal durchfeilte Poesie auf ein Blättchen feinen rosenrothen Papiers ab, und dann verließen beide Brüder das Zimmer, welches Heinrich sorgfältig abschloß. Der Buchführer begab sich in die Empfangssäle, der Dichter in das Wohnzimmer des Herrn Habicht, um demselben seine Arbeit abzuliefern.

Zweites Capitel.

Habicht und Edelfalke.

Begeben wir uns jetzt in die eigentlichen Wohngemächer des Herrn Habicht. In dem eleganten Raume, in welchem der junge Kaufherr seine vertrauten Freunde empfing, war nichts zu sehen, was an sein ‚Geschäft' erinnerte. In dieses Asyl drang nicht der Klang plebejischer Geldstücke, hier wurde nicht der Jargon der Börsensprache vernommen, hier störte Nichts die Illusion des Herrn Habicht, wenn er sich Edelfalke träumte — Cavalier! Die Wände waren braun getäfelt, die Flügelthüren von demselben dunkeln Holze, die Trumeaux, die Möbel paßten vortrefflich dazu; denn Alles hatte dieselben reichen

Sculpturen, die Medaillons, die Karyatiden, die Schnörkelformen des Renaissance-Styls. Ein Glasschrank zeigte eine kleine Sammlung vortrefflicher Waffen, Büchsen, Pistolen, Doppelflinten von Lütticher, Pariser, englischer Arbeit. Ueber dem Sopha hing außerdem eine Trophäe von orientalischen Waffen, Dolche, Kris mit edelsteinbesetzten Griffen, Yatagane, türkische Säbel in Scheiden vom schönsten getriebenen Silber oder von goldbeschlagenem Sammt; daneben waren Rauch-Apparate geordnet, vom geschnitzten ungarischen Meerschaum bis zum Nargyle und Tschibuk; in der Ecke deutete eine kleine Sammlung von Reit- und Hetzpeitschen auf eine andere noble Passion, in Uebereinstimmung mit den Bildern an den Wänden, die Adam'sche Pferde und Landseer'sche Hunde mitten zwischen Grevedon'schen Weibern darstellten. Dem Spiegel gegenüber auf einer reichverzierten Console stand ein Abguß der Venus von Arles, eine ‚gebannte Seele' in dieser Region, eine Iphigenie in Tauris, ‚das Land der Griechen mit der Seele suchend,' und wohl nur darum so starr in den Spiegel vor ihr blickend, um nur nichts Anderes als einen Strahl des Griechenthums, ihr eigenes ‚holdes Selbst' in dieser ‚Cavalier-Perspective' vor ihr zu sehen!

Auf dem runden Tische in der Mitte des Zimmers enthielt eine silberne Platte einen Haufen Confituren in ihren Hüllen von vergoldetem gepreßtem Papier mit Figürchen und Bouquetchen darauf. Herr Habicht, der, seit er im Gesellschafts-Anzuge war, seine Cigarre hatte wegwerfen müssen, vertrieb sich die Zeit damit, diese Enveloppen zu öffnen, und erwartete ungeduldig den Poeten mit den Versen, welche hineingewickelt werden sollten. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, schlank, von untadeliger Haltung und Toilette, mit einem hübschen Gesicht und einem allerliebsten Schnurrbart, den sein glücklicher Besitzer nicht um viele Tausende hergegeben hätte; denn an diesen Schnurrbart knüpfte sich für ihn die Erinnerung eines kühnen und genialen Entschlusses. Jahrelang hatte er mit Neid im Herzen die stolze Lippenzier auf den Gesichtern seiner militärischen oder bureaukratischen Freunde betrachtet; sie alle durften Bärte tragen — nur er, der Kaufmann, durfte es nicht! Der ärmste Schlucker, der Sattler, der Briefträger, der Logenschließer trugen einen Bart — o, er kannte sie alle, er hätte sie zeichnen können, alle Schnurrbärte in der Stadt! Auf seiner Oberlippe sproßte das rabenschwarze Haar in wahrhaft boshafter Fülle, und doch — er, der Erbe von

Millionen, durfte keinen Bart tragen, sein Name in der Handelswelt wäre dahin, sein Credit ruinirt gewesen — seine Buchhalter, seine Commis, das ganze Haus Habicht jun. & Comp. hätte sich empört wider einen Chef mit einem Schnurrbart! In seiner Wuth machte Herr Habicht allen Bärten den Krieg, die sich in den Kreis seiner Macht begaben; wehe dem Diener, dem Jockey, dem Lieferanten, der sich mit einem Schnurrbart sehen ließ!

Endlich verlobte sich Herr Habicht: er warb um die Hand eines adeligen Fräuleins und erhielt sie.

„Warum lässest Du Dir keinen Bart wachsen, Arnold?“ fragte seine Braut am Tage nach der Verlobung; „es ist so unendlich viel hübscher!“

Der Bräutigam wurde feuerroth bei dieser naiven Frage der jungen Aristokratin. Er war so verlegen, daß er nichts zu antworten wußte, als:

„Wenn Du meinst, Helene, so will ich ihn mir stehen lassen.“

„Thu' das!“ sagte das Fräulein Braut so leichthin, als wenn es sich darum gehandelt hätte, eine Stricknadel vom Boden aufzuheben.

Nachdem das Wort gesprochen, erschrack er über seinen Leichtsinn; aber Habicht blieb seinem Worte treu. ‚Und wenn ich darüber bankerott würde!‘ schwor

er sich — und hielt seinen Schwur. Kein Messer berührte mehr seine Lippe; der Schatten ober dem Munde wurde dunkler und dunkler; Herr Habicht wagte nicht mehr, die Börse zu besuchen; in seine Comptoirs trat er nur noch um die Zeit der Dämmerung. Aber auch die Dämmerung verhüllte endlich nicht mehr die immer höher wachsenden Zeugen seiner eitlen Verwegenheit; Alle bemerkten sie, doch Keiner unternahm es, das erste Wort darüber fallen zu lassen; aber fallen mußte es einmal, dieses Wort, und ein naseweiser Commis war es, der es endlich laut und unverhohlen aussprach: „Herr Habicht trägt einen Schnurrbart!“ — Von diesem Tage an sank der Einfluß des Chefs auf sein eigenes Geschäft um 50 Procent. Im Aerger darüber nahm der junge Kaufherr nun weiter auch keine Rücksichten. Er kaufte sich eine Meute Jagdhunde und ließ sich ein neues Petschaft stechen, ein Alliance-Wappen, auf dem sich sein bürgerlicher Raubvogel mit großer Hingabe an die drei Nestelhaken seiner Gemalin lehnte; beide Wappen krönte eine und dieselbe Krone, die siebenspitzige Freiherrnkrone seiner Helene. Abermaliges Sinken seines Einflusses um 25 Procent . . . und der Rest? Nun, der war denn allmählich auch dahin gegangen, wohin die 75 andern Procent gewandert!

Helene war so eben in das Zimmer ihres Gatten getreten, um von ihm ihre Toilette mustern, gutheissen, respective bewundern zu lassen. Sie war in jener Aufregung und Spannung, mit der eine junge Hausfrau ihrer ersten Gesellschaft entgegensieht, und sah in der That reizend aus. Ihre feine Taille wurde von einem Kleide von silbergrauem, sehr schwerem Atlaß umspannt, über dessen bauschige Rockfalten Spitzen-Volants niederfielen, während eine breite, kostbare Spitzenberte die Büste umschloß.

„Du siehst charmant aus, Helene," sagte der junge Mann, ihre Fingerspitzen küssend. „Aber weßhalb hast Du nicht rosenrothe Schleifen genommen, statt dieser farblosen, denen man bei Licht nicht recht ansieht, ob sie blau oder grün sind?"

„Ich dachte, es sei mauvais goût, zu auffallend für die Frau vom Hause. Liebst Du rothe Schleifen?"

„O ja."

„So, Du liebst rothe Schleifen . . .", antwortete die junge Frau, indem sie ihren kleinen Mund zum Schmollen spitzte; „ich weiß schon, weßhalb Du Roth so liebst, und . . ."

„Weßhalb? weßhalb denn?"

„Ich bitte Dich, thu' nicht so unschuldig! . . . und darum soll ich nichts als dunkelrothe Schleifen

tragen; das mag nun für eine helle Blondine, die so wenig Farbe hat wie ich, passen oder nicht . . ."

„Du bist einmal wieder komisch, Helene, ich habe ja rosenroth gesagt."

Albert Ulrici trat ein, ehe der Streit über die rosenrothe und die dunkelrothe Schleife entschieden war, und brachte die Verse. Habicht dankte ihm herzlich und begann eifrig die farbigen Blättchen zu falten und um die Bonbons zu wickeln, die dann wieder in ihre Hüllen geschlossen wurden. Die meisten Verse hatte er schon früher gelesen und genehmigt, nur einige überblickte er vorher.

„Wo ist das für Gräfin Constanze?" fragte er, während er ein besonders elegantes Bonbon aussuchte.

Ulrici zeigte ihm das Blatt. Habicht las es, seine Frau blickte über seine Schulter. Es schloß jetzt mit den Worten:

‚Darum nimm freundlich an was Du erzwungen,
Der Dichter und der Blumen Huldigungen!'

„Ich habe mir gedacht, daß Sie eine Enveloppe mit einem Bouquet, etwa Rosen oder dunkelrothe Camelien . . ."

„Dunkelrothe Camelien oder Rosen? auch wohl recht dunkelroth?" sagte die blonde junge Frau mit

einem unbeschreiblich ironischen Tone, der Herrn Habicht veranlaßte, rasch dem Dichter mit den Worten die Hand zu geben:

„Ich will Sie jetzt nicht länger aufhalten, Herr Ulrici — Sie haben wohl noch zu thun — ich danke Ihnen nochmals von ganzer Seele, ich werde jetzt schon fertig."

Der Referendar zog sich zurück. Als die Flügelthür sich hinter ihm geschlossen hatte, sah Habicht seine Frau mit einem imponirenden Blicke an.

„Helene!" sagte er sehr ernst, „wie kann man sich so gehen lassen?"

„Also ich soll ruhig dabei stehen, während Du Rosen-Bouquete und Liebes-Gedichte für Gräfin Constanze aussuchst! Du muthest mir in der That viel, sehr viel zu, Arnold!"

„Mit Deiner unseligen Eifersucht . . ."

„Zu der ich so gar, gar keinen Grund habe, nicht wahr?" sagte Helene mit unendlicher Bitterkeit.

„Nein, Du hast keinen Grund, ich schwöre Dir."

„Schwöre nicht, Arnold," fiel Helene ihrem Manne höchst ernsthaft und pathetisch in's Wort, „schwöre keinen falschen Eid — ich weiß ja — ja, ich weiß es, Arnold, daß Du im Geheimen Briefe mit Constanze Merwing wechselst!"

Ueber Herrn Habicht's Züge flog etwas wie ein leises Erröthen, welches aber auch das des Erzürntseins sein konnte.

Er zuckte die Achseln, wandte sich ab und sagte: „Freilich! Geschäftsbriefe! Aber Du bist die thörichtste Frau auf Erden!" Dann nahm er die Verse an Constanze Merwing und zerriß sie.

„Du hast mir den ganzen Abend verdorben," sagte er.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Flügelthür noch einmal, ein Diener trat herein und meldete, daß eben eine Equipage vorfahre. Herr Habicht eilte, die anlangenden ersten Gäste an der Treppe zu empfangen, und seine Frau begab sich in gesteigerter Aufregung in die Gesellschaftssäle.

Der Hausherr kam gleich darauf mit einer jungen Dame am Arme zurück; es war Niemand anders als die vielbesprochene Gräfin Constanze Merwing selbst.

Freilich, wer sie sah, der mochte die Eifersucht begreifen, welche sie einflößte. Sie war von auffallender Schönheit, eine Gestalt, die sich hüten mußte, Malern in den Wurf zu kommen, um nicht ein Vierteljahr später wiedergeboren zu werden, nicht wie die Venus aus dem Schaum des Meeres,

sondern als Ideal des betreffenden jugendlichen Künstlers aus Lack=Ultramarin, Ocker und andern Oelfarben und dann als ‚Lurlei‘ oder als ‚Judith‘ von Stadt zu Stadt zur Ausstellung zu wandern, oder endlich gar als Nietenblatt zu dienen! — Constanze war groß, sie gab beinahe dem jungen Hausherrn neben ihr an Höhe nichts nach; sie hatte ein ovales Gesicht von frischer und doch zarter Farbe mit großen dunklen Augen; aber obwohl diese Augen dunkel waren und das Haar vom tiefsten Schwarz, so lag doch etwas so Helles, Leuchtendes in ihren offenen Zügen, daß sich viele Leute Gräfin Constanze in der Erinnerung blond vorstellten und, so oft sie sie sahen, die Entdeckung auf's Neue machen mußten, daß sie ja eigentlich blau=schwarze Locken habe. Constanze trug dunkelrothe Schleifen im Haar. Dunkelroth war ihre Lieblingsfarbe; das war es eben, was Helene so bitter hatte werden lassen über ihres Mannes verrathene Vorliebe für Schleifen von dieser Farbe und für Alles was dunkelroth!

Hinter ganz makellosen, vollendet schönen Gesichtern schlägt nur selten, nur ausnahmsweise der Geist seine Wohnung auf; dieses unberechenbare launenhafte Wesen scheint eifersüchtig nur da einzuziehen, wo es weiß, daß es allein herrscht und den

Zoll der Bewunderung nicht zu theilen braucht mit der Stirn, hinter der es arbeitet, mit den Lippen, über welche es schlüpft; es ist zu stolz, in den Beifall der Welt sich mit seinen Thürhütern zu theilen, es ist kein Stutzer, der durch sein Kleid glänzen will. Aber, wie gesagt, es giebt Ausnahmen, und Constanze Merwing war eine solche. Freilich, ganz makellos war auch Constanzens Schönheit nicht. Die Gestalt, die biegsame Taille, die Büste, der Nacken, das alles war schön wie an Canova's Pauline Borghese; ihr Gesicht aber litt unter der großen Beweglichkeit ihrer Züge, die etwas Spöttisches annehmen konnten; dann verlängerten sich ihre Augen, sie wurden schmal und mandelförmig, und feine Falten zogen sich an den Schläfen zusammen. In solchen Augenblicken war der Charakter von stolzer Ruhe, der sonst auf ihren Zügen lag, verwischt. Ihr Antlitz athmete nicht mehr die Musik aus, welche Lord Byron von schönen Gesichtern entgegentönte; es war kein schwärmerisches Gedicht voll Ideal und Jenseits mehr; es wurde so modern, so schalkhaft und so reizend, wie ein spöttisches Märchen von Heinrich Heine.

„Ich bin die Erste von allen Ihren Gästen," sagte Constanze, als sie die Frau vom Hause begrüßte; „zur Belohnung hat mir Ihr Mann diesen wundervollen Strauß überreicht."

„Das ist schön von Ihnen, Gräfin," antwortete Helene. Doch da Constanzens frühes Erscheinen nichts dazu beigetragen hatte, ihre Eifersucht zu vermindern, so setzte sie mit einiger Bosheit hinzu: „Aber auf die Aufmerksamkeiten meines galanten Gemals legen Sie keinen zu großen Werth — denken Sie, ich habe ihn eben ertappt, wie er mit dem Plane umging, Ihnen ein Gedicht zu überreichen, welches er nicht gemacht, sondern sich förmlich bestellt hatte! Heißt das nicht, sich mit fremden Federn schmücken? Er ist auch so beschämt gewesen, daß er es gleich zerrissen hat."

„Das ist Schade," lachte Gräfin Constanze; „Ihr Mann konnte sich ja mit Göthe entschuldigen, der sein Gedicht:

‚Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausend Mal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal . . .'

an zwei Damen zugleich gerichtet hat. Das war noch viel schlimmer, als ein abgeschriebenes Gedicht einer Dame zu geben, und besonders, wenn man sich die Verse ganz eigens bestellt hat."

„Ja, einen Hauspoeten darauf hält," fiel Habicht ein; „das ist ja noch viel feierlicher und verbindlicher, als wenn man der Dame zumuthet, sich mit dem

Dilettantenwerk, das man selbst zu Stande bringt, zu begnügen."

„Sehen Sie, so sind die Männer — er macht sich noch ein Verdienst aus seinem Plagiat," fiel die junge Hausfrau ein.

„Ich bin eigentlich so früh gekommen," sagte Gräfin Constanze, „weil ich Sie gern einen Augenblick allein sprechen wollte, liebe Helene, und Ihren Mann dazu. Sie wissen, seit dem Tode meines Vaters habe ich allerlei Angelegenheiten zu erledigen, so gut ich es mit meinem kindischen Verstande vermag, und nicht allein für mich zu sorgen, sondern noch obend'rein für Andere, die mir am Herzen liegen. Jetzt zum Beispiel für einen jungen Mann, den ich nie sah, der auch für's Erste keine Ahnung davon haben darf, daß es eine Gräfin Merwing giebt, die sich um ihn kümmert. Ihr Mann weiß darum, liebe Helene!"

„Mein Mann ist in Ihr Geheimniß eingeweiht?" fragte die junge Frau und riß sehr weit ihre hellblauen sanften Augen auf.

„Nur so weit man bei solchen Angelegenheiten eines Banquiers bedarf, bin ich eingeweiht," sagte Habicht.

„Jetzt muß ich durchaus den jungen Mann

selbst sprechen, mit ihm persönlich verkehren, und Sie begreifen, daß das eine sehr häklige unangenehme Aufgabe für ein junges Mädchen ist — es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß das fragliche Individuum von der gewöhnlichen Männerfadheit besessen ist, und dann ist es gar nicht möglich, unbefangen wie ein vernünftiger Mensch zum anderen über ernste Gegenstände mit ihm zu reden."

„Das ist wahr," fiel Helene lächelnd ein; „sie sind unerträglich, die Männer. Durch das, was Sie sagen, erinnern Sie mich, daß ich einen berühmten Dichter kenne, der auf seinen Reisen dafür sorgt, daß das Gerücht, er sei verlobt, ihm vorhergehe — aus Schonung für unser armes Geschlecht; so überzeugt ist er, daß sich Alle bei'm ersten Anblick in ihn verlieben werden."

Constanze verstand die kleine Bosheit nicht, welche Helene Habicht gegen sie in diese Anekdote legte, oder zeigte es wenigstens nicht, daß sie sie verstanden. Sie fuhr in heiterem Tone fort: „Es freut mich, Helene, daß Sie dieses Männervolk nicht höher schätzen, als es verdient; um so weniger werden Sie etwas dagegen haben, solch' einen Mann einmal auf ein Paar Tage auszuleihen."

„Auszuleihen?!"

„Darum wollte ich Sie bitten," antwortete Constanze lachend, „ich habe über einige Tage für ein Paar Stunden einen Mann nöthig; aber ich denke nicht daran, mir ein solches Möbel für immer anzuschaffen; bewahre mich der Himmel davor! nein, ich ziehe vor, es einer Freundin abzuleihen und dann an dem bestimmten Tage mit bestem Danke sauf et sain wieder zurückzugeben. Ich verspreche Ihnen, meine theure Helene, Sie sollen ihn wieder bekommen, wie er da ist, in seiner ganzen Pracht; kein Härchen seines eleganten Stutzbärtchens soll ihm gekrümmt sein, und wenn er irgend Schaden nimmt, so lass' ich ihn glänzend neu poliren, bevor Sie ihn mit schönstem Danke wieder erhalten."

„In der That," antwortete Helene, die bei diesem sonderbaren Antrage aus aller Fassung gerieth, „Sie treiben den Scherz so weit, Comtesse Constanze, daß er . . ."

„Daß es scheint, Sie haben doch eine bessere Meinung von uns Männern, als Sie gestehen," fiel Habicht rasch ein, um die Bewegung seiner Frau zu verdecken, welche nahe daran war, vor Zorn zu weinen: „denn ich sehe, Sie betrachten uns doch wenigstens als außerordentlich harmloses Möbel."

„Uebrigens, Helene, sollen Sie natürlich auch

gegenwärtig bleiben und ihn selbst im Auge behalten; das versteht sich, er soll nur für meinen Mann gelten, Sie meinethalb für die Gemalin seines abwesenden Bruders ... wir sind dann beide sicher, daß das, wie ich hoffe, nicht gar zu unvernünftige Individuum, welches ich erwarte, nicht seine überflüssigen Huldigungen an uns verschwendet."

„Und wo erwarten Sie dieses ... mythische Individuum? Hier in der Stadt?"

„Hier nicht — wir können unsere Rollen nur auf meinem Landgute spielen — da sind wir ungestört ... aber mythisch ist mein Ankömmling nicht, leider nur zu wirklich..."

„Meine Frau irrt sich zuweilen in den Fremdwörtern, sie hat mysteriös sagen wollen," fiel Habicht ein; „sie behauptet zwar Strauß gelesen zu haben, da ich aber dieser fixen Idee beharrlichen Unglauben entgegensetze ..."

„Ich weiß recht wohl, was mythisch ist, und Du brauchst gar nicht den Schulmeister zu machen, Arnold! Du siehst ja, daß man Dich zu etwas ganz Anderem ausersehen hat!" fiel Helene mit solcher verzweiflungsvollen Bitterkeit ein, daß Constanzen plötzlich ein Licht aufging.

„Mein Himmel, Helene, Sie sind ja so außer Sich über meinen Vorschlag, als glaubten Sie, ich wollte auf meinem Landschlosse an Ihrem armen Habicht mein Jagdrecht üben und ihn mit ausgebreiteten Flügeln über dem Thore aufnageln lassen. Poveretto! Sind Sie mir böse?“

Constanze nahm schmeichelnd die Hand der aufgeregten jungen Frau; sie war feucht und kalt.

„Sehen Sie,“ fuhr Constanze fort, „meine Beziehungen zu dem jungen Manne, von welchem ich sprach, sind allen Menschen ein Geheimniß, außer Ihrem Manne, der von seinem Vater dieses Geheimniß geerbt hat. Mein verstorbener Vater hat nämlich sein Bankhaus zur Vermittlung der Geldgeschäfte in dieser Angelegenheit gebraucht; da war es denn natürlich, daß ich, als ich beschloß, mir einen Mann zu borgen, an ihn dachte. Aber Sie wollen es nicht — und deßhalb verzeihen Sie . . .“

„Nein!“ sagte Helene mit sehr scharfer Betonung und ließ es ungewiß, ob diese Antwort sich auf ihr Wollen oder zugleich auch auf die erbetene Verzeihung beziehen sollte, denn sie stand auf, um ein Paar ankommende Damen zu begrüßen. — Auch Habicht erhob sich, den Gästen entgegenzugehen.

Constanze lehnte sich in dem weichen Sammtsessel zurück, in welchem sie Platz genommen, und sog den Duft des prachtvollen Straußes ein, den der Hausherr ihr vorhin überreicht hatte. Als sie die Blumen ihrem Gesichte nahe brachte, bemerkte sie, daß etwas Weißes unter den Kelchen der fein duftenden Rosen verborgen war; sie zog es hervor, es war ein fein beschriebenes Blättchen Papier. Constanze erschrack und sah auf; da Niemand seine Blicke auf sie richtete, trat sie rasch und still in den nächsten Salon und las den Zettel. Er enthielt die Worte:

‚Gräfin Constanze! Der Prinz liebt Sie mit glühender Leidenschaft; aber er ist zu schüchtern und blöde, es Ihnen zu gestehen, da er an Ihrem Herzen zweifelt und Ihrem Spotte zu verfallen fürchtet. Im Kampfe mit sich, und um der fortwährenden Qual zu entgehen, hat er beschlossen, Sie zu fliehen. Er will auf längere Zeit verreisen. Wollen Sie ihn zurückhalten, so kommen Sie dem Armen mehr entgegen, sprechen Sie das erste Wort aus!

Ein Freund des Prinzen.‘

Constanze las das Billet noch einmal, dann zerriß sie es nachdenklich in kleine Stücke, die sie in die Flammen eines Kamins warf. ‚Von wem kommt

das?' fragte sie sich . . . ‚Vielleicht von dem Prinzen selbst; es sähe solch' einer Hoheit ähnlich, es sich möglichst bequem machen und sich mein Herz auf dem Präsentirteller unterthänigst entgegen tragen lassen zu wollen!'

Drittes Capitel.

Eine ernste Lebensfrage.

Gräfin Constanze blieb eine Weile in Nachdenken versunken, dann, als suche sie sich von ihren Gedanken zu befreien, erhob sie das Haupt und musterte all' die Pracht, welche sie umgab. Herr Habicht hatte bei seiner Vermälung dem ganzen Hause eine andere Einrichtung gegeben und dabei auf's Neue den außerordentlichen Geschmack bewiesen, der ihn schon lange zum Rathgeber aller eleganten Damen gemacht hatte. Der Salon, in welchem die Frau vom Hause in diesem Augenblicke empfing, war weiß und roth decorirt; rother Damast in Panneaux bedeckte die Wände, eingefaßt von weiß lackirten

Rahmen und Lambris mit reichen Vergoldungen auf den Leisten und den geschnitzten Blumen-Guirlanden. Ueber den vier Flügelthüren waren die vier Jahreszeiten dargestellt, Landschaften von der genialsten Erfindung und märchenhaft phantastischem Geiste. An der Wand, welche dem Haupteingange gegenüber lag, befand sich ein Kamin, mit weißem Marmor eingefaßt, und über demselben eine ungeheuer große Scheibe starken Glases, durch welche der Blick in den zweiten Salon fiel, und die, da Jedermann beim Eintreten in ihr einen Spiegel zu sehen glaubte, den seltsamsten optischen Effect hervorbrachte. Der zweite Salon war mit grünen Sammt-Tapeten ausgeschlagen, Vorhänge und Portièren aus demselben Stoffe; einige sehr sorglich restaurirte und überfirnißte Ahnen der jungen Frau vom Hause schmückten in goldstrotzenden Rahmen diesen Raum. Dann kam der Tanzsaal mit seinem feinen Parquet von Münchener Schreinerarbeit, die Wände getäfelt und auf's Reichste mit Zierrathen im Geschmacke des Zeitalters, dem Franz I. und Primaticio ihre Namen aufprägten, mit Hautrelief-Figuren und harmonisch gewählten dunkleren Farben geschmückt. Eine große halbrunde Nische war bis oben hin mit exotischen blühenden Gewächsen bekleidet; unten plätscherte ein Springbrunnen und warf aus seinem

marmornen Bassin in starkem Strahl den dürstenden Blumen Tropfenschauer zu, durch welche die hellen Gaslichtstrahlen einen zitternden Regenbogen flochten. Hinter dieser Blumennische war das Orchester verborgen, so daß hier Duft, Töne und Farben bald in einander überzufließen und bald wie in feenhaftem Bewegtsein sich wieder zu lösen schienen. Am Ende des Tanzsaales befand sich ein maurisches Cabinet, nach Zeichnungen aus der Alhambra angelegt: bei Tage strömte das Licht durch eine Kuppel von oben ein, jetzt war das allerliebste, feenhafte Cabinet nur durch das Licht erhellt, das aus dem Tanzsaale kam, und in dieser halben Beleuchtung, welche die schreienden Farben milderte, nahmen sich seine schlanken Säulchen, seine kühngeschwungenen Arabesken, seine abenteuerlichen Bogenformen doppelt phantastisch aus. Das war ja auch die Absicht: vom ersten Eintritt in's Haus stufenweise in eine immer phantastischere Welt zu führen und den Gast endlich, ganz von alltäglichen Formen und Gestalten fortgelockt, in eine märchenhafte Welt, in einen Zauberpark der Schönheit und des Glanzes zu versetzen. Constanze hätte denn auch in der That vor Freude beinahe aufjubeln mögen, als sie in die Galerie trat, welche auf die Alhambra-Zelle folgte; sie sah sich wie mitten in

das Reich der Blumen-Göttin, wie in das innerste Heiligthum Flora's getragen. Sie war in einem Walde, wie man sich einen Wald in den Thälern des schönsten und fernsten Landes der Sagenwelt denkt. Die Wände waren wie verschwunden, Alles bedeckte die reichste und üppigste Pflanzen-Vegetation, und eben so war die Decke verschwunden; denn Palmen, Bananen, Stämme von außerordentlicher Größe reichten sich von rechts und von links die hohen schöngeschwungenen Arme und überwölbten den Raum mit ihrem Laube. Zwischen diesem Laube strahlten die schönsten der Blumenkelche — so schien es wenigstens — das Licht aus: es waren weiße Lilien- und Daturakelche, rothglühende Cactusblüthen, die, aus mattgeschliffenem Glase nachgebildet und in dem Laube vertheilt, die Gasflammen umfingen. Das Ganze war wie einer Traumwelt angehörig. Am Ende dieses Blumenreiches befand sich ein halbrundes Bogenthor, wie der Chorabschnitt einer Kirche, von den weitausgreifenden Armen zweier riesigen Latanien gebildet. Es war der Eingang zu einem runden Gemache, dessen Wände eben so wie die des vorderen Raumes von einem üppigen Pflanzendickicht bedeckt waren. Im Hintergrunde dieser Rotunde war eine Art von Altar errichtet, eine tafelartige, mit Moos, Muscheln

und kostbaren Erzstufen bedeckte Erhöhung, von einer Reihe hoher, blumen- und laubumwundener Bogen überspannt, die sich nach hinten perspectivisch verkleinerten, so daß sich eine Nische bildete; in den Bogen hingen goldene Käfiche mit ausländischen Vögeln von buntem und farbenreichem Gefieder, und zwischen den Bogen rankten sich blühende Pflanzen, Azaleen, Calciolarien und andere in strotzender Fülle empor. Im Hintergrunde aber unter dem letzten und kleinsten der Laubbogen leuchtete die weiße Marmor-Gestalt einer schlanken Najade durch die grüne Blätterfülle und warf mit zurückgebeugtem Haupt aus der Schale in ihrer anmuthig emporgehobenen Hand einen Wasserstrahl in die Höhe, der in funkelnden Perlchenschauern in eine weiße Muschel niederplätscherte; rechts und links glänzten in großen Glaskugeln die goldenen Schuppen spielender Goldfische, und über Alles gossen die reichsten Gasflammen ihre Lichtströme aus.

Vor diesem Altar, in der Mitte des Raumes, aber befand sich die Krone des Ganzen, die eigentliche Königin der Zauberwelt ringsum. Ein großes rundes Bassin mit breitem moosbedecktem Rande war in den Boden eingelassen, so groß, daß es über die Hälfte des ganzen Raumes einnahm, und auf dem Wasser schwamm, bei Constanzens Nahen in leises

Schaukeln gerathend, die Königin der Blumen, die wunderbarste Blüthe des Pflanzenlebens, die Riesen-Nymphäe Victoria Regia. Sie strömte den herrlichen Duft aus den ungeheuren Kelchen, die, blendend weiß, in der Mitte sich dunkelrosenroth gefärbt hatten, während ihre braungrünen Blätter so mächtig weithin sich über das Wasser legten, daß sie einem Kinde hätten als Nachen dienen können.

Constanze stand lange vor der Blume und sog den süßen Duft ein und berauschte sich an der Schönheit dieses eigenthümlichen Gebildes, welches sie heute zum ersten Male sah. Sie empfand eine so tief innere Freude an diesem wunderbaren ergreifenden Anblick, daß sie hätte aufjubeln mögen — und dann wieder weinen; denn das war die gewöhnliche Wirkung der Schönheit auf sie, daß sie inmitten einer herrlichen Landschaft oder vor einem erhabenen Werke der Kunst Thränen in ihre Wimpern treten fühlte.

Sie hörte Schritte hinter sich, und im lebhaftesten Mittheilungsdrange wandte sie sich rasch mit den Worten um: „Ach, ich bitte Sie, kommen Sie, sehen Sie . . .“

Constanze unterbrach sich — sie hätte Alles in der Welt gegeben, hätte sie diese lebhafte Einladung, ihre Freude zu theilen, zurücknehmen können. Der

Schall von Tritten, den sie vernommen, war durch nichts Anderes hervorgebracht, als durch die äußerst schmalen, äußerst glänzenden Ballstiefelchen Seiner Hoheit des Erbprinzen August.

Der Prinz August war eine feine Gestalt von mittlerer Größe, die in jeder Bewegung eine bei einem Manne auffallende Anmuth zeigte; seine Züge waren hell und rosenroth und hatten etwas Gewinnendes durch den Ausdruck von rückhaltlosem Wohlwollen; doch blitzte neben diesem Ausdrucke der aufrichtigsten Herzensgüte aus seinen blauen Augen auch ein Zug von schalkhafter Heiterkeit, von jenem Humor, der sich gebildeten Naturen, wenn sie viel unter Menschen sich bewegen, unwillkürlich anheftet und bei den weniger wohlwollenden in Spott und Ironie übergeht. Der Prinz war in eleganter Ball-Toilette. Auf seinen Rang deutete nichts als das Großkreuz seines Hausordens, das sich an einem himmelblauen Moirée-Bande um seine weißseidene Halsbinde schlang, und der Orden des goldenen Vließes, der an einem vierfach genommenen goldenen Kettchen in seinem Knopfloche hing.

Constanze suchte ihre kleine Verlegenheit durch einen Scherz zu bemänteln. „Verzeihen Sie, Hoheit," sagte sie mit einer tiefen Verbeugung, — „meine

respectwidrige Anrede — ich ahnte nicht, wem ich den Frevel beging, den Rücken zuzuwenden!"

„Wie grausam, erlauchte Gräfin!" antwortete der Prinz im selben Tone — „als ob Sie nicht schon durch Schiller's Glocke orientirt sein könnten, wenn Sie Schritte ‚auf Ihren Spuren' vernehmen!"

„Aber in der That, Prinz," fuhr Constanze erröthend und rasch ablenkend fort, „sehen Sie einmal diese wunderbare Pflanze an. Ist das nicht unaussprechlich schön?"

„Sie haben Recht, Gräfin — es ist ein außerordentlich schönes Exemplar der Nymphaea gigantica — es ist eine erst kürzlich entdeckte Pflanze, die man aus dem Innern Australien's zuerst nach England und dann nach Belgien, nach Gent, wenn ich nicht irre, verpflanzt hat."

„Und die nun, wie alles Schöne, endlich hier in Deutschland bei deutschem Verehrungsdrange erst zu ihrer wahren Würdigung gelangt."

„Weßhalb sagen Sie das?"

„Ei, sehen Sie denn nicht, daß man ihr einen Tempel erbaut und einen förmlichen Altar errichtet hat?"

„Den Altar, neben dem ich Sie finde, nur der todten Blume?"

„O, wie galant!“ rief spöttisch Constanze — „nein, ganz im Ernst, mein Prinz, ich bin nur die Priesterin in diesem Heiligthume; darum nehmen Sie Sich in Acht, Prinz, ich bin ernst und streng gegen jede Fadheit, unerbittlich wie Iphigenie, als sie der taurischen Göttin diente!“

„Dann,“ fiel rasch mit halblauter und bewegter Stimme der Prinz ein, „müssen Sie auch mit Iphigenie sprechen:

‚Weh' dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg . . .‘“

„Ach, Sie sind unausstehlich, Sie wissen Alles auswendig,“ antwortete Constanze tieferröthend — „Schiller, Göthe . . .“

„Es ist besser, als wenn man mich auswendig wüßte! — Sie machen dabei ein ironisches Gesicht, Gräfin Constanze; Sie denken: als ob man Dich nicht auswendig kennte, nicht wahr? und doch . . .“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Prinz!“ fiel Constanze hastig ein, „ich bin durchaus nicht so eingebildet, wie Sie glauben; daß ich Sie nicht auswendig kenne, zeigen Sie mir eben jetzt; denn ich hätte gedacht, daß Sie Sich ganz anders mit mir über diese Schönheit hier freuen würden, und statt dessen —“

„Ich bewundere die Priesterin eben mehr, als die Göttin . . .“

„Statt dessen machen Sie höchst fade Complimente. Können Sie denn wirklich kalt bleiben bei diesem himmlischen Anblick?“

Ueber das Gesicht des Prinzen lagerte sich ein Ausdruck, den man halb als Aerger, halb als Trauer deuten konnte. Er verschränkte die Arme auf der Brust, und zu der Nymphaca hinabblickend, sagte er: „Glauben Sie das nicht, Constanze: ein solcher Anblick übt einen mächtigen Zauber auf mich, so mächtig, daß er Jedem ein unverständliches Geheimniß wäre, der nicht meine ganze Lebensrichtung durchschaut!“

„Da machen Sie mich in der That neugierig — ein geheimnißvoller Zauber, der Sie und die Blume, den Märchenprinzen und hier die verwunschene schlummernde Schönheit zu unseren Füßen verknüpft? — O, man sollte sie zusammen abmalen, den Prinzen und die Blume; sie gäben beide zusammen eine prächtige Vignette zu einem Capitel aus Tausend und Einer Nacht!“

„Sie sind heute so spöttisch, Constanze, daß sich gar nicht ernstlich mit Ihnen reden läßt.“

„O, ganz im Gegentheil, ich bin, wenn ich

etwas recht Schönes sehe, immer in der ernstesten Stimmung von der Welt, ich wäre aufgelegt, über die letzte Bestimmung des Menschen und über die düsterste Faustfrage der Existenz zu discuriren, wäre es nicht gegen alle Regeln der Schicklichkeit, auf einem Balle an so Etwas zu denken und die Gemüthsruhe eines Prinzen mit so hochverrätherischen Belästigungen zu unterbrechen."

Dem Prinzen that dieser fortwährende Spott Constanzens, zu dem ihm freilich jeder Schlüssel fehlte, innerlich weh! Um diese Stimmung in ihr zu ertödten, war es ihm wirklich ganz willkommen, zu irgend einem Gegenstande voll tiefen Ernstes überzugehen; darum antwortete er: „Bitte, nennen Sie mir eine der düsteren Faustfragen, welche Ihren Sinn gefangen halten — vielleicht, daß hier in diesem Heiligthume, das wie die Nandana, des hohen Gottes Indra Lusthain, duftet, in diesem erotischen Versteck voll von Farben und Düften, die vom Ganges stammen, etwas von brahminischem Tiefsinn über uns kommt und es uns gelingt, dem Räthsel der Schöpfung um einen Schritt näher zu treten!"

„Ist das wirklich Ihr Ernst? Hier, wo wir mit allem diesem Luxus, ich möchte sagen, dafür bezahlt werden, uns zu amusiren, dürfen wir uns da in

abstruse Grübeleien versenken und mit gerunzelten Stirnen fragen: was ist der Urgrund aller Dinge? oder: was halten Sie für die Bestimmung des Menschen?"

„Weßhalb nicht?" entgegnete Prinz August lächelnd: „die Bestimmung des Menschen? Darauf kann ich gerade hier die beste Antwort geben. Da die Blume ist meine Antwort — wir sollen werden, was sie, wir sollen uns zu einem schönen Dasein entfalten!"

„Und dann verblühen, sterben?"

„Nein — indem wir hier zu einer geistigen Blüthe werden, gehen wir der Menschheit nicht verloren; sie blüht in uns auf, und je mehr, je reicher sie blüht, je mehr Menschenknospen dahin gelangen, die ganze Blätterpracht, welche in ihnen verborgen, auch wirklich zu entfalten, desto schöner wird die Menschheit im Ganzen, desto reiner, göttlicher, edler stellt sich die Gesellschaft dar, desto näher treten wir dem Ideal."

„Das ist mir doch für uns Menschen zu blumenhaft; unsere Aufgabe ist doch wohl, zu wirken, zu arbeiten, zu streben."

„Streben! nun ja — das Streben, innerlich zu wachsen, zu werden."

„Kein Streben nach außen? Sollten wir außer Resultaten für uns nicht auch unmittelbar Resultate für Andere zu erreichen suchen — sollte nicht handeln auch zu unserer Bestimmung gehören?“

„‚Höh're Naturen
Zahlen mit dem, was sie sind!‘“

antwortete der Prinz mit Goethe.

„Das ist eine gefährliche Lehre. Das giebt Blumen, die allerdings schön sein mögen wie die vor uns, aber die auch wie diese sich stumm und in sich selbst versenkt auf einem kalten, farblosen Elemente schaukeln — dem Egoismus.“

„Was ist Egoismus?“ antwortete der Prinz; „ist es etwas Verwerfliches? Das Schöne ist aristokratisch, es ist exclusiv, es ist egoistisch — das ist seine Natur — wer kann es tadeln?“

„Sie sprechen immer vom Schönen!“ — fiel Constanze ein, indem sie, nur noch an die aufgeworfene Streitfrage denkend, sich auf einen der beiden kleinen chinesischen Rohrstühle niederließ, die der Prinz eben herbeigeholt hatte.

„Nennen Sie es statt des Schönen das Ideal,“ unterbrach sie Prinz August, „oder wie Sie wollen, das Göttliche. — Aber weßhalb ist es das Göttliche, warum ist es das Ideal? Doch nur, weil es das

Urbild des Schönen ist. Sie werden immer auf die Schönheit zurückkommen. Das Schöne ist die Krone, der höchste Aufschwung der Schöpfung — es ist das, was zu erreichen unsere letzte irdische Aufgabe ist. Weßhalb lächeln Sie, Constanze?"

„Ich denke an Filippo Neri, den wunderlichen Heiligen, und seine Frage an seinen hoffnungstrunkenen jungen Freund: ‚Und dann?‘ Wenn Sie das Schöne erreicht haben — und dann?"

„Die Antwort darauf liegt jenseit unseres Gesichtskreises. Wir bewegen uns in einem Raume voller Dunkelheit; nur durch eine schmale Oeffnung strahlt ein himmlisches Licht in diese Oede; dieser Strahl des Glanzes einer jenseitigen Sonne ist das Schöne: was sollen wir anders thun, wir armen irrenden Geister, als uns an diesem Strahle emporheben, so weit wir eben kommen können?"

„Bei Ihrem ausschließlichen Cultus des Schönen müßten die Künstler die am höchsten stehenden Menschen sein."

„Nicht immer. Die meisten Künstler suchen das Schöne zu gestalten, aber nicht sich selbst schön zu gestalten. Sie streben dem Schönen nach, nicht damit es ihnen, sondern damit es ihrer Leinwand oder ihren Versen zu Gute kommt. Nennen Sie mir aber

Künstler jener Art, von denen die Sand sagt: ‚Kein großer Künstler ohne große Traurigkeit,' oder Naturen, zum Beispiel wie Göthe, dann sage ich gern Ja."

„Da haben wir's: wie Göthe! das ist der große Abgott aller Egoisten, aller bequemen Genußsüchtigen."

„Verachten Sie mir den nicht, Gräfin Constanze! Glauben Sie mir, es hat eine ungeheure, eine ehrfurchtgebietende Arbeit dazu gehört, das zu werden, was dieser Mann geworden ist. Diese Nymphaea gigantica im Pflanzenreiche der Menschheit hat ihre Wurzeln in die tiefsten Abgründe des Daseins senken, sie hat den reinsten Aether, der die Höhen des Gedankens umflutet, trinken müssen, um so groß und mächtig zu werden, um mit ihren Blättern das Geistesleben einer Nation überschatten und in ihrem Kelche den Samen für die geistige Aussaat eines Jahrhunderts zeitigen zu können. Sagen Sie mir, Constanze, wenn wir Alle eine solche harmonische Bildung, ein solches überall die Schönheit spiegelndes Wesen erreichten, hätten wir damit nicht genug erreicht, für uns und für die Welt?"

Constanze schüttelte sinnend das Haupt.

„Gewisse Naturen, ja," sagte sie; — „aber als Norm, welche die Thätigkeit Aller regeln soll, kann ich Ihre Ansicht nicht gelten lassen. Sie denken Sich

die Welt ruhend, — freilich charakteristisch für einen Prinzen, dessen Thätigkeit im ‚Geruhen‘ besteht. Ich denke sie mir in Bewegung; oder besser, Sie überschauen von Ihrer Höhe herab die Welt, ich überschaue nichts als das Leben, welches an mir vorüberströmt. Inmitten dieses Stromes, der in ewigem rastlosem Treiben ist, frage ich: was soll der Mensch? Sie antworten: auf eine stille Insel treten und schön zu werden suchen, umgeben von Plato und Spinoza und Hegel und anderen Erfindern von kosmetischen Mitteln des Geistes. Das ist am Ende eine brahminische Lotosträumer-Weisheit; nein, am Ende würde das uns zu den Ascetikern und Mönchen zurückführen, so verschieden, das gestehe ich gern, auch der Geheimerath von Göthe, von dem Sie ausgehen, und der seraphische Pater Franziscus von Assisi sein mögen. — Ich meinerseits glaube, nicht sich allein eine Arche bauen soll der Mensch, sondern mitbauen am großen Schiffe, das uns Alle über die Fluten, die das Menschengeschlecht bedrängen, an die Ufer einer glücklicheren Welt tragen kann; und nicht allein mitbauen, auch mitrudern muß unsere Hand, wenn einst das große ‚glückhafte‘ Schiff fertig geworden.“

„Ich muß Ihnen zu meiner Beschämung gestehen,

daß ich das „glückhafte' Schiff nicht kenne, aber wohl Sebastian Braud's „Narrenschiff,'" fiel lachend der Prinz ein, „verzeihen Sie diese litteraturhistorische Reminiscenz aus einer Zeit, die sich nicht sehr durch Höflichkeit auszeichnete. Doch in der That, ich glaube nicht an die Vollendung des Schiffes, und ich bedaure die Kräfte, welche die Schwärmerei so vieler Hunderttausende, die Holz dazu zusammentragen, vergeudet."

„Aber Sie werden mir nicht widersprechen können, daß diese Schwärmerei in allen Menschen lebt, welche überhaupt eine Lebhaftigkeit des Geistes in sich tragen. Welche Naturen stellen Sie am höchsten?"

„Die contemplativen."

„Ich die genialen."

„Und die genialen Naturen?"

„Fühlen insgesammt den Drang und Trieb, zu schaffen. — Das ist die höchste Aeußerung der Gottheit. Das Schaffen ist also auch die höchste menschliche Lebensäußerung; können wir nicht schaffen, so sollen wir wenigstens streben, wirken, handeln. Ihre Pflanze, die im Treibhause der Bildung, aus dem mit der Asche aller Geschlechter vor uns gedüngten Boden ihre Nahrungsstoffe zieht, mag sich zu einer schönen Blume entwickeln, aber der Mensch ist eben

Mensch und nichts Lebloses — das Lebendige ist aber das Wollen, das Streben, das Erreichen. Der Geist ist eine elektrisch gefüllte Wolke; Sie wollen diese Wolken in schöner Gestaltung ruhig und still am Lebens-Horizont vorüber ziehen sehen — ich will, daß der Blitz daraus niederschmettre, der Donner rolle. Ich will Licht, Glanz, Feuer!"

„Und dann?" fragte Prinz August lachend.

„Dann!! Das Dunkel wartet Ihrer, wie meiner!" versetzte Constanze.

Sie wurden an dieser Stelle ihres Zwiegesprächs unterbrochen. Mehrere Gruppen von Gästen nahten sich plaudernd, bewundernd und neugierig. Als sie den Prinzen in so eifriger Unterhaltung erblickten, blieben sie freilich in respectvoller Entfernung; doch war das Gespräch der beiden jungen Leute durch ihr Kommen gestört; Constanze erhob sich, um sich zu einigen Damen ihres Umganges zu gesellen, der Prinz ging, um Herrn Habicht die Complimente über seinen Geschmack zu sagen, welche dieser mit Sehnsucht aus dem Munde seines vornehmsten Gastes erwartete!

In den vorderen Zimmern hatte sich unterdeß eine glänzende bunte Versammlung eingefunden. Menschen aller Arten waren da zusammengeströmt —

Höflinge, Adel, Diplomaten, Künstler, Geldmenschen, Actenmänner, Soldaten — Menschen, die sich in solcher Umgebung heimisch, wohl und angeregt fühlten — andere, die gedrückt und beengt sich durch die Gruppen schlängelten und den Albums und Bronze-Statuetten und Gemälden eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkten — wieder andere, die in den feierlichen schwarzen Anzügen den Eindruck eigenthümlicher Gezwungenheit machten und sich bestrebten, durch eine feierlich grinsende Freundlichkeit und lächelnde Blüthe ihres Gesichts mit dem äußeren Aufputz in Harmonie zu bleiben. Im Ganzen aber hatte der Umstand, daß Seine Hoheit der Erbprinz sich anwesend befanden, sicherlich der Hälfte aller Anwesenden die Gemüthsruhe benommen.

Zu denen, welche sich jedoch keineswegs aus dem Gleichgewicht bringen ließen, gehörte Herr Heinrich Ulrici, der Buchhalter. Er fühlte sich ganz außerordentlich wohl. Wenn er sprach, so schloß er die Augen und gab seine Worte von sich wie ein Augur, und am Ende seines Satzes öffnete er sie, und dies machte jedes Mal einen höchst wirksamen Effect, den er dadurch verstärkte, daß er dabei die Stirn in Runzeln zog und diese Runzeln auf- und abrollen ließ. Er erhöhte die Heiterkeit der ihm Nahestehenden

durch einige vortreffliche Anekdoten, und in der menschenfreundlichen Sorge, möglichst viel zur Unterhaltung der Anwesenden beizutragen, sprach er sehr laut, um eine so große Anzahl von Gästen wie nur immer möglich von seinen Worten profitiren zu lassen. Er war auch bewundernswürdig in den Modulationen der Stimme, und schlagend waren die Contraste, womit er heimlich hier und da einen der aufwartenden Diener, der irgend ein Versehen beging, anfuhr und dann sich wieder in voller Liebenswürdigkeit zu einem der Eingeladenen wandte. Wenn er mit seiner Braut sprach, so ging seine Stimme in ein leise säuselndes Flöten über. Fräulein Friederike Curtius war am Arm eines jungen Malers gekommen, der sie aus Gefälligkeit portraitirt hatte und der zum Lohn durch die Fürsprache des Herrn Ulrici mit einer Einladungs-Karte zu dem heutigen Feste beehrt worden war. Der Ball hatte begonnen. Herr Ulrici hatte sehr laut das Zeichen dazu gegeben, indem er seine breiten Hände so rücksichtslos, als ob es ein paar Schellenbecken gewesen wären, behandelte. Dann zog er seine Braut zum ersten Walzer auf.

„Nun, holen Sie Sich eine Dame, Manfred,“ sagte er im Vorübergehen zu dem Maler.

„Ich kenne keine der Damen — ich tanze auch zu schlecht.“

Herr Ulrici war schon vorüber und hatte die Antwort gar nicht gehört. Der junge Mann drückte sich zur Seite, um den Tanzenden Platz zu machen. Das bunte, glänzende, flitternde Schauspiel vor ihm schien ihn beinahe zu langweilen oder mit seiner Stimmung zu wenig zu harmoniren, um ihn zu fesseln. Die nackten Hälse, die wehenden Flor-Roben, die geschlenkerten Füße und Waden der Tänzerinnen schienen für sein junges Blut auch nicht das geringste Erhitzende zu haben. Eine Zeit lang stand er den Rücken an einen Thürpfosten lehnend und blickte mit seinen eigenthümlich glänzenden, von langen dunklen Wimpern beschatteten braunen Augen in das Gewühl, dann wandte er sich, strich mit der Hand durch das krause Haar und verlor sich in die Blumengalerie. Hier begegnete ihm Constanze Merwing, am Arm einer Freundin, gefolgt vom Prinzen August und mehreren Herren. Manfred blieb stehen beim Anblicke des schönen jungen Mädchens; sie machte augenscheinlich einen tiefen Eindruck auf ihn. Seine Blicke flogen ihr nach, wie sie sich nach dem Tanzsaal hinab bewegte; es waren reine, helle Blicke voll unselbstsüchtiger Bewunderung, die eher mit offener Freude, als mit Sehnsucht oder Verlangen auf das schöne Wesen sahen. Manfred war es gewohnt, so auf das

zu blicken, was Begehrenswürdiges, Reizendes im Leben an ihm vorüberzog. Er war es gewohnt, Alles, was bei glücklicheren Menschenkindern Sehnsucht erweckt, an sich vorübergehen zu lassen, wie man die Sterne am Horizont vorüberziehen sieht. Sie sind zu fern, um ein Verlangen zu wecken. Der Inhalt seines Lebens war Entsagung gewesen. Er trug dieses ewige Entsagen nicht wie einen Druck, sondern wie etwas, was sich von selbst versteht, was eine nicht zu ändernde Lebensbedingung geworden, was in der Natur der Dinge liegt.

Er ging weiter, er kam bis in die Rotunde der schönen Nymphäe, die er lange bewunderte, bis er vom Stehen ermüdet sich einen der leichten, mit chinesischem Lack und Vergoldungen bedeckten Rohrstühle herbeitrug. Er stellte ihn in den Winkel neben den Blumen-Altar. Hier lauschte er versteckt den Tönen der gedämpft herüberschallenden Tanzmusik, die sich in das Rieseln und Plätschern des Springbrunnens mischten, und sog den Duft der Blumen ein, welcher etwas Betäubendes und Einlullendes hatte.

Es war Niemand in dem runden Gemache; Manfred schloß wie ermüdet die Augen, bis er nach einer Weile plötzlich durch ein paar Stimmen aus

seinem Träumen aufgeweckt wurde. Er sah die Sprechenden nicht, sie waren ohne alles Geräusch auf den Teppichen, welche den Boden bedeckten, herangekommen und hatten sich so gestellt, daß sie vor Manfred's Blicken durch den Blumen-Altar bedeckt wurden.

„Und wie will Graf Julian es anfangen? hat er nichts darüber in seinem Briefe angedeutet?" fragte die eine Stimme.

„Nichts — er verlangt nur stürmisch von uns, daß wir ihn aus seiner jetzigen Situation befreien. Er glaubt, es lasse sich das leicht beim Regenten bewerkstelligen. Wenn man, meint Julian, dem Fürsten die Sache unter einem plausibeln Gesichtspuncte darstelle, werde er sicher keinen Anstand nehmen, seine, Merwing's, Begnadigung auszusprechen."

„Uebernehmen Sie das, Rottenau!"

„Ich will es thun — gleich morgen nach der Cour. Unterdeß behalten Sie die beiden Herrschaften im Auge. Drieburg's Kunststück von diesem Abend — Sie wissen, mit dem Briefchen, das er durch Habicht's Kammerdiener in den für Constanze bestimmten Strauß bringen ließ — hat nichts verfangen. Er dachte, Constanze würde in ihrem weiblichen Hochmuth über sein anonymes Billet außer sich gerathen und den Prinzen so abstoßend behandeln,

daß er sich von ihr zurückziehen würde. Aber ich habe ihm gleich gesagt, sie ist nicht die Heilige, die er in ihr sieht, und die Aussicht, einen Thron zu gewinnen, hat so gut ihr Verlockendes für sie, wie für jedes andere Weib! Constanze und der Prinz sind im schönsten Vernehmen. Sie standen wenigstens eine Viertelstunde hier in diesem Zimmer im Zwiegespräch und hatten darüber Gott und die Welt vergessen."

„Es ist die höchste Zeit, daß Graf Julian kommt und diese unselige Passion des Prinzen zu Ende bringt."

„Wenn es ihm nur so rasch gelingt, wie Sie glauben, Rottenau!"

„Dem gelingt Alles," fiel der Andere lachend ein, „und gewiß am leichtesten, ein junges Mädchen zu verderben. Das fällt in seine Specialität. Uebrigens, lieber Dunow, kann ich Ihnen versichern, daß ich auch die schönste Handhabe gefunden habe, an welcher Julian Merwing anknüpfen kann, sobald er hier ist."

„Sie machen mich neugierig — was ist das?"

Der Sprecher, der Rottenau hieß, machte eine Pause, — vielleicht blickte er um sich, zu sehen, ob er noch allein sei, — dann fuhr er fort mit noch leiserer Stimme:

„Sie wissen, Helene Habicht ist meine Cousine, mit mir aufgewachsen, und deßhalb hat sie keine Geheimnisse vor mir. Denken Sie Sich nun mein Vergnügen, als mich die kleine Frau eben in das jüngste ihrer jungen Ehebekümmernisse einweiht. Sie glaubt, Constanze Merwing habe es wie eine ausgemachte Coquette darauf abgesehen, ihrem Manne den Kopf zu verdrehen . . . sie sei so weit gegangen, klagte sie mir, ihm . . .“

Hier wurde die Stimme so leise, daß Manfred sie nicht mehr verstand; aber er vernahm die andere, die rasch und laut einfiel:

„Unmöglich! für so abenteuerlich oder leichtsinnig — wie soll man's nennen? — hätte ich sie nicht gehalten. Auf ihrem Landsitz Melsenz?“

Der Andere antwortete wieder so leise, daß Manfred der Sinn der gemurmelten Worte entging. Er hörte nur noch einige Mal die Worte Melsenz, Julian, dann sagte der Eine:

„Das ist sicher, in jeder weiteren Viertelstunde, worin Constanze des Prinzen habhaft wird, um ihn mit ihren schwärmerischen Ideen, ihren falschen politischen Principien zu umstricken, liegt für uns eine tödtliche Gefahr — wir müssen schnell und kräftig handeln.“

Die Beiden gingen. Manfred blieb mit klopfendem Herzen in seinem Verstecke zurück. Die Namen Rottenau, Dunow waren ihm als die zweier reichen und mächtigen Grundbesitzer, zweier Koryphäen der anti-constitutionellen Partei bekannt. Der große breitschultrige Dunow mit dem Unterkinn und den gewaltigen schwarzen Augenbrauen war der Percy Heißsporn dieser Partei; der schmächtigere Rottenau mit dem hellblonden Haar, dem fuchsrothen Backenbart und den wasserblauen Augen war ihr erfindungsreicher und ränkegewandter Ulysses!

Manfred erhob sich. Er schritt langsam dem Ballsaale wieder zu, wo Constanze in diesem Augenblicke sorglos am Arm eines Tänzers über das glatte Parquet schwebte.

Hatte Manfred vorher mit einer Bewunderung ihr nachgeblickt, die, so groß sie auch war, doch von ihr sich wieder zurückzog, wie von einer zu fremdartigen und hohen Erscheinung, als daß irgend ein tieferes Gefühl sich darein hätte mischen können, so war es jetzt etwas Anderes. Es war ihm plötzlich eine Sorge um sie aufgedrungen, sie erschien ihm der Hülfe, des Schutzes bedürftig. — Die Unnahbare, Hohe stand plötzlich im Bereiche seines Gefühls, war ihm menschlich nahe gerückt. Es zog ihn zurück

zu ihr, und sein Auge haftete auf ihr, wie unwiderstehlich in die anmuthigen Kreise gezogen, welche ihre schöne blühende Gestalt im verschlungenen Tanze beschrieb.

Herr Habicht — denn er war eben der Tänzer Constanzens — führte seine Dame zu einem Fauteuil. Während er mit ihr sprach, war es, als ob sie die magnetische Wirkung fühle, welche ein auf uns gehefteter Blick übt, daß wir aufsehen und ihm begegnen müssen. Constanzen fiel die Erscheinung des jungen Mannes auf, der, die Arme über der Brust verschlungen, dastand und aus der Ferne, unbeirrt durch die den Zwischenraum füllenden, immer bewegten Gruppen, beständig auf sie blickte. Es lag etwas Seltsames, etwas Fremdartiges in dem Blicke dieser braunen Augen. — That es die hohe, vorgewölbte Stirn, welche wie die Stirn eines Kindes war, oder thaten es die langen dunklen Wimpern, es lag ein auffallender Ausdruck des Beschattetseins, der Sanftmuth und Milde darin: kurz, Constanze fühlte sich angezogen von ihnen, während Manfred mit einer Art stiller Trauer auf sie blickte.

„Wer ist jener junge Mensch dort am Eingange des Saales?“ fragte sie, „der mit dem blassen Gesicht und den braunen Locken — er trägt eine

Vorstecknadel von falschen Steinen und einen grünen Frack . . ."

„Ach, verzeihen Sie," fiel Habicht erröthend ein, „es muß irgend ein Protégé meines Buchhalters sein, — ich glaube, es ist ein Maler . . . ja, ich besinne mich, er ist Landschaftsmaler, Manfred Wallpott heißt er . . ."

„Was soll ich Ihnen verzeihen?"

„Nun, die nicht immer ganz präsentablen Echantillons sehr gemischter Gesellschaftsschichten — unser eins hat eben Verpflichtungen."

„Er hat die Augen eines Mädchens," unterbrach ihn Constanze ablenkend; „aber da kommt Ihre Frau, Herr Habicht, welche Sie sucht."

Constanze erhob sich und nahm den Arm einer Freundin, welche sie in der Nähe erblickte, um mit ihr auf- und abzuwandeln. Die beiden Frauen gingen, um frische Luft zu schöpfen, durch eine Enfilade von Zimmern, in welchen gespielt wurde. In einem allerliebsten Cabinet am Ende der Zimmerreihe, dem Boudoir der Hausfrau, warfen sie sich auf die schwellenden Polster eines Divans; der Raum lud in der That zum Ruhen ein und war ganz matt erleuchtet; auch war Niemand außer den beiden Damen darin, bis nach einigen Minuten der Prinz August mit

seiner eleganten Gestalt in den Rahmen der Thür trat. Der Prinz tanzte nicht und hatte deßhalb mit einigen alten Excellenzen eine Partie gemacht; als Constanze vorüberging, hatte er das Ende eines Robbers benutzt, um die Karten seinem Adjutanten zu geben und sich zu erheben. Als er, Constanzen folgend, jetzt auf die Schwelle des Boudoirs trat, rief sie ihm entgegen:

„Es ist Schade, daß kein Maler da ist, um Sie so zu malen, Prinz, — die rothsammt'ne Portière hängt wie von einem Künstler drapirt über Ihnen. Ihr Hintergrund ist das Meer von Licht des Vorzimmers, und Sie selbst stehen davor dunkel und lichtlos, wie eine Sphinx."

„Ich meine, die Rolle der Sphinx, si sphinx il y a, haben Sie, Gräfin, — ich verstehe Ihre Räthselreden nicht," antwortete der Prinz, der nicht wußte, wie er diese Worte deuten sollte.

„Haben Sie je gehört, daß die Sphinx ihre Räthsel selber gelöst?" antwortete Constanze lachend „das ist zuviel verlangt."

„Wollen Sie sagen, man müsse Prinzen als dem Lichte den Rücken wendend darstellen? Gewiß haben Sie irgend eine solche kleine Bosheit im Sinne. Uebrigens," fuhr Prinz August fort, indem er einen

Stuhl neben dem Divan der Damen einnahm, „wenn Sie einen Maler herbei wünschen, es sind ihrer genug anwesend, von unserem verblichenen akademischen Farbenkasten, dem Galerie-Direktor, bis zu dem hoffnungsvollen jungen Manfred Wallpott, der die schönen Regenbogen malt."

„Malt der junge Mensch schlecht?" warf Constanze hin.

„Haben Sie auf der letzten Ausstellung seine Landschaft nicht gesehen, die violette Ritterburg mit dem grünen Burgfräulein und dem famosen Regenbogen darüber und, was das allerkomischeste, den Papierzettel mit: ‚Preis 500 Friedrichsd'or' darunter?" —

„Ach, Sie sind boshaft, Prinz; ich wette, daß der Mensch Talent hat."

„Dann ist ihm zu rathen, sich je eher, desto besser unter die Zahl Ihrer philosophischen Jünger aufnehmen zu lassen... er hat noch viel, sehr viel zu erstreben, um etwas Tüchtiges zu schaffen. Uebrigens im Ernste, Gräfin, wenn man auf einem Feste wie hier ein solches Thema erschöpfen dürfte, ich habe über Ihre Ideen von vorhin nachgedacht..."

„Beim Whist? Gewiß hat das feurige Haupt unseres guten Ober-Stallmeisters, der Ihr Partner war, oder die röthliche Nasenspitze der guten Frau

von Rottenau Sie auf die Entdeckung geleitet, daß der Mensch doch nicht wohl thue, bloß blühen zu wollen!"

Der Prinz lachte. — „Das nicht," antwortete er, „aber mir ist eingefallen, daß sich eigentlich die ganze Welt in zwei Hälften theilt, je nachdem sie meiner oder Ihrer Ansicht huldigt; und für diesen Dualismus haben sich eine Menge Ausdrücke gefunden; so Schiller und Goethe, der Vulkan und das Alpen-Gletscherhaupt unter den Menschen; dann unter den Tempeln Aja Sophia, die in sich ruhende, rund abgeschlossene, sich harmonisch in sich selbst zusammenwölbende Welt der Betrachtung, und ihr gegenüber die Kathedrale von Köln, die rastlos in unendlichem Schwunge aufstrebende, beinahe peinlich sich rankende Stein-Vegetation. Ganz gleiche Gegensätze sind das vom Sohne des Himmels gelenkte Reich der Mitte mit seinen sauberen, zierlichen, wie ein Pendelschlag regelmäßigen und ruhigen Sitten, und das Reich der wüsten, geldscharrenden, in den Erdenschmutz versunkenen Yankees; ja, eigentlich bedeuten die Conservativen und die Revolutionären ganz dasselbe."

Constanze hatte sich in den Divan zurückgelehnt und rollte nachdenklich ihren Fächer auf und zu, bis sie den Prinzen lebhaft unterbrach:

„Das ist wahr, Prinz; aber mit diesem Parallelismus ist nichts entschieden: ob Goethe oder Schiller der größte Dichter, die byzantinische oder die gothische Form der höchsten Kunstidee am nächsten . . . aber, mein Gott! wir haben durch unsere langweilige gründliche Unterhaltung meine gute Therese schon von hinnen getrieben; bitte, führen Sie mich in den Tanzsaal zurück."

„Nur noch einen Augenblick," antwortete Prinz August, der das tête à tête mit dem angebeteten Mädchen verlängern wollte, „sagen Sie mir wenigstens, was soll denn unser eins erstreben? Geben Sie mir eine Aufgabe — das Streben kann doch nicht in's Unbestimmte gehen, es muß doch ein Ziel haben . . ."

„Das freilich, und dieses Ziel muß sich Jeder nach seiner Natur wählen. Sie zum Beispiel, Prinz, weßhalb könnten Sie nicht streben, eine Intelligenz, eine Macht zu werden, die in einem großen und reinen Patriotismus die Kraft und den Muth zu einer großen That für das Vaterland schöpfte?"

„Würde dem Träger einer solchen Intelligenz, dem Vollführer einer solchen That Ihr Herz gehören, Constanze?"

„Vielleicht!"

„Auch wenn er dieses Ziel auf andere Weise und nicht als Strebender, als Vulkan, als Yankee, als gothischer Strebepfeiler erreichte?“

„Das Wie ist mir gleich . . .“

„Auch wenn ich es erreichte?“

„Sie, blühender Prinz . . . ich will Ihnen sagen,“ antwortete Constanze übermüthig lachend, „was Sie für das Vaterland thun werden: Sie werden alle Weisheit der Erde in Sich aufnehmen und, ein Humboldt, ein Mezzofanti, ein Radowitz in Einer Person, endlich mit Hülfe alles dieses eine neue Melodie auf das Lied ‚Heil Dir im Siegerkranz‘ dem deutschen Volk hinterlassen.“

Der Prinz reichte Constanzen den Arm, um sie in den Tanzsaal zurück zu führen; er war gekränkt und sprach kein Wort zu ihr.

Als Constanze in den großen Saal zurückgekommen war, setzte sie sich neben ihre Cousine Therese, welche keinen Tänzer gefunden hatte und den rhythmischen Bewegungen der Ecossaise zuschaute. Neben dem Stuhle derselben, sich halb mit der Schulter an die Wand lehnend, stand Manfred. Constanze sah im Vorübergehen ihn an; der junge Mensch wurde dunkelroth bei diesem Blicke. Erst jetzt besann sie sich, daß dieser junge Mann derselbe sei, über

den vorhin gespottet worden. Es war ihr, als ob sie etwas bei ihm gut zu machen habe, und in einer der raschen Regungen, welchen sie nachzugeben gewohnt war — es konnte Niemanden geben, der öfter gegen Talleyrand's Vorschrift sündigte: Méfiez-vous du premier mouvement, car il est presque toujours bon — sagte sie zu Manfred:"

„Sie sind Maler? Kommen Sie einmal, meine Galerie anzusehen."

Dann wandte sie sich mit einem freundlichen Kopfnicken von ihm ab und zu ihrer Nachbarin, ohne die Zeichen von Ueberraschung und freudiger Verlegenheit zu bemerken, mit welchen der junge Mann sich tief verbeugte.

Nach einer Stunde etwa zog Constanze mit ihrer Cousine Therese sich zurück.

Der Prinz verließ gleich nachher die Gesellschaft, wie es schien, sehr ernst gestimmt, desto unruhiger bewegt war Manfred, als er gegen Mitternacht die glänzenden Räume hinter sich ließ, um nach Hause zurück zu kehren. Er hatte einen ziemlich weiten Weg bis dahin, und die Nachtluft Zeit, seine glühende Stirn zu kühlen. Endlich hatte er es

erreicht — . . . . aber wir wollen bis zum Morgen warten, um ihm über die Schwelle dieses Hauses zu folgen und den Leser in die Werkstätte eines eben so emsigen als bescheidenen Kunstschaffens einzuführen.

Viertes Capitel.

Das Haus des Künstlers.

In einer abgelegenen Straße der Stadt, so abgelegen, daß bis hierhin selten der Fuß eines Wanderers sich verirrte, und daß, wenn es geschah, es diesen jedesmal mit einem gewissen Entdeckerstolz erfüllte, lag eine zerbröckelnde Mauer mit einem runden Einfahrtsthore, über welchem ein altes verwittertes Wappen in Sandstein und die Jahreszahl 1669 angebracht waren. Wenn man die eiserne Klingelstange, die neben diesem Thore niederhing, zog — es gehörte zu den Lebensplagen des Hausherrn, daß es leider weit öfter von den muthwilligen Gassenbuben, als von ernsthaft Einlaß Begehrenden und

mit Geschäftsabsichten Kommenden geschah, — so entstand nach einer Weile im Innern ein ominöses Kettengerassel, und dann sprang ein rundes Pförtchen auf; man trat nun in einen Hof, der an zwei Seiten von einem grauen, müde in sich zusammensinkenden alten Hause und an der dritten von Stallungen und Remisen gebildet wurde. Die vierte Seite wurde durch die Mauer nach der Straße hin abgeschlossen. Dem Eintretenden fiel dann sofort ein vor ihm stehendes sonderbares Individuum in die Augen; es war dieß ein höchst stattlicher Patron in hellgrüner Jäger-Livrée mit einem himmelhohen Federhut auf dem schwarzhaarigen und sehr krausbärtigen Kopfe und mit einem großen Hirschfänger, der in gelbem Bandelier an der Seite hing. Dieser dienstbare Geist, welcher die Fremden an der Thür empfing, blieb immer in sehr respectvoller Haltung, er verzog keine Miene, er stand aufrecht wie ein Grenadier der Preobrazensky'schen Garde; und freilich, wenn man genauer zusah, blieb das Niemandem verwunderlich — denn er war kunstreich aus eichenen Planken geschnitten und dann mit großem Luxus in allerlei Oelfarben gesetzt. Der Hausherr, der ihn in eigener Person in jedem Frühjahr neu anstrich, behauptete, man müsse sehr, sehr nahe treten, um es

zu entdecken; auch rühmte er seinem Diener vortreffliche Eigenschaften nach: Hubert — so hatte er ihn getauft — bestahl den Keller seines Gebieters nicht, er machte keinerlei Verdruß, hatte nie einen Bock geschossen, und dabei war er nicht hölzerner, als viele andere Jäger auch, die ihren Herren monatlich ganz erkleckliche Gagen, Kost und Livrée kosteten.

Ueber der Hausthür prangte dasselbe Wappen, welches sich verwittert und unkenntlich auf der Straße im Schlußsteine des Thorbogens zeigte, noch einmal; es war in größesten Dimensionen al fresco neu auf die Wand gemalt: eine Art bauchiger Theekanne, Silber auf Roth, stellte es dar, von einer Profusion rother und weißer, heraldisch richtiger Zierathen flankirt.

In das Haus selbst trat man über eine Stufe, die hinabführte in einen dunklen, feuchten und langen Gang; auch ohne alle Kenntniß der Local-Geschichte konnte man hier im ersten Augenblick überzeugt sein, daß man sich in einer jener alten Curien oder Domicellar-Wohnungen befand, in welche die alten ‚Klöster‘ der Collegiatstifter verwandelt wurden, als die Herrn Stiftsgeistlichen im Laufe der Zeiten zu wohlhabend wurden, um das Cönobium, das mönchartige Zusammenleben länger zu ertragen, und die

dann, als die Reformation die Stiftsherren austrieb, meist städtisches Eigenthum wurden oder in Privathände fielen. Eine Reihe von Verwandlungen sind im Laufe der Jahrhunderte mit solchen Gebäuden vorgenommen worden; in den Kellergewölben, den Brand- und äußeren Mauern zeigen sich noch die Reste der plumpen, aber gewaltigen Steinwände des ursprünglichen Klosters. Die Räume sind gewöhnlich im sechszehnten oder siebenzehnten Jahrhundert neu hergestellt, und die Decke weist dann noch jene Reihe stucküberzogener Balken auf, welche wir heute sogleich verkleiden, um der Aehnlichkeit unserer phantasielosen Wohnräume mit viereckigen Kasten die Vollendung aufzudrücken. Draußen haben die Jahrhunderte den Boden mit ihren Staub- und Schuttlagen um ein Bedeutendes erhöht; so zeigt sich ein solches Haus wie in die Erde gesunken. — Da es obendrein dunkel und feucht ist, der Flur an die Wellungen einer anmuthigen Hügellandschaft erinnert, das Dach dem weichen, schmeichlerischen Einflusse eines milden Mairegens nicht immer mehr die solide Charakterfestigkeit entgegensetzt, welche man von einem Dinge, das eine so hohe und für das Familienleben bedeutsame Stellung einnimmt, fordern muß, so sind derartige Wohnungen für einen äußerst geringen

6*

Miethpreis zu haben, welcher noch geringer sein würde, ständen sie nicht wegen ihrer gewöhnlichen Verbindung mit Stallungen bei kindergesegneten Hauptmanns-Familien in besonderer Achtung.

Wir thäten jedoch sehr unrecht, wenn wir an dieser Stelle nicht der lauten Protestation des Herrn Peter Paul Wallpott erwähnten, womit dieser bei Fremden von vorn herein den Verdacht niederzuschlagen pflegte, als habe ihn der niedere Miethpreis in dieses dunkle, alte, feuchte Haus in der entlegensten Gegend der Stadt gelockt. Nein, es war lediglich das Wappen, was er eines schönen Tages zufällig entdeckt und was ihn bewogen hatte, sich dieser pittoresken Wohnung zu bemächtigen. „Das Wappen," sagte er, „sei sein Familienschild:" denn obwohl er nichts Nachweisbares darüber besitze, habe er doch die vortrefflichsten Gründe, sich als Glied der großen und mächtigen Familie Derer von Wallpott zu betrachten, jenes ausgezeichneten Geschlechtes, dessen Name schon die Höhe seines kriegerischen Ruhmes andeute, da dieser in seiner sinnigen Zusammenstellung von Wahl oder Wal — so viel wie Schlacht, Krieg — Walkyrien, Wahlstatt — und Pott, der niederdeutschen Bezeichnung von Topf, anzeige, daß seine Ahnen wahre Kriegstöpfe, wahre remuemenage gewesen.

Abgesehen von dieser kleinen aristokratischen Schwäche, war Herr Peter Paul Wallpott ein höchst achtunggebietender Charakter, der dem unter seiner Thorklingel prangenden Namen ‚P. P. Wallpott, officieller Kunstmaler,' durch seine würdige Persönlichkeit ein bedeutendes Relief zu geben wußte.

Wir finden den officiellen Künstler in seinem Atelier in sehr imponirender Haltung einem anderen uns bereits bekannten Herrn gegenüber. Das geräumige, aber niedere Gemach, dessen Fenster erbreitet und unten mit einem papierüberzogenen Rahmen bedeckt ist, enthält eine Fülle großer Kunstschöpfungen unseres Malers, welche Gegenstände aller Arten, zumeist aber biblische Scenen, Portraits und Genrebilder, dem von so viel Farbenglanz etwas geblendeten Auge des Beschauers darstellen. Herr Wallpott ist ein hochgewachsener Mann von etwa 45 Jahren, mit einer sehr kahlen Stirn, sehr langer, etwas in's Röthliche schimmernder Nase und einem noch längeren Kinne, welches er beständig in eine überaus hohe weiße Halsbinde vergräbt; er hat sich vortrefflich conservirt und zeichnet sich durch eine außerordentlich edle Haltung seines wohlgebauten Körpers aus, eine Haltung und ein Wesen, welche, wie Herr Wallpott oft betheuerte, von jedem Künstler,

geschweige denn von einem officiellen, mit Recht gefordert werden können, falls es ihm nur irgend darum zu thun, seine Berechtigung auf das anch' io sono pittore, sein Gedankenleben im Lande des Ideals, auch äußerlich darzuthun.

Herr Wallpott hatte ein großes Bild auf der Staffelei stehen, welches die Botschaft des Engels an die heilige Jungfrau darstellte. Er stand mit unserem vortrefflichen Freunde, dem Herrn Heinrich Ulrici, davor, der mit prüfender Kennermiene die Schöpfung betrachtete.

„Nun, was sagen Sie, mein verehrtester Henrici, sind Sie zufrieden? Kräftig im Colorit, nicht wahr?"

Herr Wallpott begrub bei diesen Worten seine beiden Hände in seine Taschen; er selbst war sehr zufrieden.

„Etwas bunt, etwas sehr bunt, mein Bester! Ich glaube fast, Sie mischen die Farben nicht genug durcheinander!"

„Herr Ulrici," entgegnete der officielle Kunstmaler, „diese Bemerkung von Ihnen könnte ich nur dann auf ihren wirklichen Werth zurückführen, wenn ich Ihnen zuvor ausführlich die Grundprincipien mittheilte, auf denen meine künstlerische Anschauung beruht. — Ich könnte Ihnen kurz sagen: sehen Sie, es dauert mich, wenn ich das schöne Indigoblau, den herrlichen Lack, das glänzende neapolitanische Gelb

auf meiner Palette stehen habe, durch Mischung mit anderen Bestandtheilen den reinen, edlen Farbenglanz in schmutzigen Brei, in unnennbare häßliche Tinten zu verwandeln. Und ich bin überzeugt, schon dieser Bemerkung würden Sie ihr Recht widerfahren lassen. Aber das ist es nicht; mein Pinsel wird geführt von anderen, von ästhetischen, von kunstphilosophischen Rücksichten!"

„Davon ein ander Mal, lieber Herr Wallpott..."

„Ja wohl, ein anderes Mal, jedoch müssen Sie mir die Andeutung noch erlauben, bester Herr Ulrici, daß der Genius, welchen Sie durch alle meine Schöpfungen walten finden, von zwei Schwingen getragen wird, deren eine inniges Verständniß der Natur, die andere Rückführung der Kunst auf ideale Darstellung der Natur ist . . ."

„Vortrefflich gesagt, Herr Wallpott, aber es ist doch zu viel Grün, Gelb, Roth, Blau und Carmoisin in dem Bilde; sehen Sie nur, der Engel hat ein ganz violettes Gesicht! Keine rechte Harmonie, keine Harmonie . . ."

„Harmonie — Haben Sie Generalbaß studirt, Herr Ulrici . . .?"

„Das eben nicht!"

„Nun — so nehmen Sie Sich in Acht, mein

Bester, in solchen Urtheilen irren wir uns leicht. Sehen Sie . . . jeder Ton hat eine Farbe, correspondirt mit einer Farbe; wenn ich nun den Ocker dicht neben Hellgrün setze — wissen Sie, ob die Töne dieser beiden Farben auf der regelrechten Scala dicht neben einander liegen oder nicht? ob also nicht vielleicht gerade da die größte Harmonie vorhanden, wo Ihnen die Harmonie zu fehlen scheint?"

Ulrici schüttelte den Kopf, während der Maler mit dem Ausdruck triumphirender Ueberlegenheit auf ihn herabblickte; der Buchhalter aber ließ sich dadurch nicht irre machen und fuhr lachend fort:

„Das ist eine ganz neue Weise, die Sie mir da auf Ihrer Scala vorspielen: nun, wir wollen es gut sein lassen, — es ist gewiß ein Meisterwerk, was Sie da gemacht haben, großartig, classisch, unvergleichlich — aber in der Farbe ist es so etwa wie ein Bilderbogen gehalten, das lasse ich mir nicht ausreden, mein Bester."

Herr Wallpott begrub sein Kinn tiefer in seine Halsbinde, seine Hände tiefer in seine Taschen und war entschlossen, kein Wort weiter an einen Laien, einen Barbaren zu verlieren.

„Und wen haben Sie da unter dem Pinsel?" fragte der Buchhalter, indem er auf ein unvollendetes

Portrait deutete, welches in dem Herrn Wallpott eigenen lebhaften Colorit auf einem in der Ecke stehenden Brett prangte.

„Erkennen Sie dieses unglückliche Individuum nicht, Herr Ulrici? Sie haben es doch sicherlich in den Tagen seines Glanzes und Ruhmes gekannt, dieses beweinenswerthe Opfer des verderblichen Zeitgeistes; und wenn ich Ihnen sage, daß dieses Bild dazu dienen wird, von der rächenden Nemesis an eine unheilvoll erhabene Stelle gefördert zu werden, von wo es noch den Enkeln später Geschlechter als warnendes Beispiel herableuchten mag, so besinnen Sie Sich sicherlich dieser Züge, welchen ich den Stempel der Melancholie, gebrochen durch den Ausdruck innerer geistiger Zerrissenheit, aufgedrückt habe, um die stumme Sprache, welche das unerbittliche Gesetz ihm in den Mund legen will, desto ergreifender zu machen."

Ulrici sah den Maler mit einem Gesichte an, auf welchem sich eine bedeutende Dosis Verwunderung über diese ausgezeichnete Eleganz des Ausdrucks und dabei nicht viel geringere Spottlust, aber nichts weniger als Verständniß zeigte.

„Es ist unser ehemaliger Abgeordneter, der Doctor Mellheim, flüchtig, wegen Hochverraths zum Tode

verurtheilt und, da man seiner nicht habhaft geworden, verdammt, im Bildniß an das Werkzeug der Schmach geheftet zu werden, welches man im gewöhnlichen Leben mit dem Worte ‚Galgen‘ bezeichnet.“

Wir wollen hier einschalten, daß Arbeiten dieser Art, womit die Behörden Herrn Wallpott zu beauftragen pflegten, diesen bewogen hatten, sich ‚officieller Kunstmaler‘ zu betiteln.

„Ach, der Mellheim — armer Bursche!“ rief Ulrici aus, — „es war also ein ominöses Hoch, welches ihm einst so oft in den Volksversammlungen gerufen wurde! — Aber ich will Sie nicht länger stören; ich kam, um nach der Arbeit Ihres Sohnes zu sehen und zu fragen, ob ich sie abholen lassen kann.“

„Abholen lassen — ach ja,“ seufzte Herr Wallpott — „es ist immer ein schmerzlicher Augenblick, wenn wir den Händen eines fühllosen Trägers eine unserer Schöpfungen übergeben, um sie nie wieder zu sehen, um sie unbekannten Schicksalen entgegengehen zu lassen. Das kann ich Ihnen sagen, mein lieber Herr Ulrici, was jetzt so viele meiner Kunstgenossen thun, die Erzeugnisse ihrer Pinsel jenseit des Oceans zu senden, das würde ich nicht über mich vermögen — ich würde es nicht ertragen, mein Werk

dem profanen Auge der urtheillosen Menge jener anderen, einer materiellen Auffassung des Lebens anheimgefallenen Hemisphäre, welche nur zahlen kann, ausgesetzt zu wissen!"

„Das glaub' ich, das glaub' ich, Herr Wallpot; eigentlich sollten Sie überhaupt Niemanden zum Kaufe zulassen, bevor er nicht ein kleines Examen im Generalbaß bestanden!"

„Nun, Sie scherzen, aber in der That, das Leben ist hart! Welche andere Befriedigung bleibt einem Künstler, als die, im Anschauen seiner früheren Werke Kraft, Trost und Begeisterung zu finden zu neuen Schöpfungen, und besonders einem solchen Künstler, dessen Genius von zwei Schwingen getragen wird, deren eine inniges Verständniß der Natur, die andere Rückführung der Kunst auf ideale Darstellung ist!"

Nachdem Herr Wallpott mit erhobenem Haupte diese inhaltschweren Worte geäußert und dabei den Buchhalter an die offene Thür, die in's Nebenzimmer führte, begleitet hatte, kehrte er an seine Staffelei zurück.

In diesem Nebenzimmer befand sich das Atelier Manfred's.

Manfred hatte die Nacht hindurch unruhig

geschlafen, war früh erwacht und war doch nicht früh zur Arbeit gekommen. — Die Hände im Schooße, saß er vor seinem Werk und blickte abgewendet, mißmuthig über die mit seinen rahmenlosen Studien bedeckten Wandflächen; alle diese aufgenagelten Skizzen und Versuche schienen ihm jetzt unzulänglich und trivial, und das halb vollendete Bild auf der Staffelei nun gar so poesie- und interesselos, — er hätte den Pinsel wegwerfen und irgend einen ehrlichen Broderwerb ergreifen mögen, der dem Geiste nichts als eine ruhige, zusammenhangende Thätigkeit abverlangt, der ihm doch wenigstens nun und dann erlaubt hätte, sich jenem ruhigen Vegetiren hinzugeben, dessen der Mensch bedarf, wenn er sich nicht verzehren will. Denn etwas Verzehrendes fühlte Manfred heute in sich, er war in der schmerzlichsten Stimmung, die den Künstler überkommen kann und die gerade das wahre Talent leider so oft überkömmt; er war irre geworden an sich, er zweifelte an seinem Berufe für die Kunst. Seit dem gestrigen Abend war es ihm, als sei er plötzlich und mit einem Ruck über sich selbst hinausgehoben: war das nicht alltägliches bedeutungsloses Zeug, was ihn da rings umgab, und woran er so manche Stunde des Studiums, des angestrengtesten Denkens, ja, beinahe seine

ganze jugendliche Lebenszeit gewandt hatte, — dieses eingezogene, von keiner Zerstreuung unterbrochene, nach keinem Vergnügen durstige Leben?

Er hätte ein Auto da Fe halten und all' den Plunder um ihn verbrennen mögen; vor seiner Seele standen ganz andere Bilder — Bilder mit großgedachten, heinreißenden Contouren und Gestalten, wie die hohen Meister sie gemalt; Bilder, worin der Hauch der Schönheit in jeder Wellenlinie zitterte, Schöpfungen, in denen eine Welt großer Gedanken athmete und sich ausstrahlte, sowie über den blauen Ocean und um glänzende Tempelsäulen die emporsteigende Sonne in den Bildern Claude Lorrain's strahlt. Bilder hätte er dichten mögen, wie Tasso Gesänge: und dann — dann hätte er sie aufrollen mögen vor nur Eines Menschen Auge — nur einem großen glänzenden milden Auge hätte er sie zeigen mögen.

Dieses Auge war . . . brauchen wir es zu sagen? Manfred wagte es sich selber kaum auszusprechen.

Aber die Kraft, das Talent, der Genius — ja, die fehlten dazu, das sagte sich Manfred desto lauter und mit bitterer Selbstverspottung.

Es ergriff ihn eine Art Mitleid mit sich selber. So viel aufgewandte Mühe, so viel Studium, so

viel Streben, so viel Fleiß, um endlich solche Bilder, diese langweiligen moosigen Felsen, diese fleißig ausgeführten, aber banalen Baumgruppen, diese Bächlein und Brücklein und Häuschen hervorzubringen! Und daneben jetzt Ideale in der Seele tragen zu müssen, zu denen es keinen Weg gab für seine lahme Kraft, für seine freund- und stützlose Schwäche! Er beneidete den Gärtnerburschen, den er draußen den Weinstock am Spalier beschneiden und festbinden sah; welche tadellose saubere Arbeit machte der Bursche, und wie unbekümmert pfiff er dabei eine alte Opern-Arie! Nur wer selbst den Stachel in sich gefühlt hat, an dem der mit sich unzufriedene, an sich verzweifelnde Künstler blutet, kann es begreifen, wie Manfred ihn beneidete, wie er sich nach einem dunkeln Berufe sehnte, der ihn zu nichts verpflichte, als zu ruhigem Fleiße, zu der redlichen Arbeitsamkeit des Handwerkers.

Manfred war eben sein Leben lang von derselben Einseitigkeit befangen gewesen, über welche Tausende von Kunstjüngern sich nie erheben.

Wir haben früher das Gespräch des Prinzen mit Constanzen belauscht. Sie stritten darüber, ob die Aufgabe des Menschen darin bestehe, sein Dasein an das Streben nach gewissen Zielen hinzugeben,

oder in Ruhe und stiller, auf das Allgemeine sich richtender Geistesthätigkeit die harmonische Bildung echter und schöner Menschlichkeit zu gewinnen. Prinz August verlangte das Letztere, Constanze verlangte das Erstere vom Menschen. Sie trennten die Aufgabe. Aber die Kunst — die Kunst verlangt Beides von ihrem Jünger. Das ist das Schwere ihrer Aufgabe, das ist es, warum sie privilegirte Naturen und universale Geister verlangt. Sie fordert Ringen und Streben, um der Schwierigkeiten der Form Herr zu werden und um den Inhalt der Stoffe bis in alle seine Tiefen zu verfolgen: — ein Ringen, so angestrengt, wie das des Staatsmannes, der das öffentliche Leben mit neuen Principien durchdringen will; wie das des Ingenieurs, der über die Anwendung neuer Bewegungskräfte brütet. Und bei dieser unnachlassenden, alle Geistesthätigkeiten nach Einem Puncte reißenden Spannung muß ein großer Künstler zugleich ein klarer, ruhiger Mensch von umfassendster Bildung sein, dem jede Höhe großer und allgemeiner Anschauungen zugänglich ist, der die bunten Erscheinungen des Lebens beherrscht, kurz, eine Art in sich ruhender Götternatur, wie sie Prinz August's Ideal ist.

Das hatte Manfred freilich sich nie klar gemacht, und auch heute hatte er es nicht, aber er

fühlte es heute; und deßhalb erschienen ihm seine Studien so schaal, seine Leistungen so talentlos ... es war ja Alles darin, nur kein überlegener Geist: es hatte sie ein fleißiger, vielleicht bedeutender Maler gemacht, aber sicherlich kein bedeutender Mensch.

Und das Letztere stand mit verzweifelnder Nüchternheit vor seiner Seele — seitdem er Constanze Merwing gesehen und sich gefragt hatte: ‚Was würde sie sagen, denken, wenn ihr Blick auf Deine Arbeiten fiele?‘ ....

Manfred hörte die Schritte Ulrici's draußen. Er stellte seinen grauen Papier-Rahmen, den er vorhin von dem Fenster weggenommen hatte, um in's Freie zu sehen, wieder an die alte Stelle, holte das Portrait des Fräulein Curtius herbei und setzte sich an seine Staffelei, um einige Lasuren daran nachzutragen.

Die Unterbrechung war ihm im höchsten Grade unangenehm.

„Nun, ich denke, wir sind fertig,“ sagte Herr Ulrici nach der ersten Begrüßung, seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend ... „vortrefflich, vortrefflich — in dem Hermelinpelz kann man jedes Härchen sehen!“

Herr Ulrici hatte seine Braut in ihrem Kragen

von unechtem pariser Hermelin malen lassen. Der königliche Schmuck stand ziemlich seltsam zu dem etwas stumpfnäsigen, etwas bräunlichen, etwas verzwickten Gesichtchen des keineswegs natürlich und ungezwungen wiedergegebenen Fräuleins, das aber auch beim Sitzen Alles gethan hatte, um nur ja nicht so auszusehen, wie sie aussah.

„Ich male auch eine solche Tracht gern," sagte Manfred, „aber ich bin immer in Verzweiflung, wenn ich eine gewöhnliche Ball-Toilette malen muß."

„Nun, aber so recht schönen Atlaß à la Terburg . . ."

„Der Stoff ist freilich dankbar! aber es liegt etwas Entwürdigendes in der Weise, wie die Frauen sich aufputzen; gestern auf Ihrem Balle konnte ich bei all' dem Flitter, den gemachten Blumen, den weit ausgeschnittenen Kleidern und nackten Armen den Gedanken an den Smyrnaer Sclavenmarkt nicht los werden."

„Sie sind ja wie der heilige Pachomius in der Wüste so sittenstreng!" lachte Ulrici.

„O nein," fiel Manfred ein, „von Sittenstrenge ist gar keine Rede; ich fühle nur aus diesen Exhibitionen der Körperlichkeit das Entwürdigende heraus.

Und das fühle ich bei jeder Frau, auch wenn sie im Hauskleide ist."

„Das Entwürdigende? . ."

„Nun ja, sie tragen merkwürdiger Weise Alle Kleider, welche auf dem Rücken zusammengeschnürt und gebunden werden, gerade wie die kleinen Kinder, welche sich selber nicht an- und ausziehen können. Sie unterziehen sich also ganz freiwillig einer ewigen Hülfsbedürftigkeit . . ."

Ulrici begann laut zu lachen.

„Ich fasse die Sache ganz ernst," fuhr Manfred eifrig fort, „ich halte es für lächerlich, von einer anderen Stellung der Frauen zu reden, so lange diese noch eine solche mit Hülfsbedürftigkeit coquettirende Tracht haben. Ebenso glaube ich an kein Heil für den Staat, an kein gesundes, freies Männergeschlecht, so lange die Männer noch Kleidungsstücke wie unsere Westen tragen!"

„Sie werden immer paradoxer," sagte lachend der Buchhalter, — „Sie haben ja ein vollständiges System der Schneider-Philosophie."

„Nun ja — hab' ich doch als Maler über Costume und Kleider nachdenken müssen. Sie werden mir zugeben, daß man in keinem Jahrhundert durch eine solche Armseligkeit sich entwürdigt hat, wie eine

Weste ist. Vorn ein schmales Stück Sammt, Seide, Piqué, aber auch nur vorn; bei der geringsten Bewegung des Rockes sehen Sie hinter die Coulissen der Männer-Toilette, Sie sehen die Lüge, die Armseligkeit in Gestalt eines Rückens von schlechtem Futter-Kattun — ich bin überzeugt, wenn einer dieser Theaterlappen auf die Nachwelt kommt, die Nachwelt wird in ein lautes Gelächter beim Anblick dieser unwürdigen Tracht ausbrechen und sagen: ‚Daß Menschen mit solcher Betteltracht nicht frei zu sein wußten — das ist kein Wunder!‘“

„Sie sind ein wunderlicher Kauz, aber Sie mögen nicht so ganz Unrecht haben,“ erwiederte Ulrici. — „Nun, wann kann ich das Bild bekommen?“

„Heute Abend, wenn Sie wollen, lassen Sie es holen! Den Firniß trage ich auf, wenn es einige Monate alt ist.“

„Bravo, das ist ja vortrefflich! Aber nun sagen Sie mir, wie ist Ihnen der Ball sonst bekommen? Etwas überwacht und verschwärmt sehen wir aus — sind das nicht so ganz gewohnt, hahaha!“

„Freilich,“ antwortete Manfred, „Ihnen kann man das nicht nachsagen! Sie haben Sich schon früh in Bewegung gesetzt, nach so viel Thätigkeit am

gestrigen Abend und bis in die tiefe Nacht hinein... und sogar schon in Frack und weißer Binde . . . ."

„Ach, junger Mann, wenn es den Dienst der Damen gilt, ist keine Stunde früh . . . ich muß noch vor zehn Uhr bei der Gräfin Merwing erscheinen."

„Bei der Gräfin Merwing? Was haben Sie da zu thun?" fragte Manfred, indem er leicht erröthete.

„Naive Frage! Was hat man bei einer schönen jungen Dame zu thun . . . allerlei, lieber junger Freund, allerlei!"

Herr Ulrici schloß die Augen während dieser Antwort und ließ dann die Falten seiner Stirnhaut auf- und abrollen.

„Ich habe halb und halb den Entschluß mich heute ebenfalls der Gräfin vorzustellen," antwortete Manfred schüchtern, „und wenn Sie . . ."

„Wenn ich Sie mitnehme, so würde Ihnen das außerordentlich lieb sein, da Sie nicht den Muth haben, allein zu gehen . . . Aber, Freund, das geht nicht; denn erstens ist es dazu noch zu früh, zweitens habe ich mit der Gräfin über Geschäfts-Angelegenheiten zu reden, die niemand Fremdes angehen, und drittens . . . was wollen Sie dort?"

„Sie hat mich eingeladen, ihre Galerie anzusehen."

„Das ist etwas Anderes. — Galerieen kann man auch Morgens früh sehen — also werfen Sie Sich in das bewußte famose Männer-Kleidungsstück und den grünen Sonntags-Frack; aber lassen Sie mich nicht warten und eilen Sie.“

Der junge Mann verschwand hinter einer Tapetenthür, auf der mit Nadeln eine große Kreidezeichnung einer mürrischen alten Dogge festgesteckt war, die mit gesträubtem Haar diesen Eingang zu hüten schien. Kurz nachher erschien er wieder, noch abstäubend und bürstend an dem malerischen Ueberwurf, der seine schlanke Gestalt umhüllte. Noch ein paar Bürstenstriche durch das volle lockige Haar, und die Toilette war gemacht.

Bald darauf waren beide Männer draußen auf dem Wege zum Hotel der Gräfin. Ulrici pflegte sehr laut und sehr lebhaft Jedermann zu unterhalten, der das Glück hatte, mit ihm in Berührung zu kommen. Manfred war während des Gehens eben so beflissen, ihm aufmerksam zuzuhören, als sich ein bescheidenes Stück der Straße zum Wandeln frei zu erhalten; denn der Buchhalter hatte die nur allzu häufig vorkommende edle Gewohnheit, beim Gehen in liebenswürdiger Achtlosigkeit seinen Nebenmann so lange seitwärts zu drängen, bis dieser gezwungen

war, die Gosse als seinen Pfad zu benutzen oder auf die andere Seite zu treten, wo Herr Ulrici dann dieselbe Liebenswürdigkeit, nur nach links, wenn er früher nach rechts geschoben, entwickelte.

Aber Manfred ließ sich dieß gern gefallen, denn er hatte Ulrici zum Plaudern über Constanze gebracht.

„Wo haben Sie denn gesteckt Ihr Leben lang,“ sagte der Buchhalter, „daß Sie bis gestern die Merwing noch nie gesehen? Wer kennt die nicht — das famoseste Mädel im heiligen römischen Reich! Und den alten Grafen hätten Sie kennen müssen — das war ein Herr! Gott hab' ihn selig!“

„Ist er lange todt?“

„Zwei Jahre — seitdem ist diese Gräfin unabhängige Herrin eines bedeutenden Reichthums, schön, gelehrt, unternehmend — unser Erbprinz weiß wohl, was er thut — er hat ganz Recht!“

„Recht, worin?“

„Daß er die Merwing heirathen will — sie wär' mir auch lieber als die hochmüthigste Herzogin oder Großfürstin.“

„Sie wird den Erbprinzen heirathen?“

„Das scheint beinahe so gut wie abgemacht. Jedermann sieht's ja, wie verliebt er in sie ist! und

Jedermann hat seine Freude daran, mit Ausnahme der kleinen, aber ‚mächtigen‘ Partei, die schier des Teufels würde, wenn sie solch' eine Landesmutter bekäme."

Es konnte dem armen Sohne des officiellen Künstlers Wallpott sehr gleichgültig sein, wen die Gräfin Constanze Merwing heirathete. Und doch empfand er bei den Worten Ulrici's plötzlich einen schweren Druck auf dem Herzen.

„Und ist sie ganz unabhängig — ohne Vormund? Es ist ein Graf Julian Merwing da — ihr Oheim, glaube ich . . ."

„Der Vormundschaft war sie entwachsen, als ihr Vater starb. — Gott sei Dank," antwortete Ulrici — „dieser Julian ist ein maliciöser Bursche, ein giftiger Mensch, der, wenn Gerechtigkeit in der Welt wäre, sein Leben lang hinter Schloß und Riegel gehalten würde."

„Und hat sie sonst keine Verwandten?"

„Nein," antwortete der Buchhalter, „ihr Oheim Florian ist todt, ihre beiden Brüder sind todt . . ."

Ulrici sprach noch etwas, aber Manfred verstand ihn nicht und wünschte den rasselnden Wagen zum Henker, der vorüberfuhr und an dessen Rollen seines Begleiters Worte erstarben.

„So lebt sie ganz allein mit einer älteren entfernten Verwandten, die als ihre Gesellschaftsdame bei ihr ist,“ schloß Ulrici seine Rede und fügte dann noch hinzu:

„Das Beste ist, daß das ganze Vermögen der Merwing allodificirt ist. Als ihr Vater starb, war es noch Lehen, jetzt aber, wo bei uns in Folge der deutschen Grundrechte die Lehen aufgehoben sind, gehört es ihr als freies Eigenthum, von nichts Weiterem belastet, als von einigen Testaments-Clauseln ihres Oheims Florian, des verrücktesten Betbruders im ganzen Lande; das war so einer von der Sorte, die hier die Gassenbuben mit nackten Beinen umherlaufen läßt und den Hottentotten Strümpfe strickt! — Aber da sind wir ja!“

Die beiden Wanderer waren an ihrem Ziele angekommen.



Fünftes Capitel.

Zwei Briefe.

Die Wohnung der Gräfin lag in dem belebtesten Theile der Stadt. Es war ein großes, in würdigen und schönen Verhältnissen gebautes Palais, dessen solide, mitunter altfränkische Pracht den schärfsten Contrast zu den üppigen, von Gold und Purpur strotzenden Gemächern, in welchen das Ballfest am gestrigen Abend sich bewegt hatte, bildete. Es war das aristokratische achtzehnte Jahrhundert neben dem goldenen neunzehnten. Diese Räume waren zu stolz, mit der kostbaren Einrichtung eines Millionärs und Parvenu's zu wetteifern. Sie waren hoch, ihre Verhältnisse sprachen eine ernste Schönheit

aus, der vergilbte Damast der Wände paßte vortrefflich zu den Kunstschöpfungen, den Gemälden oder Marmor-Statuen, die nichts von den schreienden Farben, nichts von der gedankenlosen Oberflächlichkeit moderner Kunstwaare hatten, deren Schönheit vom Kennerauge unter den nachgedunkelten Farben, unter der Aerugo nobilis aufgesucht sein wollte und auf die Bewunderung derer, welche diese Schönheit nicht zu finden verstanden, gern verzichtete. Die Möbel standen an den Wänden nach alter Sitte, nicht kreuz und quer durch einander; die hohen Flügelthüren aus geschnitztem Holzwerk und mit verblaßten Vergoldungen waren nicht den weichen Sammt- und Damast Portièren gewichen — kurz, das achtzehnte Jahrhundert hatte hier noch keinen Fuß breit dem revolutionären Geschmacke des neunzehnten eingeräumt.

Am Ende der großen Zimmerreihe des ersten Stocks im Hotel Merwing hatte die Modernität freilich einige Eroberungen gemacht. Hier lag das Wohnzimmer der jungen Gräfin. — Der Raum, den sie sich zum Boudoir ausersehen, war nicht klein, wie ein solches innerstes Heiligthum einer Dame der großen Welt zu sein pflegt. Es war im Gegentheil ein großes Gemach, ein Saal; aber er war angefüllt

mit hunderterlei Dingen: da waren Etagèren voll schöner Bronze- und Alabaster-Figuren, und Blumentische mit blühenden Narcissen, Hyacinthen und Crocus; ein großer Flügel stand in der Mitte des Raumes, und in einer Ecke ein runder Tisch mit einer kostbaren Mosaikplatte von römischer Arbeit, besetzt mit Schalen und Gefäßen, welche offenbar aus Italien heimgebrachte Erinnerungen waren, wie der Giallo nero und Rosso antiquo der Schalen und die Form der Bronzen bewies, während in der Mitte sich eine Nachbildung des schönen ‚Raubes der Sabinerinnen' in leuchtendem Alabaster erhob.

Gräfin Constanze saß hinter einer Epheuwand, welche in einer Ecke des Salons einen kleinen Schmollwinkel abschnitt, dessen Raum beinahe ganz ihr eleganter Schreibtisch aus Pallissander mit eingelegtem Rosenholz einnahm. Sie war im weißen Morgen-Ueberrock, ihr Gesicht hochgeröthet, wie von dem Inhalte des Briefes aufgeregt, den sie hastig niederschrieb. Zuweilen hielt sie an, legte sinnend ihre Stirn auf ihre Hand und blickte dann wieder in ein duftiges, auf rosenrothes Papier mit einer zierlichen Hand geschriebenes Billet, welches vor ihr lag. Es lautete:

‚Sie haben mir gestern bitter wehe gethan,

Gräfin Constanze, und ich habe die Nacht durchwacht, um diesem Schmerze nachzuhangen. Sie haben mich in meinem ganzen Sein und Denken gekränkt, indem Sie mein Sein und Denken verspotteten. Ich will mich dafür rächen an Ihnen, indem ich einst ein solches Leben Ihnen zu Füßen lege, wie ich behaupte, daß jedes edle Leben zu werden sich begnügen müsse. Die, welche anders gewollt, welche gestrebt haben, welche Rettungsengel der Menschheit, Wohlthäter der Völker oder Apostel der Ideen haben werden wollen, sind immer dafür vom Schicksal mit Prometheus-Qualen gestraft worden. Aber es giebt Kinder des Glückes, denen über Nacht in den Schooß geworfen wird, wofür Andere umsonst ihr Leben einsetzen; jene, welche die Worte von den Lilien des Feldes verstanden haben; jene, von denen gesagt ist, sie werden Kinder des Lichtes genannt werden; jene, die nicht „trachten“, sondern nur verlangen, in sich selbst das Reich Gottes zu spiegeln, und nichts wollen, denn als reinen Ton sich in die große Harmonie des Alls einfügen.

‚Sie fragen mich, weßhalb ich Ihnen dieß schreibe? Ich wage nicht mehr, es Ihnen offen zu gestehen. Nehmen Sie diese Zeilen als einen Abschied auf. Ich reise morgen schon. Ich gehe in

den Orient, in das Land der Weisen; Rahat olsun — er soll Ruhe haben, ist der höchste Wunsch des Türken für seinen Freund. Ich gehe zu den Türken. Auch nach Hellas; ich will auf den Ruinen Athens der Bedeutung der Schönheit für das Leben nachsinnen und, auf das weißschimmernde Akanthushaupt einer zertrümmerten Säule gestützt, das Land der Griechen mit der Seele suchen. Ich will sehen, mit welchen Zügen die Jahrtausende von den Pyramiden Aegyptens niederblicken. Vielleicht hat, wenn ich heimkehre, der Geist unendlicher Majestät, Trauer und Größe, der über dem Oriente ruht, einen leisen Schatten über mich ausgegossen, und Sie, Gräfin Constanze, gestehen dann dem Pilger nach den heiligen Stätten der Menschheit zu, daß seine Weise, die Bestimmung des Lebens zu fassen, die richtige war. Und nun Rahat olsun . . . Sie mögen Ruhe haben — ja, das ist es, was ich Ihnen sagen wollte. — Sie mögen, während ich entfernt bin, Ruhe haben, Ruhe des Herzens vor Allem — o, verständen Sie mich, Gräfin Constanze, und ließen mir ein volles Jahr Zeit, zu gehen, um mich im Jordan taufen zu lassen, zu einem, der um das Himmelreich wirbt! Davon hängt ab, ob ich für immer sein werde Ihr

blühender oder verwelkender August, Prinz von ***.

„Sehr poetisch, sehr zuversichtlich, sehr eitel . . . doch anders, als der plumpe Wink von gestern," sagte Constanze, als sie diesen Brief durchflogen hatte.

Sie verhehlte sich nicht, daß die verhüllte Liebeswerbung des Prinzen ihr schmeichelhaft war, ja, daß dieses Gefühl einen kleinen Theil hätte an den gerötheteren Farben ihrer Wangen, an den raschen Schlägen ihres Herzens. Der Prinz war ein liebenswürdiger Mann, er war weit unterrichteter und weit weniger brusque, als alle die jungen Leute ihres Standes, welche Constanzen je im Leben begegnet waren. Dazu war er der Erbe des Thrones; er machte die Hand, in welche er die seine legte, zur Segensquelle für viele Tausende; sein Weib werden, hieß die höchste, glänzendste, beneidetste Stelle einnehmen unter einem ganzen Volke. Dazu war eine Verbindung zwischen der Gräfin und dem Prinzen eine passende — sie war die Erbin einer jüngeren Linie des regierenden Hauses — sie war eine Verwandte des Prinzen, und ihre Besitzungen würden, in die Wagschale gegen die Aussteuer irgend einer königlichen oder großherzoglichen Prinzessin geworfen, sicherlich nicht in die Höhe geschnellt worden sein. Aber Constanzens Verstand war zu groß, zu

weit gespannt, und ihr Herz war zu schwärmerisch, um sich solchen Lockungen von mehr oder minder äußerlichem Werthe gefangen zu geben. Sie liebte den Prinzen nicht, er war kein Mann für sie, denn er imponirte ihr nicht. Er hätte dazu größer sein müssen. Aber freilich, es war möglich, daß er größer würde unter den Palmen von Gaza, daß die Cedern des Libanon ihren heiligen Thau auf die braunen Locken seines rothwangigen Hauptes schüttelten und daß von dieser Weihe sein Geist sich beflügelte, seiner Seele sich Schwingen ansetzten, die ihn auf die Höhen neuer und größerer Anschauungen trügen.

Constanze antwortete deßhalb:

‚Ziehen Sie, Prinz, und möge Gott sie geleiten! Mein inneres Auge folgt Ihnen in die Ferne mit Blicken, die Ihnen gespannte Theilnahme und herzliches Wohlwollen ausdrücken würden, wenn Sie sie sehen könnten.

‚Aber ich erkläre Ihnen, daß diese Blicke eben so mit denselben Gefühlen, wie auf Ihnen, noch auf einem anderen Erdenpilger haften; er ist im Gegensatze zu Ihnen ein Ringender, Strebender, Kämpfender — der Abendländer, Sie, der Orientale. Ich will treu beider Waller Pfade verfolgen, und die goldene Frucht des Lebens, nach der Beide pilgern,

will ich von dem annehmen, welcher sie — eben selbst zuerst sich erringt.

Noch einmal ein herzliches Lebewohl!

Constanze Merwing.'

„Scheint ihm das hieroglyphisch," sagte Constanze lächelnd, indem sie das Blatt faltete, „ei nun, so hat er ein Jahr Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken; es ist eine Vorschule für die Reise zu den Pyramiden."

Constanze siegelte den Brief und schellte ihrem Mädchen, um ihn absenden zu lassen. Dann schritt sie eine Zeit lang sinnend in ihrem Zimmer auf und nieder. Nach einer Weile trat sie an ihren Schreibtisch zurück und nahm aus einer Schublade ein kleines Convolut von Briefen, löste das rothseidene Band, welches die Blätter zusammenhielt, und durchlas flüchtig eines nach dem andern. Die Briefe waren ohne Adresse, ohne Unterschrift. Ueber jedem war ein doppeltes Kreuz gezeichnet. Die Handschrift groß, ein interessanter Gegenstand des Studiums für einen Authographen-Sammler; es war weder die Hand eines Geschäftsmannes, noch eines Gelehrten. Der Körper der Schrift deutete auf eine gewisse Haltlosigkeit, während die verschwenderischen Schnörkelzüge auf ein Streben, nach allen

Richtungen hin aus einander zu fahren, hinwiesen. Es war, als ob der Schreiber dieser Zeilen einem peripherischen Zuge aus sich hinaus folge; war es ein Dichter, so war er eine pathetische Natur, die tragische Stoffe allen andern vorzog; ein Politiker, so war er Socialist; ein Geistlicher, so hatte er Hang zum Missionär.

‚Läugnen Sie mir es nicht,‘ hieß es in einem der jüngsten Schreiben, ‚daß es ein weibliches Wesen, ein schönes glückliches, vom Schicksal auf den Händen getragenes, weibliches Wesen ist, welches mit Theilnahme an mich denkt und mir, dem mühsam durch die Dornen des Lebens sich Fortkämpfenden, von Zeit zu Zeit ein kurzes Wort der Ermuthigung sendet. Ach, diese Worte der Ermuthigung — wie sehr bedarf ich ihrer . . . doch nein, lassen Sie mich wahr sein — wie sehr sie mir wohlthun, wie sehr sie mir ein Himmels-Manna in der Wüste der Verzweiflung, in der ich irre, sind — ich bedarf ihrer nicht — denn untreu an mir selbst würde ich auch ohne sie nicht werden, und ich bin gestählt, mit dem Schicksal zu ringen, bis an mein leuchtendes Ziel, welches auch das der Menschheit ist! Nicht wahr — Sie pflichten mir bei: die Menschheit ist von den Hütern, welche die Geschichte ihr gegeben hat,

grausam verwahrlost worden. Aberglaube, Dummheit, Egoismus ... waren das nicht die drei Schicksals-Schwestern, die an ihrer Wiege standen, die ihre Erziehung leiteten? Nur zuweilen durchbricht ein heller Strahl den Nebel. Moses — Mahomet — Luther — denn ich fasse Luther rein politisch — solch' ein Genius, in dem neben der durchschlagenden Thatkraft die glühende Begeisterung für die Ideen der Humanität vorhanden; und wenn Energie und Begeisterung die beiden Schwingen sind, auf denen der Adler des Heroen-Bewußtseins die Sonne erreicht, weßhalb dann verzweifeln? Ich fühle sie in mir beide, Energie und Bewußtsein, und wenn Ikarus fällt, ist es nicht neidenswerth, so hoch zu fallen? Sie sagen es selbst, anbetungswürdiges Wesen, die Welt wankt dem Untergange zu, weil es ihr an einem Helden fehlt, der sie emporreißt, der ihre zerfahrenen, zersplitternden Elemente zusammenfaßt, ihre zerflatternden Kräfte vereinigt, der ihr Messias wird. Einer muß es doch sein! aber Keiner wird es werden, der nicht damit beginnt, seiner eigenen Kraft sich bewußt zu werden. Und so trau' ich ihr denn, meiner Kraft ... strebe, kämpfe, wirke ... ist es umsonst, bin ich es nicht, der erlesen, dann wird es ein Anderer sein. Die

Welt bedarf seiner, und deßhalb wird er kommen, der Napoleon der Humanität . . .‘

Constanze legte das Blatt fort, als sie so weit gelesen, und versank wieder in ihr Nachsinnen. Hier war das gerade Widerspiel jener Natur, die sich in den Zeilen des Prinzen ausgesprochen hatte. Hier war ein Geist, der im Menschen nicht die Pflanze, in der Menschheit nicht einen Baum mit von Uralters her bestimmter Blüthe- und Fruchtentwicklung sah, sondern dem das, was bisher geschehen, ‚die Geschichte,‘ das Ergebniß reiner Willkür schien; der deßhalb mit dem Maßstabe der Vernunft an die Gesellschaft trat und damit bewaffnet wahrnahm, daß sie schlecht war, und — nichts konnte logischer sein — sich entschlossen hatte, sie besser zu machen.

Constanze kannte den Mann nicht, der diese und ähnliche Briefe an sie schrieb, aber für ihr inneres Leben hatte er eine hohe Bedeutung. Es war ein glänzendes Bild, welches sie sich von ihm machte; Frauen von großer Schönheit und großem Geiste verschenken schwerer ihr Herz als andere, die weniger von Huldigungen umringt sind. Das Uebermaß der Zuvorkommenheit isolirt sie, wie die Könige isolirt sind. Auch Constanze war fünfundzwanzig Jahre alt geworden, ohne eine Neigung empfunden zu haben.

Vielleicht auch war es ihre Erziehung, welche die Schuld daran trug. Sie hatte früh ihre Mutter, dann hatte sie ihre zwei Brüder bald nach einander verloren. Sie war nun das einzige Kind, das Eins und Alles ihres Vaters, eines Mannes von großer Bildung und großer Schärfe des Verstandes, geworden. Sie hatte von ihm eine Erziehung erhalten, wie sie selten Frauen wird. Er hatte sie auszurüsten gestrebt mit allen Eigenschaften, deren sie bedürfen könnte, um ihrer einstigen Selbstständigkeit gewachsen zu sein; er hatte sie an Denken, an besonnenes Untersuchen und behutsames Urtheilen gewöhnt, er hatte sie gewöhnt, an die Erscheinungen einen hohen Maßstab zu legen, und war eifrig beflissen gewesen, durch reiches, ausgebreitetes Wissen ihr eine große geistige Unabhängigkeit zu geben. Ein so erzogenes Mädchen konnte schwer unter den sie umgebenden Erscheinungen eine finden, welche ihr Herz, ihre Intelligenz, ihre Sinne gefangen nahm. Und doch bedarf ein Frauenherz einer Neigung; so war es gekommen, daß über Constanzens unbefriedigtes Herz eine stille Schwärmerei für einen Ungekannten, nie Gesehenen gekommen, mit welchem eine seltsame Verkettung von Umständen sie in Berührung gebracht hatte. Ihn dachte sie sich mit jenen großen

Eigenschaften ausgerüstet, welche den Männern, die sie sah, fehlten. Auf ihn concentrirte sie die größte Summe jener Theilnahme am geistigen Leben, das in ihrer Umgebung keinen Ankergrund fand.

Sie war erfüllt von der Wahrheit der Anschauungen dieser ihr verhüllten Gestalt, dieses Jünglings von Sais, der mit ihr vor der Bildsäule der Isis stand, nur mit dem Unterschiede, daß hier nicht die Göttin, sondern die beiden Jünger sich einander verschleiert schienen.

„Ja, er hat Recht," sagte sie sich: „Mag die Welt auch noch so spröde jedem reformatorischen Gedanken widerstehen, mögen dämonische Geister tausendmal den starken Genius, der triumphirend die Hand auf ein hohes Ziel zu legen glaubt, zurückwerfen, in den Abgrund, worin er untergeht, schleudern; mag man Giftbecher und Scheiterhaufen bereit halten für die Wohlthäter der Völker .... eppur 'se muore!

‚Die Wenigen, die was davon erkannt,
Hat man zu aller Zeit gekreuzigt und verbannt,'

sagt Göthe; aber hat man nicht auch unendlich mehr solcher verbannt, welche nichts ‚davon erkannt'? Das Leben ist einmal grausam: desto größer die Aufforderung an uns, thätig zu sein, um es milder zu

gestalten. — Streben, Wirken ist die Aufgabe der Menschen, darum umgiebt uns nach allen Richtungen hin der unendliche Raum, die unendliche Zeit. Diese Unendlichkeit ist der deutlichste Ruf an uns, ist die stete Lockung, mit unserem Wesen in sie hinein zu wachsen. Die Harmonie schöner, allseitiger menschlicher Bildung errungen in Ruhe und Contemplation, sollte das Ziel unseres Lebens sein? Wie egoistisch: als ob von einer Harmonie für uns die Rede sein könnte, wenn wir nicht in Harmonie mit allem Erschaffenen auf Erden blieben, das wächst, sich ausdehnt, immer höheren Entwicklungen zustrebt, kurz, in immerwährendem Ringen sich vorwärts arbeitet! Und das ganze All — saust, wirbelt das nicht in ewiger unendlicher Bewegtheit durch einander mit unbegreiflichem Drange seinen Zielen zu?“

Das alles sagte sich Constanze und folgte im Geiste dem Unbekannten, der mit jugendlichster Wärme diese ihre Theorie vom Leben ihr gleichsam in Scene setzte, der mit schwungvoller Erhabenheit sein Blut an die Durchführung seiner Ueberzeugungen zu wagen schien — in Verhältnissen, deren nähere Beschaffenheit Constanzen verborgen blieben, die aber desto mehr ihre Phantasie erfüllten.

Indem Constanze aber so sich für ihres

unbekannten Freundes Lebensphilosophie entschied, hatte sie mehrfache Regungen in sich zu bekämpfen, und dieser Kampf mit sich machte sie natürlich nur zu desto eifrigerer Vertheidigerin dessen, wofür sie sich entschieden. Zuerst war es ein gewisser conservativer Instinct und die aristokratische Tradition, in welcher sie aufgewachsen, und die beide zuweilen doch zu stark verletzt wurden durch die Herzensergüsse des sturm- und drangvollen Unbekannten, der alle Schranken überflog und keinerlei Rücksichten gegen das Bestehende zu kennen schien. Eine frauenhafte Aengstlichkeit überkam sie oft vor diesem Menschen, die sie nicht ganz unterdrücken konnte, und diese Aengstlichkeit wuchs mit jedem Tage, welcher sie der Stunde näher brachte, in der sie persönlich dem Unbekannten, auf dessen Haupt sie so große Hoffnungen gesetzt, begegnen sollte. Wie konnte es auch anders sein... hatte sich nicht ihr Herz nach und nach mit in dieses Spiel gemischt, und mußte sie nicht deßhalb mit Zittern an den Augenblick denken, in welchem sich entscheiden sollte, ob der wirkliche Mensch das Bild der Phantasie rechtfertige, welches sie in so großen Umrissen sich von diesem Manne, diesem Helden der Zukunft gemacht? So fühlte sie auch jetzt sich beklommen, als sie die Briefe aus der Hand legte.

Sie trat an's Fenster und blickte in die Straße auf die da unten sich durch einander drängenden Menschen hinab. Wie das hastig an einander vorübereilte: da zeigte es sich ja, da war ja Alles in strebendster Thätigkeit! Die große Maschine arbeitete, alle die Einzelnen, welche hier an einander vorüberrannten ihren Geschäften nach, waren Theile der Maschine, das Leben genannt; arbeiteten einander in die Hände, griffen zusammen wie Kamm- und Stirnrad. Aber kam mit all' der Arbeit das Räderwerk von der Stelle? Nein! Sisyphus-Arbeit! Und solche Arbeit, war sie des Menschen Bestimmung: Arbeit um der Arbeit willen? Hatte die Arbeit absoluten Werth? Und wie! dachte Constanze, hat nicht die Religion erhabene Warnungen gegen die Eroberungssucht des Thätigkeitsdranges? Weist sie nicht auf die Lilien im Felde, die nicht spinnen und nicht säen? Verbietet sie nicht, nach dem morgenden Tage zu fragen? Und die Philosophie, widerspricht sie nicht auch, weist die geläutertste ihrer Disciplinen, die Stoa, nicht auf die Nichtigkeit alles Erreichbaren hin? Wollten sie nicht alle, die großen Denker der Vorzeit, statt des unruhigen Abmühens um irdische Dinge einen ruhigen Verkehr mit dem Geistigen?

Und noch Eines: lag nicht der Drang zum

strebenden Kampfe mit der Welt zumeist im männlichen Naturel, während Ruhe und Harmonie wenigstens jedenfalls der Frauen Bestimmung? Und konnte Constanze anders, als dem feineren, tieferfühlenden, sittlicheren Wesen der Frauen den Vorzug vor der materielleren und roheren Natur der Männer geben?

So versank sie in ein Meer von Gedanken, in welchem ihre Schwimmkraft nicht mehr ausreichte. Es war gut, daß sie unterbrochen wurde. Ihr Mädchen trat ein und meldete zugleich Herrn Heinrich Ulrici und Manfred Wallpott an.

„Führe den Buchhalter herein — der junge Mensch will die Galerie sehen; Wistock soll sie ihm aufschließen, und sag' ihm, wenn er zu Ende sei, wolle ich ihn sprechen."

Das Mädchen ging, und der Buchhalter trat ein; er machte seine tiefsten Verbeugungen, zeigte sein strahlendstes Gesicht und ließ sich mit der vollendetsten Grazie auf den Stuhl nieder, auf den Constanze deutete.

„Nun — was bringen Sie mir, mein Herr Buchhalter?" sagte die Gräfin. „Die Zusammenstellung, welche ich wünschte?"

Der Buchhalter antwortete halblaut und geheimnißvoll, indem er ein Papier hervorzog:

„Wie Sie es zu befehlen geruhten; hier ist das Verzeichniß aller Summen, welche wir ausgezahlt haben!“

Constanze überflog das Papier.

„Im Anfange ist man sehr bescheiden gewesen,“ sagte sie. „280 Thaler im Jahre 1819 — dagegen schon 400 im Jahre 1827 — Ausgaben für Lehrer, Bücher, kleine Reisen scheinen begonnen zu haben. 600 und 700 kommen im Anfange der vierziger Jahre — das ist die Universitätszeit — dann wieder 400 und 500 — nun, das ist doch immer ziemlich bescheiden — aber, mein Gott! welcher Sprung: 3000 Thaler im Jahre 1848 und 3380 im Jahre 1849 . . . .!“

„Freilich auffallend,“ antwortete Ulrici, „und es scheint, als ob der junge Herr durch das Jahr 1848 in große Bewegung gekommen sei: vielleicht hat er Parteizwecke gefördert, Flüchtlingen geholfen u. s. w.“

„Es ist gut,“ sagte Constanze, das Blatt auf ihren Schreibtisch legend. „Ich danke Ihnen, Herr Ulrici; was wollen Sie mit dem Papier da?“

„Es ist eine Quittung, welche Ihrer eigenhändigen Unterschrift bedarf; Ihr Advocat fordert sie, um die 10.000 Thaler auszuzahlen, welche Ihnen

aus dem großen Concurs der Baumwollenspinnerei zukommen. Es sind 40 Procent. Was befehlen Sie, daß mit dem Gelde gemacht werden soll?"

Constanze erledigte diese Angelegenheit, die sie in so ganz andere Sphären führte, dann fuhr sie fort:

„Sagen Sie mir etwas über den jungen Mann, welcher mit Ihnen gekommen ist."

„Den jungen Maler? Es ist ein gutmüthiger, bescheidener und zuverlässiger Mensch; ein armer Teufel, der es trotz eines bedeutenden Talentes nicht weit bringen wird, und dem auch nicht zu helfen ist. Er ist der Sohn eines wahren Originals, des Malers Wallpott. Leider hat dieses Original aber eine nicht sehr originelle Eigenschaft: er ist ein Egoist, und indem er seine väterliche Autorität und die Liebe seines Sohnes mißbraucht, schmiedet er den armen Jungen an seine Staffelei fest; das heißt, an seine eigene, väterliche Staffelei; er braucht ihn als Gehülfen, wie er sich ausdrückt, als Schüler, dem er die Ausführung seiner leuchtenden Ideen, seiner Raphaelischen Compositionen überträgt, und so von seinem Vater ausgebeutet, kommt der junge Mensch nie dazu, sich und seinem Talente freien Spielraum zu gewinnen und seiner eigenen Ausbildung leben zu können. Und doch ist ein Talent, ja, ich glaube, ein großes

Talent in Manfred; der ewig unbefriedigte Drang, seinem Genius zu folgen, drückt ihm das Herz ab."

„Aber der alte Wallpott ist ein Rabenvater!" fiel Constanze lebhaft ein.

„Das nicht — der beste Mensch von der Welt. Er ist ein ganz gewöhnlicher Egoist, er fühlt, daß er ohne seinen Sohn nichts mehr zusammenbrächte, und so hält er seinen Schüler in der Sclaverei, ahnt aber gar nicht einmal, daß er ein Unrecht thut, indem er seine sehr mittelmäßige ‚Kunst' zu einer Art von Vampyr macht, welche sich am Lebensblut seines Kindes das Leben fristet. Ich glaube, er betrachtet es als ein Glück für Manfred, daß dieser gewürdigt wird, an die großen Schöpfungen von Peter Paul Wallpott — der große Künstler heißt wie Rubens — die helfende Hand legen zu dürfen. Der arme Junge hatte im vorigen Frühjahre sich die Stunden wahrhaft zusammengestohlen, um eine größere Landschaft mit Fleiß ausführen zu können, welche er zu unserer letzten Ausstellung einsenden wollte. Herr Peter Paul Wallpott sieht dem fortschreitenden Gelingen des Werkes mit Befriedigung zu; endlich, als es vollendet, führt ihn eines Tages der Unstern mit Pinsel und Palette vor die Landschaft, während sein Sohn im anderen Zimmer beschäftigt ist; er vertieft

sich im Anschauen des Bildes, dann erhebt er seine Rechte mit einem lackgefüllten Pinsel — er zieht einen großen flammend rothen Halbkreis über die Leinwand, dann einen gelben, einen violetten, und triumphirend ruft er:

„‚Manfred — jetzt komm', sieh' und freue Dich! — Deinem Werke ist der Stempel der Vollendung, die Weihe des Genius aufgedrückt; es fehlte mir immer etwas in Deiner Landschaft, meine Hand hat es mit einem Wurf hineingezaubert.‘

„Der Sohn stürzte Unheil ahnend herbei, und als er den Regenbogen in seinem Werke erblickte, der gar nicht hineingehörte, hätte er sich die Haare ausraufen mögen. — Es blieb nichts übrig, als das Bild in einen Winkel zu werfen. Aber glauben Sie, daß der große Peter Paul dieß gelitten hätte? Nein, das Bild mußte zur Ausstellung gesandt werden, wo es den Spott aller derer auf sich lud, die es sahen; aber Manfred schwieg — er hat nicht nur sein Leben, seine Kunst an seinen Vater verloren — er hat sich auch durch ihn lächerlich machen lassen, und das alles mit der stillen Ergebenheit eines Märtyrers."

„Ach, deßhalb spottete der Prinz über seine Kunst im Regenbogenmalen; aber das ist ja rührend!" sagte Gräfin Merwing — „ich will ihn sprechen und sehen, ob ihm nicht zu helfen ist."

Sie stand auf und verabschiedete den Buchhalter mit einer Verbeugung.

Manfred war unterdeß nach Constanzens Geheiß in die Galerie geführt worden. Ein Haushofmeister hatte ihm gesagt, daß die Gräfin ihn sprechen wolle, wenn er die Galerie gesehen, und dann hatte er die verschlossenen Flügelthüren eines großen Raumes vor dem jungen Manne geöffnet, aus dem eine kalte und winterliche Luft dem Eintretenden entgegenströmte: es war ein hoher, weiter Saal, decorirt in jenem Style, welcher den Uebergang von den Rococo-Formen zum Geschmack der Zeit Josephinens bildete — cannelirte Pilaster an den Wänden, stark vortretende Gesimse und anderes mit allerlei steifen Kränzen und Schleifen verschönertes Griechenthum. Der Saal hatte keine Fenster, sondern nur eine, ganz oben, durch das Wand- und Decken-Gesims gebrochene Reihe von runden Lucarnen, welche die Architekten Ochsenaugen nennen.

Durch diese Oeffnungen fiel ein vortreffliches mildes Licht auf die schönen Gemälde herab, welche an der entgegengesetzten Wand hingen — meist ältere nachgedunkelte Werke in bescheidenen Goldrahmen, die eine Sammlung von großem Werthe und von großem Interesse bildeten. Es waren meist italienische

und spanische Meister, weniger Niederländer, und von altdeutschen Sachen nur einige da, Portraits von den Holbein, Lucas Kranach und Dürer. Manfred, der in seinem Visiten-Anzuge fröstelnd von einem zum andern schritt, erkannte bald den Sinn, den Geschmack, welcher den Sammler dieser Galerie belebt haben mußte. Es waren nämlich nur Bilder aufgenommen, deren Gegenstand ein anziehender war und der entweder dem Geist des Beschauers einen fertigen Eindruck machte, oder seine Phantasie beschäftigte . . . es war dagegen alles entfernt gehalten, was nur durch seine Ausführung Werth erhält: Blumenstücke, Stillleben, Schafe und nichtssagende Genrebilder waren nicht da — desto mehr historische Scenen, Landschaften von reicher Composition, besonders aus fremden Zonen und mit fremder Vegetation, und dann sehr viele Portraits.

Manfred war beinahe bis zum Ende seiner Rundschau gekommen, die er in der Beklommenheit, womit ihn der Gedanke erfüllte, daß er nachher sich zu Constanzen führen lassen müsse, geflissentlich verlängerte, als er plötzlich das Rauschen eines Gewandes hinter sich vernahm. Er sah sich um — Constanze stand hinter ihm und nickte ihm einen freundlichen Gruß zu. Sie mußte durch eine Tapetenthür eingetreten sein, die Manfred nicht bemerkt hatte.

Manfred's Herz schlug heftig, als er so plötzlich die bewunderte Dame vor sich sah, welche die Blüthe von allem Vornehmen und Glänzenden war, was es in seiner Vaterstadt gab; und es klopfte noch höher, als er sich verbeugte, weil er das Bewußtsein hatte, daß seine Verbeugung eine sehr linkische sei, und weil er dabei noch über eine Falte in dem an den Wänden umherlaufenden Teppichstreifen strauchelte. Zum Glück schien Constanze dieß und ob er überhaupt sich verbeugte, gar nicht zu bemerken; sie hatte die Augen auf ein hoch oben an der Wand hangendes großes Bild gerichtet, eine Copie der schönen Madonna, wie sie dem heiligen Ildefons eine Chorkappe überreicht, gemalt von Murillo und jetzt in der Madrider National-Galerie verwahrt.

„Haben Sie das Bild betrachtet? — das ist mir das liebste von allen in meiner Sammlung; in dem Kopfe dieser Madonna ist eine romantische Innigkeit, die mich an die schönsten deutschen Gesichter erinnert; es ist überhaupt auffallend und kein geringes Compliment für uns deutsche Frauen, daß Italiener und Spanier, wenn sie die höchste Weiblichkeit darstellen wollen, die nationalen Typen ihrer Heimat vollständig fallen lassen und blonde deutsche Jungfrauenköpfe als Madonnen malen."

„In der That, es ist ein deutscher Frauenkopf, und wenn der große Esteban Murillo je in Deutschland gewesen wäre, so möchte ich glauben, er habe das Portrait einer Dame aus . . ."

Constanze unterbrach Manfred, der zagend stockte.

„Aus meiner Familie genommen, wollen Sie sagen," ergänzte sie — „man hat mir oft gesagt, daß dieses Gesicht mir gleiche, und ich glaube es selbst."

Manfred sah sie verwundert an; ein solch' vornehmer Gleichmuth des Selbstbewußtseins war ihm etwas völlig Fremdes.

„Aber," fuhr Constanze fort, „Sie haben Sich schon viel zu lange hier aufgehalten; dieser Saal nämlich enthält meine Galerie, wie ich sie mir geordnet und ausgesucht habe, und deßhalb ist sie nichts für Sie, der Sie ein Künstler sind; für Sie habe ich einen zweiten Saal, worin Sie schwelgen können."

Sie schritt zu einer Flügelthür im Hintergrunde, winkte Manfred, zu öffnen, und trat dann mit ihm in einen zweiten Raum, der, eben so wie der vorige decorirt, eine noch größere Menge von Gemälden und darunter, im Gegensatze zum früheren, viele neuere enthielt.

„Sehen Sie, das ist für Sie," sagte sie hier

„da können Sie Sich berauschen in der schmutzigen Wolle Verboekhoven'scher Hämmel; da giebt es Landschaften, wie Ihr sie bewundert, von unaussprechlicher Langweiligkeit, aber eben so unaussprechlich meisterhaft gemalt; herrliche Genrebilder mit schreienden Eseln und runden Dirnen, welche sich die Strumpfbänder befestigen. — Da haben Sie die ganze moderne und ältere Malerei, wie Ihr sie eben wollt."

„Wir — das heißt . . ."

„Die Maler, die Leute vom Fach, die Kenner, die Kunstrichter, kurz, alle die, deren Urtheil die Künstler beachten müssen und welche die Kunst verderben; die Menschen, die in der Malerei nur die Ausführung und die Kunstfertigkeit in's Auge fassen, die unsere Künstler immer tiefer haben sinken lassen in eine unendliche Geistesleere und Gedankenlosigkeit, die nie von der Idee, vom Schönen, vom Ideal reden, sondern nur von Zeichnung, Gruppirung, Tinten, Lasuren u. s. w., bis endlich die Malerei alle Bedeutung für das moderne Leben und, aufrichtig gesagt, die Personen unserer Maler alles und jedes Interesse verloren haben. Unsere Kunst wird nur dann wieder etwas geworden sein, wenn man aus der Zahl der Maler, wie zu Ruben's Zeiten, Gesandte oder, wie zu den Zeiten Cranach's, Staatsmänner

oder, wie zu den Zeiten Michel Angelo's, große Dichter hervorgehen sieht. So lange aber soll man über Malerei nur Laien von Geschmack und Gefühl, aber keine Männer vom Fach hören."

Manfred war wieder in Erstaunen versetzt über das cavaliere Urtheil, womit die Gräfin so in Bausch und Bogen einer ganzen Generation den Stab brach. Er fühlte sich davon in eigenthümlicher Weise unangenehm berührt; auch war es ihm nie vorgekommen, daß ein junges Mädchen in seiner Gegenwart so frei weg von Strumpfbändern gesprochen hätte. Er fühlte, daß zwischen ihm und der Gräfin noch etwas Anderes, als die Verschiedenheit der Geburt, wie eine Kluft gähne; ein ganz anderes Wesen, eine ganz andere Art, zu sein, zu denken und mit der Welt zu leben, war das. Das Bewußtsein der gesellschaftlichen Höhe und des Ranges, die Sicherheit bevorzugter Stellung schienen einen Muth, ja, Uebermuth des Urtheils, eine Keckheit des Selbstgefühls der übrigen Welt gegenüber in der Gräfin hervorgerufen zu haben, die dem jungen Künstler etwas ganz Neues waren. Aristokratisches Wesen und aristokratische Umgangsformen waren ja nach aller Welt Behauptung gleichbedeutend mit peinlichster Steifheit. Und nun schien das so ganz anders! Manfred fühlte sich dabei halb

gedemüthigt wegen seiner bescheidenen, schüchternen Sinnigkeit, womit er an die Erscheinungen dieser Welt herantrat, halb auch verdammte er dieses vornehme cavaliere Wesen wegen seines Uebermuthes. Und doch lag etwas darin, was ihn reizte, etwas, was er sich selbst hätte wünschen mögen. Seine Seele hatte eine außerordentliche Frische, und bei ihrer Reinheit und ursprünglichen Natürlichkeit erhielt er tausend widrige Eindrücke von Dingen im Leben, welche gegen diese Ursprünglichkeit verstießen und von ihm verworfen werden mußten. Aber sein Herz war zu gutmüthig zum entschiedenen Verurtheilen — er suchte zu entschuldigen, und dabei stumpfte seine Ursprünglichkeit sich ab. Ja, er hätte sich den rücksichtslosen Muth der Selbstvertheidigung gewünscht, solches Vertrauen auf das unbedingte Recht seines persönlichen Gefühls gewünscht, um dieses so unbefangen geltend zu machen, ohne zu beachten, welche Streiche dabei Andere erhielten. Freilich — er war zu diesem Muthe nicht erzogen worden. Peter Paul Wallpott, sahen wir, war nicht der Mann, der seinen Sohn zum Muthe des Selbst erzog.

„Sie bilden sich zum Landschaftsmaler aus?" fragte Constanze.

„Ja wohl!"

„Wozu wollen Sie gerade Landschaftsmaler werden, was denken Sie dabei?“ fuhr sie lebhaft fort.

Manfred blickte sie bei dieser viel umfassenden Frage verwundert an. Nach einer Pause antwortete er:

„Was ich will? Das habe ich mir selbst noch nicht klar ausgesprochen. Ich könnte sagen: Ich will nichts weiter, als einem künstlerischen Nachahmungstriebe folgen und Landschaften malen, wie der Biber Häuser baut. Ich könnte auch mit einem Aufwand von vielen schönen Worten einen besonderen moralischen Zweck meiner Kunst angeben . . . . .“

„Lassen Sie einmal hören!“

„Ich könnte sagen: Ich will den Leuten in die allgemeine, tagtäglich weiter schreitende Seelenverarmung Mahnungen stellen, Spiegelbilder der Natur stiften, in denen sie kühle, klare Brunnen rauschen, frischen Windeshauch durch die Wipfel wehen und den Schrei des Falken über den Klippen hören; ich will sie zwingen, den wunderbaren Zauber, der um abendliche Höhen schwebt, zu fühlen, oder ihre Seelen in die geisterhafte Flut von Schweigen und Ahnung zu tauchen, welche durch dunkle Waldeinsamkeit wogt. Ich will ihnen in den

einzelnen Bäumen ahnungdurchschauerte stumme Beter zeigen, die vor dem Antlitze Gottes stehen und sich zu ihm emporstrecken, oder das Haupt schütteln und wiegen im Sinnen über die dunklen Geheimnisse der Welt . . . . . Das will ich, ich will die Welt erquicken, wie Christus, denn die Kunst ist ein Heiland . . . So könnte ich sagen, Gräfin — aber, bei Gott, ich weiß selbst nicht, ob ich bei jener ersteren oder bei dieser letzteren Angabe die eigentliche Wahrheit spräche."

Constanze sah den jungen Menschen mit seinem flammend-rothen Gesichte eine Weile groß an; dann sagte sie:

„Sie sind doch ein Künstler. Es ist Instinct in Ihnen und Bewußtsein zugleich. Nur jedenfalls kommt es darauf an, ob Sie mit beiden ausgerüstet der Technik Herr werden. Davon hängt es ab, ob sich die Welt von Ihnen wird erquicken und erfrischen lassen wollen, daß heißt, ob Sie ein wirklicher Maler werden. Aber ein Dichter können Sie werden."

Manfred schüttelte mit dem Kopfe.

„Zum Dichter tauge ich nicht; ich habe keine hinreichende Illusionsfähigkeit! Die Welt erscheint mir nicht in einem Lichte, daß ich sie besingen könnte," sagte er melancholisch.

Constanze antwortete mit einem Lächeln auf diese schwermüthige Betheurung:

„Sie sind noch sehr jung — aber ich will Sie jetzt allein lassen, damit Sie auch diesen Saal mit Muße betrachten können.“

Manfred fühlte sein Herz plötzlich wieder höher schlagen — sie wollte gehen, und er hatte ja noch ein Geheimniß ihr anzuvertrauen, sie zu warnen — er wußte nicht, wie er es anbringen sollte, es war auch etwas, das ihn zurückhielt, ein Etwas, das ihm zuflüsterte, wenn er Constanzen seine Warnung ausgerichtet, dann sei nun alle Beziehung zwischen ihm und der schönen Gräfin zu Ende, und so stockte er und stockte, bis er noch verlegener wurde, denn sie fuhr fort:

„Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten, Herr Wallpott; haben Sie in Gouache oder in Aquarell gemalt?“

„In Aquarell, in Gouache nicht!“

„So nehmen wir Aquarell-Farben! ich möchte eine Ansicht meines Landsitzes zu Melsenz haben . . wollen Sie die Tagereise hinaus machen und mir das Bild malen?“

Wallpott verbeugte sich freudig überrascht. Constanze nickte wieder einen kurzen anmuthigen Gruß

und verschwand mit raschen Schritten aus dem Saale. Manfred verließ bald nach ihr die Galerie; es war ihm unmöglich, seine Aufmerksamkeit auf die Gemälde zu fesseln. Der ehrenvolle Auftrag, den er erhalten, die Aufregung bei dem Gedanken, daß er jetzt die Gräfin wohl öfter sehen werde, die Aussicht, statt sie bloß warnen, in Melsenz ja auch über sie wachen zu können — das alles wirbelte ihm im Kopfe durch einander.

Als er wieder in der alterthümlichen Behausung des officiellen Künstlers Herrn Peter Paul Wallpott angekommen war und seinem Vater sein Glück mitgetheilt hatte, fühlte sich dieser thurmhoch in seinem väterlichen Stolze gehoben.

„Nun siehst Du, Junge," sagte er, „wie gut es war, daß ich Dich zwang, Deine Landschaft auf die Ausstellung zu senden . . . . . . Die prismatische Brechung der Lichtstrahlen auf dunkler Wolkengrundirung hat einen enormen Effect hervorgebracht — ja, ja, ich sagte es Dir, Du bist berühmt dadurch geworden; Dank dem väterlichen Pinsel, Dank einem Künstler, dessen Genius von zwei Schwingen getragen wird . . . ."

Herr Peter Paul Wallpott wurde an dieser schönen Stelle seiner Rede von einem Lakaien in

reich galonnirter Livrée unterbrochen, der eintrat, um Manfred ein versiegeltes Couvert zu überreichen. Als der junge Mann es öffnete, fand er darin eine von der Gräfin geschriebene Anweisung über 100 Thaler auf das Haus ‚Habicht et Compagnie' und ein Billet Constanzens, adressirt an ihren Verwalter zu Schloß Melsenz.

Sechstes Capitel.

Eine Verschwörung.

Es war Abend geworden. So lichtstrahlend und lärmerfüllt das große und schöne Habicht'sche Haus am vorigen Tage um dieselbe Stunde gewesen, so ruhig und still war es jetzt, und statt der Hunderte von Gasflammen in den erleuchteten Zimmerreihen von gestern, goß heute nur eine große Lampe ihr mildes Licht durch einen der Räume, das Wohnzimmer der jungen Hausfrau. — Helene Habicht selbst war von all' der Aufregung des vorigen Abends abgespannt und ermüdet; aber sie sehnte sich dennoch nicht nach Ruhe, sondern eine innere Unruhe quälte sie, und sie wünschte irgend eine

Zerstreuung, sie hätte plaudern, sich lebhaft unterhalten, durch eine neue Aufregung die Folgen der früheren vertreiben mögen. Daher war es ihr sehr willkommen, als ein Diener eintrat und ihr den Freiherrn von Dunow anmeldete.

Herr von Dunow war ein entfernter Vetter von Helene Habicht, aber seit ihrer Verheirathung mit einem ‚Roturier' hatte er sie sehr vernachlässigt. Die junge Frau lächelte deßhalb etwas spöttisch und triumphirend, als er eintrat, allem Anschein nach bezwungen von dem königlichen Glanze, den ihre Häuslichkeit gestern entfaltet hatte ... und vielleicht auch von der Grazie, womit sie als Herrin und Zauberin dieses Glanzes gewaltet. Herr von Dunow kam nicht allein. Hinter seiner wohlgenährten Gestalt glitt, wie eine Schaluppe im Tau eines Linienschiffes, lautlos über den weichen türkischen Teppich ein Wesen von unendlich bescheideneren Dimensionen heran, welches Herr von Dunow mit den Worten: ‚Herr Geheimer Legationsrath Driburg' vorstellte.

Die junge Frau kannte den Fremden von Ansehen und empfing ihn desto freundlicher, je unangenehmer ihr im Grunde war, daß ihr ritterlicher Vetter sich so ohne Weiteres herausnahm, ihn bei ihr einzuführen. Driburg war eine zwergenhafte,

aber breitschultrige Figur. Wie die meisten verwachsenen Menschen war er sehr eitel, kleidete sich auffallend, trug eine Christus-Scheitel und langes, hinter die etwas umfangreichen Ohren gestrichenes Haar. Wenn man dieses geschniegelte Wesen ansah, mußte man unfehlbar zu dem Schlusse kommen, er ersetze den Mangel an Wohlgefallen, den Andere an seiner äußeren Erscheinung fanden, durch die desto größere Zufriedenheit, die er selbst mit sich empfand. Er war von jüdischer Abkunft und einst ein durch seine Sarkasmen wider den Hof und die Regierung gefürchteter liberaler Schriftsteller gewesen. Dieß hatte ihm im Jahre 1848 die Stimmen des Volkes zur Wahl in die National-Versammlung verschafft; — so auf das hohe Meer der Politik gelangt, hatte die kleine Schaluppe sich so pfiffig im rechten Augenblicke gewendet und so klug ihre Segel nach dem Winde zu richten gewußt, daß sie jetzt, wo sie unverhüllt die Flagge der äußersten Rechten trug, von den Parteigenossen als ihr liebstes und gehätscheltstes Kriegsfahrzeug betrachtet wurde. Der Geheime Legationsrath Driburg, der früher einige satirische Schriften herausgegeben hatte, die übermäßig gepriesen worden — wie es gewöhnlich geschieht, wenn ein Autorlein das Glück hat, dem auserwählten Volk Gottes anzugehören,

— war jetzt die Feder der christlich-germanischen Ultra-Partei und befehdete die Regierung, das Ministerium als zu liberal!

Herr Driburg machte der jungen Frau einige übertriebene Complimente über ihre Einrichtung, über ihren Anzug, über alles Mögliche, und Helene, die sich dadurch geschmeichelt fühlte, spähte doch mit einiger Aengstlichkeit nach den Zügen des gefürchteten Legationsrathes, ob sich nicht etwa ein spöttischer Ausdruck dabei in seiner Physiognomie ertappen lasse.

„Wo ist Herr von Habicht?“ fragte nach einer Weile Dunow, der es für gut zu finden schien, nicht einzuräumen, daß Jemand, welchem er die Ehre erwies, nach ihm zu fragen, ein Roturier sein könne.

„Er ist am Vormittage nach Quadensieffen hinausgefahren und . . .“

„Welches Fest ist denn dort heute?“ fragte Driburg sarkastisch — „wahrscheinlich wieder der Geburtstag irgend eines ausländischen Potentaten, den der alte Dynast durch ein Lever feiert!“

„Da müssen Sie den Gothaer Kalender fragen,“ antwortete Dunow . . .

„Wir wollen uns die Mühe ersparen,“ sagte der Diplomat, „und annehmen, daß es das Vermählungs-Anniversarium des Königs Tamea-Mea III. in

Honolulu ist . . . Da der alte Baron von Quadenstiessen aber seine Levers immer in der Sprache des betreffenden Hofes hält, welchem er eine seiner Huldigungen darbringt, so möchte ich wissen, wie er sich heute mit der owaihischen Landessprache aus der Affaire zieht."

Herr von Dunow wurde über diese Spötterei, welche sich ein nicht zur Kaste gehöriges Individuum über einen Baron seiner Bekanntschaft erlaubte, im Geheimen empfindlich, und er beschloß, sich dafür im Laufe des Abends zu revanchiren; aber als er eben den Diplomaten unterbrechen wollte, wurde ein neuer Besuch gemeldet, und Herr von Rottenau trat ein.

Der Freiherr von Rottenau hatte ebenfalls einen diplomatischen Adjutanten, eine Charakter-Curiosität, eine Art gelehrten Ungeheuers bei sich, welches er seiner Cousine vorstellte und das diese mit größerer Gemüthsruhe empfing, als früher den eckigen Convertiten der Reaction. Professor Staubenbrecher war weniger im Munde der Menschen, mit welchen Helene Habicht umging, als jener, und so wußte sie nicht, daß er nicht weniger zu fürchten war. Staubenbrecher's Antecedentien waren wie die Geschichten der Völker, mit deren Schicksalen und Entwicklungen er sich beschäftigte, in mythisches Dunkel gehüllt; aus dieser

Periode der unklaren Sagenhaftigkeit, in deren Nebel noch kein Niebuhr mit den aufhellenden Sonnenstrahlen der Kritik gedrungen, war er in die der documentirten Historie erst da eingetreten, als er von einem längeren Aufenthalt im Oriente zurückgekehrt. Der Orient hatte ihm seinen ganzen Fatalismus mitgegeben; er beugte sich mit der Ruhe und Entschlossenheit eines erprobten Stoikers unter den Willen des Schicksals oder, was nach ihm Eines und dasselbe war, jeglicher vis major, jeder eingesetzten Gewalt, und bückte sich mit über der Brust gekreuzten Armen vor allen Mächtigen und Gewaltigen dieser Erde in tiefster Demuth. Dabei pflegten aber, während rührende Betheuerungen seiner allen Proben gewachsenen Loyalität über seine beredten Lippen glitten, solche spitze, scharfe Blicke aus seinen schmalgeschlitzten Augen zu schießen, solche Runzeln des Spottes in leisem Spiel über seine Schläfen zu laufen, daß nur wenige candide Seelen ihm ganz trauten . . .

Professor Staubenbrecher war der eigentliche Chef des Generalstabs der Ultra-Partei. Vielleicht war es aber ganz etwas Anderes, was diesen verkörperten Genius der Ironie in dieses Lager getrieben hatte, als das, was den Aesop der Satire, den kleinen

Driburg, hinein brachte. War es bei diesem die nackte Selbstsucht oder der reine, von Eitelkeit gestachelte Widerspruchsgeist wider die öffentliche Meinung, so war es bei dem gelehrten Staubenbrecher vielleicht nur der consequenteste Pessimismus, was ihn belebte.

Helene Habicht fiel es erst nach einer Weile auf, daß sich heute gerade die einflußreichsten Führer der Reactions-Partei um sie versammelt hatten. Es lag etwas Beunruhigendes für sie darin; denn obwohl sie selbst keine bestimmte politische Ueberzeugung hatte, so scheute sie im Ganzen doch diese Leute, wie alles Extreme; aber es schmeichelte auch ihrer Eitelkeit, daß so einflußreiche Persönlichkeiten sich um sie versammelten. Für Frauen vom Charakter Helenens hat der Geist der Intrigue etwas unwiderstehlich Lockendes, und so mochte sie denn nicht ganz ohne allerlei unklare Ahnungen und Gedanken über eine Zukunft der Bedeutung und des Einflusses sein, die sich für sie an diesen Abend knüpfen könne, wenn es ihr gelinge, diesen Männern anziehend zu erscheinen. Sie bereitete ihnen mit Hülfe ihres Kammerdieners mit größter Sorgfalt den Thee, und beim Sieden der Maschine, während der blaue Spiritus mit dem Freimuthe und dem Geiste ihrer klugen Gäste in die Wette flammte, gerieth sie nach und nach aus ihrer

Aufregung in ein Gefühl von Wohlbehagen, wie sie es lange nicht mehr empfunden. Sie dachte dabei an die unendlich langweiligen Menschen, welche ihr Mann ihr zuzuführen pflegte, und zugleich machte sie die Entdeckung, daß sie mit den Ansichten dieser Herren hier doch eigentlich seit je in wunderbarer Weise übereingestimmt habe; denn diese hatten von vorn herein das Gespräch auf Politik gelenkt — vielleicht geflissentlich . . . Endlich aber brach Rottenau ab.

„Aber, meine Herren, nehmen wir Rücksicht auf unsere liebenswürdige Wirthin," fiel er ein — „wir sind nicht unter uns — von etwas Anderem . . . . Haben Sie Gräfin Merwing heute gesehen, liebe Cousine?"

„Nein . . . sie wird heute auch schwerlich sichtbar gewesen sein, sie ist mit den Vorbereitungen zu ihrer Abreise beschäftigt."

„Ist denn die gnädige Comtesse ganz unabhängig?" fragte Staubenbrecher.

„Sie ist volljährig," antwortete die Frau vom Hause mit einiger Bosheit.

„Seit dem Tode ihres Vaters, seit einem und einem halben Jahre etwa ist sie unabhängige Besitzerin eines enormen Vermögens," erklärte Rottenau.

„Sie wissen, die Merwings sind eine Nebenlinie unseres regierenden Hauses; da dieses nur noch auf vier Augen steht, so ist einige Aussicht vorhanden, daß unser verehrter Graf Julian Merwing als nächster Agnat für sich oder seine Nachkommenschaft den Thron erhält.“

„Tant mieux pour lui!“ sagte Driburg.

„Tant pis pour nous!“ dachte Staubenbrecher.

„Es muß ja aber noch ein Sohn vom verstorbenen Grafen Florian Merwing existiren, der nähere Anrechte hätte,“ bemerkte Helene.

„Der ist verschollen,“ sagte Rottenau. „Der Graf Florian Merwing war ein Sonderling, ein Schwärmer, ein Frömmler; was aus dem Kinde geworden ist, weiß der Himmel; vielleicht hat er einen Missionar daraus gemacht, den jetzt längst die Japanesen aufgeknüpft oder die Reize der Königin Pomare zum otaheitischen Mucker-Cultus bekehrt haben. Der Graf Detlev Merwing, der Vater Constanzens und Inhaber des Majorats, hatte noch zwei Söhne außer dieser Tochter; es war deßhalb nicht zu erwarten, daß der Sohn des nachgeborenen Grafen Florian je eine große Erbschaft auf sich werde kommen sehen, um so weniger, da sein philanthropischer Papa den größten Theil seines Besitzthums für allerlei pietistische

Unternehmungen, Missionen, Diakonissinnen u. s. w., verschleudert hatte."

„Sie glauben also," fragte Driburg, „der Graf Florian habe seinen Sohn deßhalb . . . wie soll ich sagen? — hinter die Coulissen des Schauplatzes seiner Gottseligkeit geschoben, um ihm einst keine Rechenschaft über seinen ruinösen Verkehr mit frömmelnden Leuten ablegen zu müssen? . . ."

„Es mag diese Rücksicht dabei nicht ohne Einfluß gewesen sein; sicherlich hat Graf Florian jedoch die schönsten und erbaulichsten Gründe dabei anzuführen gewußt. Und wie denn die Frömmigkeit der Pietisten sich meist auf Kosten der bösen Weltkinder zu speisen und zu kleiden pflegt, so soll der edle Graf das Beispiel seines jüngeren Bruders Julian als seines Entschlusses mächtigsten Bestimmungsgrund vorgeschützt haben. Dieses ‚Belialskind' hat eine etwas lockere Jugend verlebt, wie wir Alle wissen; das Entsetzen darüber soll den frommen Florian bestimmt haben, seinen Sohn den Lebenskreisen, für welche er geboren, ganz zu entziehen, ihn von der verführerischen Sünden-Atmosphäre der großen Welt zu entfernen und die Wurzel des Hochmuths in ihm zu ersticken, indem er ihn als das Kind irgend eines namenlosen und armen Mannes erziehen und darauf anweisen

10*

ließ, mit eigenen Kräften sich durch die Welt zu schlagen."

„Schrecklich — monströs!" sagte der Ironiker, der selbst der Sohn eines blutarmen Dorf-Schulmeisters war.

„Es war eine wahre Gewissenlosigkeit, seinem Kinde die Prärogative einer Geburt aus einem hohen und altadeligen Hause vorzuenthalten," sagte Dunow.

„Was hat denn die Mutter des Kindes dazu gesagt?" fragte Helene.

„Die Frau des Grafen Florian? — Die hat sich wenig um die Erziehung ihres Kindes gekümmert, denn sie ist sehr bald nach der Geburt desselben von ihrem Betbruder von Gemal fortgelaufen."

„Die Sache hat dadurch eine doppelte Bedeutung erhalten," fuhr Dunow fort, „daß die beiden Söhne des alten Majoratsherrn, die Brüder Constanzens, bald nach einander, der eine am Nervenfieber, der andere durch Ertrinken beim Baden, gestorben sind. Der verschollene Sohn des Grafen Florian war nun plötzlich Majoratsherr — es ist aber niemals bekannt geworden, daß Graf Detley sich große Mühe gegeben, ihn auszukundschaften."

„Das kann man ihm so übel nicht nehmen," meinte darauf Driburg; „denn als sein zweiter Sohn

umgekommen war, hatte unser weises März-Ministerium bereits den Gesetz-Entwurf wegen Aufhebung des gesammten Lehnswesens in die Kammern gebracht. Die Gräfin Constanze ist durch dieses Gesetz die unabhängige, einzige Erbin des ganzen Merwing'schen Vermögens geworden."

„Also natürlich eine Anhängerin aller demokratischen Principien und uns gefährlich!" lächelte Staubenbrecher.

Während des Schlusses dieser Unterhaltung hatte sich Rottenau, der seiner Cousine zunächst saß, zu dieser hinüber gebeugt und einige Worte mit ihr leise geflüstert. Es folgte daraus eine eifrig geführte halblaute Debatte, welche die Frau vom Hause mit den Worten beendete:

„Versuchen Sie's, ob Sie etwas aus ihm herausbringen . . . ich zweifle . . . Sie müssen seine Eitelkeit in's Spiel ziehen; ich will unterdeß das Zimmer verlassen." — Dann bat sie ihren Vetter, die Klingel zu ziehen, und befahl dem Kammerdiener, der auf dieses Zeichen erschien, Herrn Ulrici heraufkommen zu lassen.

Herr Ulrici war durch diese unerwartete Aufforderung sicherlich sehr überrascht: es dauerte eine geraume Zeit, bis er erschien; — wahrscheinlich hatte

die Prüfung und Ordnung seiner äußeren Erscheinung ihm die Minuten geraubt. Endlich öffneten sich die Flügelthüren vor ihm; Herr Ulrici trat ein, verbeugte sich mit vieler Grazie, lächelte äußerst zuvorkommend und gab sich alle Mühe, an den Tag zu legen, daß er sich vollständig à son aise befinde.

„Nehmen Sie eine Tasse Thee mit uns, lieber Ulrici," sagte die Hausfrau mit gewinnender Freundlichkeit. „Die Herren sind eigentlich gekommen, um eine Conferenz mit meinem Manne zu halten; da dieser aber zufällig abwesend ist, so habe ich Sie heraufbitten lassen; was das Geschäft angeht, sind Sie ja vielleicht noch besser orientirt, als Herr Habicht . . ."

„O, bitte, bitte! allerdings — ich habe einige Uebersicht . . ."

„O, keine falsche Bescheidenheit — man weiß, welcher Financier Sie sind!" bemerkte Driburg, während er den Mann mit seinen Luchsaugen fixirte.

Herr Ulrici verbeugte sich sehr geschmeichelt; aber bevor er seiner Bescheidenheit einen passenden Ausdruck geben konnte, war Dunow sehr laut eingefallen:

„Sie werden sicherlich bei der nächsten Minister-Krisis das Finanz-Portefeuille angeboten erhalten. Ich steh' Ihnen dafür!"

Der Buchhalter stutzte etwas bei dieser Betheurung — das war denn doch zu verbindlich; während er die Tasse entgegennahm, welche ihm Helene reichte, flog ein Zug von Argwohn über sein Antlitz; er prüfte betroffen die Gesichter der vier Herren und ließ zuletzt mit großem Mißtrauen seine Augen auf dem Antlitz des ironischen Professors haften.

Rottenau entging die Wirkung nicht, welche Dunow's plumpe Schmeichelei gemacht hatte; er wartete das Verschwinden der Hausfrau ab, die sich erhoben, um das Zimmer zu verlassen, dann sagte er:

„Sie stutzen über die Andeutung, welche Herr von Dunow eben machte, Herr Ulrici . . . nehmen Sie dieselbe deßhalb lieber als nicht gesprochen an, da, wie Herr von Dunow selbst zugestehen wird, dieselbe voreilig war. Nein, Herr Ulrici, es ist noch nicht an der Zeit, in die höchsten Staatsämter die wahren Verdienste, die organisatorischen Talente zu berufen, ganz ohne Rücksicht, ob sie als Kammerschwätzer sich beim Volke eingeschmeichelt haben oder nicht, ob sie den gewöhnlich an ganz Unwürdige verschwendeten Beifall der blinden Menge besitzen oder nicht. Aber die Zeit wird kommen! glauben Sie mir das, Herr Ulrici. Einstweilen bietet sich Ihnen eine

Gelegenheit, Fäden anzuknüpfen, welche bei Seite liegen zu lassen, freilich nicht räthlich sein dürfte…“

„Einer dieser Fäden ist aus blauer und gelber Seide gewoben, wie das Band zu unserm Civil-Verdienstorden,“ bemerkte leise lispelnd Professor Staubenbrecher, während er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck — war es Spannung oder war es Hohn? — den Buchhalter fixirte.

Herr Ulrici hatte während dieser Reden still und betroffen einen Dessertteller, der neben seiner Tasse stand, umgekippt, und zerschnitt auf der Rückseite desselben ein Butterbrod mit außerordentlicher Sorgfalt in kleine Schnitten.

„Es handelt sich um einen wesentlichen Dienst, welchen Sie unserm Herrscherhause erweisen könnten,“ fuhr Rottenau fort; „den das Vaterland von Ihrem Patriotismus erwartet und dem Sie als guter Bürger Sich nicht entziehen können,“ sagte Driburg.

Herr Ulrici blieb stumm und schielte von unten auf bald den Sprecher zu seiner Rechten, bald den zu seiner Linken an.

„Zunächst haben Sie die Güte, Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie über unsere Eröffnungen unverbrüchliches Schweigen beobachten wollen!“

„Ich kann schweigen, mein Ehrenwort darauf!“ sagte hier der Buchhalter, ohne aufzublicken.

„Sie wissen,“ nahm nun Rottenau das Wort, „unser Erbprinz August hat von früh auf eine ausgesprochene Neigung zu friedlichen Beschäftigungen gezeigt, welche sich mit einer sorgenvollen Regenten-Thätigkeit nicht wohl vereinigen; er malt, er musicirt, er lies't Bücher und schreibt Gedichte, er ist Alles — nur kein Herrscher. In dem Bewußtsein, daß seine weiche, träumerische Natur nicht geschaffen ist, mit Ehren und zum Heile des Staates eine so dornenvolle Aufgabe zu lösen, wie das Herrschen ist und täglich mehr wird, ist Prinz August fast entschlossen . . .“

„Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, unsere Mittheilungen zu verschweigen, Herr Ulrici!“ fiel Dunow ein.

Der Buchhalter antwortete nicht, sondern steckte langsam eine nach der anderen seiner kleinen Brodscheiben in den Mund, wo sie verschwanden, ohne daß man eine Thätigkeit der Kauwerkzeuge wahrnahm.

„Ist Prinz August beinahe entschlossen,“ fuhr Rottenau fort, „auf die Thronerbfolge zu verzichten.“

Eine stumme Pause folgte. Die Herren erwarteten nach diesen inhaltschweren Worten sichtlich irgend einen Ausruf des Staunens und Schreckens von Seiten ihres Zuhörers.

„Zu verzichten!“ wiederholte Herr Ulrici mit großer Ruhe, wie ein Schreiber, der mit einem dictirten Satze zu Ende ist.

Rottenau wurde etwas unheimlich zu Muthe bei dieser Ruhe, um so mehr, als Driburg mit seinen verkniffenen Augen ihm zublinzelte, ohne daß er verstand was, und Staubenbrecher ihn mit einem solchen ironischen Ausdrucke von Bewunderung und Beifall anblickte, daß ihm ganz schwül wurde. Aber er konnte nicht mehr zurück, und so fuhr er denn fort:

„Gewiß ist nicht alle Hoffnung verloren, Se. Hoheit von diesem, für das Land so betrübenden Entschlusse abzubringen; unterdeß aber ist es die Pflicht der dem Throne nahe stehenden Staatsmänner, sich auf alle Eventualitäten zu rüsten. Sie wissen, Herr Ulrici, daß, wenn der Prinz August dabei beharrte, der Regierung zu entsagen, das Erbfolgerecht auf einen Agnaten übergehen würde, der mit den glänzendsten Eigenschaften des Geistes, vielleicht auch mit nicht weniger achtenswerthen Eigenschaften des Herzens ausgerüstet, doch . . .“

„Für einen bösen Menschen gilt, den das Volk lieber todt schlüge als den Thron besteigen sähe,“ — fiel Herr Ulrici, der sich jetzt ganz gefaßt hatte, mit einem gewissen trotzigen Nachdruck ein.

„Wir wollen über die Eigenschaften des Grafen Julian Merwing nicht streiten," nahm der Diplomat Driburg das Wort; „aber gewiß ist, daß seine Regierung uns in unangenehme Collisionen mit der öffentlichen Meinung bringen könnte und Erschütterungen in Aussicht stellte, welche nur dadurch zu vermeiden wären, daß . . ."

„Man jemanden herbeischaffte, der nähere Rechte auf den Thron hat," fiel Dunow ein — „und Sie, Herr Ulrici, müssen von einem solchen wissen, wenn wir recht unterrichtet sind. Sie haben die Geschäfte des alten Grafen Merwing besorgt, Sie besitzen das Vertrauen seiner Tochter; wir wissen, daß Gräfin Constanze Merwing in den nächsten Tagen auf ihrem Schlosse Melsenz im Geheimen den Besuch eines jungen Mannes erwartet; Sie werden darin eingeweiht sein . . ."

„Und Sie sind dem Vaterlande schuldig, uns Ihre Eröffnungen nicht vorzuenthalten," sagte Driburg.

Die Reihe, zu sprechen, war an den Buchhalter gekommen. Dieser richtete sich auf; er war mit sich im Reinen, und seine Entschlüsse waren gefaßt. Sie lauteten: erstens diesen Herren Vaterlandsfreunden trotz ihrer liberalen Phrasen kein Wort zu glauben; zweitens ihnen eine Nase zu drehen, und

drittens auf keinen Fall den dargebotenen ‚Faden,‘ den blauen und gelben Faden mit dem kleinen Orden daran, sich bei dieser Gelegenheit entgehen zu lassen.

„Es ist wahr,“ sagte Herr Ulrici mit großem Pathos und geschlossenen Augen, „daß ich ein Pedant und noch mehr ein schlechter Unterthan sein würde, wenn ich Rücksichten auf die Pflichten einer alltäglichen Geschäfts-Verschwiegenheit nähme, wo es sich um so wichtige Interessen handelt. Persönliche Rücksichten bewegen mich übrigens keineswegs, und wenn die Aussichten, welche mir die Herren zu eröffnen für gut finden, auch zehn Mal glänzender wären, so weiß unser Eins doch, was von derartig hingeworfenen Versprechungen . . .“

„Bitte, Herr Ulrici, wir haben mit großer Ueberlegung, mit Besonnenheit und Vorbedacht geredet,“ unterbrach ihn Professor Staubenbrecher und sah dabei mit Blicken der boshaftesten Moquerie Rottenau an, der etwas beschämt zur Seite blickte.

Der Buchhalter zuckte die Achseln. „Es ist nicht das erste Mal, daß mir Herren vom Hofe einen Orden versprochen haben, wenn kleine Anliegen in Betreff ihrer derangirten Finanzen sie in mein bescheidenes Arbeitszimmer führten — ich habe aber immer gewußt, was davon zu halten . . . . und in

der That, ich habe sehr Recht gehabt, solchen ‚Cavalier-Parolen‘ nicht zu glauben!“

„Frecher Bursche!“ murmelte Dunow zwischen den Zähnen.

Rottenau konnte solchen Offenherzigkeiten gegenüber nicht stumm bleiben; er war gezwungen, auf irgend eine Art für seine Versprechungen ein Pfand einzusetzen.

„Sind Sie zufrieden,“ sagte er, „wenn ich Ihnen in Gegenwart dieser Herren mein Ehrenwort gebe, daß binnen vierzehn Tagen der Fürst veranlaßt sein wird, Ihnen das besprochene Zeichen der Anerkennung für Ihre Verdienste zukommen zu lassen?“

„Ich nehme Ihr Ehrenwort an, Herr von Rottenau,“ sagte der Buchhalter, indem er sich geschmeichelt und schmunzelnd in Selbstzufriedenheit über seine gelungene List verneigte. „Um aber zur Sache zu kommen,“ — fuhr Herr Ulrici fort, — „so hat mich allerdings die gnädigste Gräfin Merwing mit ihrem vollen Vertrauen beehrt, was ihre financiellen Angelegenheiten und alles, was damit in Verbindung steht, angeht; daß ich dieses Vertrauen in diesem Augenblicke mißbrauche . . . denn mißbrauchen muß ich leider es nennen, wenn ich jetzt . . . aber, meine Herren, ich habe Ihr heiliges Ehrenwort, daß Sie mich nun und nimmer compromittiren.“

„Unser Ehrenwort!“ wiederholten die vier Herren in höchster Spannung auf die Enthüllungen des Buchhalters.

Dieser schloß die Augen.

„Der Sohn des Grafen Florian Merwing lebt allerdings noch . . . auch ist es richtig, daß Gräfin Constanze ihn in diesen Tagen zu Melsenz erwartet — er lebt . . .“

„Nun, wo? wer ist es?“ brach Rottenau's Ungeduld aus.

„Erlauben Sie,“ sagte der Buchhalter, stand auf und zog die Klingelschnur; als der Diener, der im Vorzimmer harrte, eintrat, flüsterte er diesem einen Befehl zu und kam dann zu seinem Sitze zurück.

„Nun reden Sie doch! wo ist er?“ fragte Dunow, den Arm des Buchhalters ergreifend.

„Der junge Mann,“ antwortete Herr Ulrici, „lebt nicht weit von uns: in bescheidenster Umgebung aufgewachsen, gilt er für den Sohn eines achtungswerthen Mannes, dessen Lebensberufe er sich gewidmet hat . . . er ist Maler.“

„Maler!“ rief Driburg aus.

„Ja, Maler! Sein angeblicher Vater ist ein Maler hiesiger Stadt — officieller Künstler; Graf Florian Merwing hat durch seinen Einfluß und durch

Bestechung den Knaben als Sohn des Malers Wallpott in das Kirchenbuch eintragen lassen."

Die vier Herren sahen sich verwundert an. Sie hatten den jungen Merwing in weiter Ferne geglaubt.

„Welche Beweise haben Sie für eine solche Behauptung, Herr?" fuhr Dunow endlich den Buchhalter an.

„Ich? Beweise?" versetzte dieser, indem er von dem Vortheil seiner Lage den ausgedehntesten Gebrauch machte — „als ob ich mich um Beweise kümmerte! Nachdem ich Ihnen diese wichtige Enthüllung gemacht, mögen Sie die Beweise selber suchen — mich geht das nichts an, es ist Ihre Sache."

„Verzeihen Sie, Herr Ulrici," fiel Driburg beschwichtigend ein; „Herr von Dunow hat keinen Zweifel in Ihre Behauptung gesetzt, er hat nur den Wunsch ausdrücken wollen, zu erfahren, ob Ihnen die Gräfin dieß offen anvertraut hat, oder . . ." Er verstummte, denn der Diener trat herein und überreichte Ulrici ein großes Portefeuille. Dieser öffnete es, nahm ein beschriebenes Blatt Papier heraus und überreichte es Rottenau, der ihm zunächst saß. Rottenau las, nachdem der Buchhalter dem Diener hastig gewinkt hatte, sich zu entfernen, folgende Worte: „Zahlen Sie gegen diese Anweisung

auf meine Rechnung dem Herrn Manfred Wallpott hundert Thaler Pr. Crt. aus.

Constanze Gräfin Merwing.‘

Auf der Rückseite hatte eine kleine zierliche Hand, die mit den großen schlanken Schriftzügen der Gräfin eigenthümlich contrastirte, die Worte geschrieben: ‚Erhalten Hundert Thaler. Manfred Wallpott.‘

„Durch meine Hände gehen die Unterstützungen für den jungen Mann,“ sagte Herr Ulrici triumphirend lächelnd.

Rottenau sprang auf.

„Wohin wollen Sie,“ fragte Dunow.

„Ich habe augenblicklich einen Gang zu machen.“

Auch Ulrici erhob sich.

„Meine Herren,“ sagte er mit vieler Würde und Feierlichkeit und mit abermals geschlossenen Augen, „Sie haben mich im Namen des Wohles des Vaterlandes und der Monarchie aufgefordert, zu reden: ich habe geredet; ich hoffe nun aber, Sie werden Ihres Ehrenwortes stets eingedenk sein, daß ich in dieser Angelegenheit keineufalls compromittirt werden, daß unter keiner Bedingung mein Name genannt werden dürfe! In dieser Voraussetzung kann ich die Ehre haben, mich Ihnen zu empfehlen.“

„Bauen Sie auf uns!“ antwortete Driburg.

Der Buchhalter nahm das Portefeuille unter den Arm, verbeugte sich sehr tief vor jedem der vier Herren und verließ mit großem Selbstbewußtsein das Zimmer.

„Der Orden ist verdient," sagte er sich; „die vier Bösewichter sind großartig mystificirt, und dieser arme Teufel von Manfred — hahaha! es ist zum Todtlachen . . . sie werden ihn für einen Grafen Merwing halten und wahrscheinlich die famosesten Ränke spinnen, daß keine Seele jemals dahinter kommt! Unglücklicher jugendlicher Künstler! Hoffentlich wird diese Spitzbuben-Clique dir nicht nach dem Leben trachten; denn daß sie nicht dem Sohne des Grafen Florian Merwing nachspüren, um damit ihren eigenen Groß-Kophta Julian Merwing auszustechen, das ist gewiß: es waren das alles Lügen und Gleißnereien, um mich zu fangen. Unterdeß will ich doch der schönen Gräfin einen Wink über diese Spürereien geben — sie wird mir dankbar dafür sein, daß ich dieses vierblättrige Kleeblatt von modernen Rosenkreuzern auf die unrechte Fährte gebracht habe . . . Dankbar? vielleicht auch nicht . . . nun, wir werden es überlegen!"

Damit endete Herr Ulrici draußen im Fortgehen sein Selbstgespräch; im Salon war unterdeß

Helene Habicht wieder erschienen, und gespannt hatte sie gefragt:

„Nun, haben Sie etwas herausgebracht?"

„Keine Sylbe!" versetzte Rottenau.

„Ich wußte es . . . . trotz all' seiner Albernheit ist er doch ein zäher Pedant in Geschäftssachen. Also Sie haben keine Ahnung, wem Constanze in Melsenz ein Rendezvous gegeben haben kann!"

„Keine Ahnung!" antwortete Driburg, und dann wurde das fernere Gespräch dadurch unterbrochen, daß Rottenau sich bei seiner Cousine hastig beurlaubte und eilig das Zimmer verließ, worauf auch die anderen Herren nach ihren Hüten griffen und nach einigen conventionellen Redensarten sich der Dame vom Hause empfahlen.

Rottenau war unterdeß schon weit entfernt. Er eilte mit langen Schritten durch die dunklen Gassen und verlor sich in immer einsamer und stiller werdende Gegenden der Stadt. Endlich in einer ganz abgelegenen Straße blieb er stehen, blickte um sich, trat dann einer düster flackernden Laterne näher und zog die Uhr hervor. Sie zeigte Zehn. Gleich darauf schlug es zehn Uhr vom nächsten Kirchthurm; etwa nach fünf Minuten, während deren Rottenau gedankenvoll auf- und abging, öffnete sich ein kleines Thor

in einer Gartenmauer; eine dunkle Gestalt trat heraus, wandte sich noch einmal zurück, flüsterte etwas, lachte, wich vor einem, wie es schien, nicht ganz sanften und freundlichen Stoße, bei dem ein Arm in einem weißen Frauen-Gewande, der jetzt zum Vorschein kam, im Spiele sein mußte, und trat, während sich rasch das Thor hinter ihr schloß, auf Rottenau zu. Es war ein Mann von mittlerer Größe und, so viel es der Mantel, in den er sich gehüllt hatte, erkennen ließ, von schmächtigem Bau.

„Sind Sie's, Allergetreuester? Ich glaube, ich habe Sie warten lassen?"

„Nicht doch — ich komme eben erst . . . . und zwar athemlos angerannt; wir haben eine wichtige Entdeckung gemacht."

„Nun?"

„Wir haben ihren verschollenen Neffen entdeckt, Merwing!"

„Unmöglich! Sie spaßen!"

„Es ist so, in allem Ernst."

„Erzählen Sie — wie, wo?"

Rottenau erzählte, während er neben dem Grafen Julian Merwing die Straße hinabschritt:

„Es war gestern eine große Gesellschaft bei Habicht's. Der Prinz und Comtesse Constanze waren

zugegen. Wir beobachteten Sie, wie Sie denken können; und das Ergebniß dieser Beobachtung war kein erfreuliches. Prinz August hat eine wirkliche, ernsthafte Leidenschaft für die Gräfin gefaßt, und es wird nicht mehr möglich sein, diese zu ersticken. Sie hat offenbar auf alle Weise mit ihm coquettirt; Sie werden sehen, er heirathet sie, und dann wird sie ihn beherrschen, und mit ihr würden die gefährlichsten Principien zur Herrschaft gelangen. Um dem zuvor zu kommen, ist Eines zu thun!"

„Und das ist?"

„Man muß den Prinzen zur Entsagung auf sein Erbfolgerecht bringen."

„Unmöglich!"

„Durchaus nicht unmöglich. Staudenbrecher hatte heute eine lange Unterredung mit dem Prinzen. Der Prinz hat ihm seine philosophischen Ansichten vom Leben mitgetheilt, und Staudenbrecher hat klar herausgefühlt, daß ein solcher Entschluß auf dem Grunde der Seele des Erbprinzen schlummere. Prinz August ist aller unruhigen Thätigkeit, allem Drängen, Treiben, Mühen, allem Lärm und allem Ringen abgeneigt. Er setzt die Bestimmung des Menschen in contemplatives Bilden an sich selbst. Regieren ist ihm ein Gräuel. Dazu kommt, daß etwas

zwischen ihm und Constanzen vorgefallen sein muß, was ihn darin bestärkt: vielleicht hat sie ihm sein System schonungslos befehdet, und nun will er sie durch eine große That, welche eben die Frucht seiner Philosophie ist, widerlegen, beschämen. Er will entsagen: das gilt ja diesen Philosophen für etwas Großes, Heroisches!"

„Das wäre ja vortrefflich!" rief Julian aus.

„Kurz," fuhr Rottenau fort, „Staubenbrecher hat mit seinem diabolischen Scharfsinne ihn durchschaut und Alles gethan, ihn in seinen Ideen zu bestärken. Führt der Erbprinz nun seinen Vorsatz aus, so stände zwischen Ihnen, Graf Julian, und dem Throne nur der verschollene Sohn Ihres verstorbenen älteren Bruders Florian: es käme also darauf an, diesen aufzufinden und bei Zeiten unschädlich zu machen."

„Das ist richtig," bemerkte Julian.

„Nun hören Sie weiter! Ich habe am vorigen Abende von meiner Cousine Helene Habicht erfahren, daß Comtesse Merwing in Melsenz in den nächsten Tagen eine Zusammenkunft mit einem ihr fremden Manne haben wird. Dieß war ein Faden, den wir verfolgen mußten. Dazu kommt, daß das Haus Habicht in viele Verhältnisse der Gräfin Constanze

eingeweiht ist, so weit diese financieller Natur sind. Driburg und Staubenbrecher, die mich heute besuchten und denen ich die Mittheilung Helenens nicht verschwieg, waren derselben Meinung; so beschlossen wir denn, für heute Abend noch einmal meine Cousine aufzusuchen und ihre Eifersucht auf Comtesse Constanze — sie ist eifersüchtig auf sie, die gute Helene — in's Spiel zu ziehen und sie zu weiteren Nachforschungen anzureizen. Sie selbst wußte nun weiter nichts, als was sie mir bereits mitgetheilt; ihren geistreichen Gatten, der zu hochmüthig ist, sich um die Angelegenheiten seines eigenen Geschäftes zu kümmern, hatte sie vergeblich auszuholen versucht; aber es fand sich ein Buchhalter, ein in Alles eingeweihtes Individuum, dem Constanze als ihrem eigentlichen financiellen Vormunde Alles anzuvertrauen scheint, und in dieses Individuum, ein echtes Exemplar eines coulanten Commis-Voyageur, sandten wir wie einen Taucher oder wie ein Frettchen das Versprechen eines rothen Falken hinab; dieser Raubvogel holte denn auch augenblicklich aus ihm alles herauf, was darin verborgen lag."

Als Rottenau seinem Begleiter in dieser Weise die ganze Entdeckung mitgetheilt hatte, blieb Graf Julian Merwing kopfschüttelnd stehen.

„Die ganze Geschichte klingt mythisch; ich habe gute Gründe, anzunehmen, daß mein Bruder Florian seinen Sohn irgend einem Dorfpfarrer im Gebirge anvertraut hat, und daß er an dem Scharlachfieber gestorben ist. Jedenfalls müssen wir forschen und beobachten. Wenn Constanze einen jungen Menschen in Melsenz erwartet, so kann sie ganz einfach eine Liebschaft mit ihm haben; lassen Sie den Maler jedenfalls beobachten, und wenn er sich hinbegiebt, so lassen Sie es mich wissen. Ich will dann ungesehen zugegen sein bei ihrem Tète=à=Tète. Ich kenne das alte Raubschloß und alle seine verborgenen Gänge."

„Aber sind Sie sicher, daß Sie Ihre Festung jeden Tag beliebig verlassen können?"

„Jeden Tag nicht, aber jede Nacht, wie Figura zeigt; doch bis dahin ist ja hoffentlich meine Begnadigung ausgewirkt. Wie weit sind Sie damit?"

„Dunow hat heute mit dem Fürsten darüber geredet, und dieser hat ihm versprochen, gleich morgen vom Justiz=Minister einen Bericht einfordern zu wollen."

„So hängen wir also von der Gnade des Justiz=Ministers ab — der Graf Julian Merwing von der Laune eines ehemaligen Advocaten . . . . eine schöne Wirthschaft . . . es wird Zeit, daß wir ihr ein Ende machen! Nun adieu, lieber Freund! Dort ist die Schenke, wo mein Reitknecht die Pferde

eingestellt hat, und ich will Sie nicht noch weiter schleppen. Unterrichten Sie mich fleißig von allem, was vorfällt. Lassen Sie Staubenbrecher recht eifrig den Prinzen in seiner sokratischen Philosophie bestärken. Das ist das Wichtigste jedenfalls! Grüßen Sie die Freunde!"

„Verlassen Sie Sich auf uns, Graf Merwing."

„Auf Wiedersehen!"

Graf Julian schüttelte herzlich Rottenau die Hand, und dann verließ er ihn, um in einer neben dem Stadtthore liegenden kleinen Schenke zu verschwinden, vor der sie eben angekommen waren.

Rottenau wandte sich und ging langsam und sinnend heim.

‚Wie cavalierement er das alles behandelt;' — so etwa mochten die Worte seines Selbstgesprächs lauten, — ‚als ob es darauf ankäme, einer Kammerzofe eine Falle zu stellen! Es ist ein Mensch von fabelhaftem Leichtsinn! Leichtsinn? Vielleicht ist es Maske. — Die Entdeckung seines Neffen konnte unmöglich einen so geringen Eindruck auf ihn hervorbringen, wie er es mich glauben machen wollte! Was denkt er — welche Plane hat er?'

Während Rottenau mit solchen Gedanken seine Wohnung erreichte, hatte Graf Julian Merwing längst die Stadt im Rücken und ritt, von einem

Diener gefolgt, in scharfem Trab der ein paar Meilen entfernten Festung zu, in deren stattlichstem Gefängnißzimmer er in diesem Augenblicke nach officieller Annahme wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel stak. Auch unter seiner schmalen, gelben und vorzeitig welken Stirn kreuzten sich Gedanken mancherlei Art. Sie waren sicherlich nicht heiterer Natur; denn wenn der Mond auf Augenblicke von den Wolken frei wurde, welche der Wind daran vorüber jagte, wurde ein Ausdruck eigenthümlicher Art, wie von Grimm und von Schadenfreude gemischt, auf diesen stark markirten, feinen, ehemals schönen Zügen sichtbar; er blickte meist stier über den Kopf seines Pferdes fort auf den dunklen Weg vor sich, den Oberleib weit vorgebeugt, als ob seine Gedanken diesen dem Laufe seines Rosses vordrängten; zuweilen blickte er zu dem Monde auf, und dieser warf in solchen Augenblicken den vollen Guß seiner Strahlen in ein dämonisch gespanntes Gesicht mit starkem dunklem Barte und weit geöffneten Nasenlöchern, während der Mantel im Winde flatterte und die ganze Gestalt wie ein unheimlicher Genius der Nacht an der Reihe hoher und lautrauschender Pappeln, welche die Chaussée einhegten, daherschwebte.

~~~~~~
~~~~~~

Siebentes Capitel.

Schloß Melsenz.

Der Frühling war, von einer überaus milden Luft und klarem Sonnenscheine gelockt, früher als gewöhnlich in's Land gekommen. Es war Ende April, und schon standen Rasenflächen und Wiesen voll hoher Grashalme, die Aecker lagen wie saftig grüne Teppiche ausgebreitet, und gelbe aufblühende Rapsfelder schaukelten im Winde ihre goldene Flut; über die Birken- und Buchenwipfel aber lagen grüne Schimmer, als ob die Dryaden der Stämme beschämt, vom holden Freier Lenz in ihrer winterlichen Nacktheit überrascht worden zu sein, sich rasch die grünen Schleier übergeworfen hätten. Aber nach

der kurzen Frühlingsgewalt war seit einigen Tagen eine trübe Reaction eingetreten: die Blüthen, welche vertrauensvoll auf die Macht und die Dauer der neuen sonnigen Zeit in's Leben gesprungen waren und frisch und duftig Zweig und Ast bekränzt hatten, waren plötzlich von einem eisigen Winde zerweht und von kalten Regenschauern auf den Boden niedergeschleudert, wo sie gelb und schmutzig in den Rinnen lagen, welche von den Wassergüssen durch den Sand der Gartenpfade gewühlt worden; die goldgelben Felder standen glanzlos, unlustig, triefend da, als ob jede einzelne Pflanze fröstelnd die Stunde verwünsche, wo sie sich von den Versprechungen schmeichelnder demagogischer Westwinde, von den Liedern vogelfreier Gesellen in den Lüften hatte verlocken lassen, der Kunde von einem neuen Frühling, von einer neuen goldenen Zeit des Lenzes zu glauben. Es war ja Alles Trug — der Winter hatte die Zügel der Herrschaft wieder ergriffen, die vorwitzigen, leichtsinnigen Sänger flüchteten vor seiner Rache; den aufblühenden Knospen und den sich öffnenden Menschenherzen rief er zu: ‚Vergesset nicht, daß es noch einen Winter giebt und daß ... noch die drei ‚kalten Männer' leben, Euch die Maifreude zu verderben!.. Mamertus, Pancratius und Servatius!"

Und die Knospen und die Herzen schlossen sich fröstelnd und traurig; aber sie trösteten sich ganz still mit dem heimlichen Glauben an die Macht der Sonne, die doch nach kurzer Zeit ihre glühenden Strahlen wie eben so viele brennende Geschosse gegen den alten Feind und seine drei kalten Männer schleudern werde.

Es war gegen Abend. Den ganzen Morgen hatte es geregnet, und noch war der Himmel mit finstern und schweren Wolken bedeckt; nur gegen Westen war der Horizont endlich frei geworden.

Ein junger, schlank gebauter Mann, etwas über mittlere Größe, mit schönen braunen Locken und braunen Augen, die so sanft und milde und schwärmerisch in die Welt blickten, als seien es die Augen eines Mädchens oder die eines Poeten, wanderte mit rüstigen Schritten über Land. Er trug einen grauen Kittel, der mit Geschmack und nicht ohne eine gewisse Coquetterie mit arabeskenartig verschlungenen weißen Litzen ausgenäht war, eine graue Mütze von demselben Stoffe und ein überaus leichtes Ränzel auf dem Rücken. Der Fahrweg, dem er folgte, schien wenig benutzt zu werden; kurzer Graswuchs hatte die Geleise überzogen, und diese Geleise selbst liefen so schlangenartig schweifend

weiter, als ob die, welche sie gezogen, träumerisch, ohne ein Ziel zu suchen, dahin geschwankt wären, wie die meisten Erdenwaller durch's Leben. An ein Ziel führte dieser Weg aber dennoch — freilich war es ein Ziel, wie es die Menschen von heute nicht mehr lockt, — dazu lag es viel zu hoch und erhaben in der Ferne und leuchtete zu licht und rein in vollem Purpurglanze flammend herüber; denn die Sonne, die sich dem Niedergange nah plötzlich mit Macht Bahn gebrochen, warf hinter den massenhaften Wolkenschichten her eine ganze Flut von Farben darauf. Es war ein mächtiger Bau, aus gewaltigen Gliedern sich fugend und an allen Enden in Spitzen, Thürmen und Giebeln aufstrebend, eine stille, hochthronende Gestalt, die wie ein grauer Wächter in der Einsamkeit auf der Bergeshöhe stand; ein Wächter für tausend wunderbare Schätze, Erinnerungen und Gedanken, welche die Jahrhunderte im wechselnden Vorüberzuge ihm zurückgelassen und aufzuheben gegeben hatten; und wie jetzt die Sonne die Fenster flammen ließ, da war es, als ob der altergraue Riese weit in die Lande ausschaue nach den treulosen Jahrhunderten, welche nicht wiederkehren wollten, um alle ihre schönen Dinge, die sie ihm zurückgelassen, wieder zu holen und dem Müden sein Hüteramt abzunehmen.

Schloß Melsenz lag auf dem Vorhügel einer Bergreihe, welche den Horizont schloß. Bis an den Fuß des Schloßberges dehnte sich eine ebene Fläche aus, in der die einst in besseren Zeiten fleißig bebauten Aecker allmählich einer dürftigeren Weide-Cultur zu weichen begannen; der Abendwind säuselte über die Ebene und schien mit gesenkten Flügeln über den Grund dahin zu fahren, um die glitzernden Regentropfen von den Grashalmen zu schütteln, als ob er ihnen in ihrer Dürftigkeit den Schmuck nicht gönne, und die Halme ließen ihm dafür, wenn sie sich unter ihm auch krümmen und zusammenbeugen mußten, doch ein schrilles Pfeifen des Zornes nachtönen. Hier und da hatte der Regen ansehnliche Weiher mit trübem Wasser gefüllt, welches der Wind in kleinen Wellenschuppen auf- und hin- und herblies, und das ihm zum Danke dafür hundert tanzende Lichter, die blitzschnell aufzuckten und verschwanden, in's Gesicht schnellte. Der Schatten unseres Wanderers war weithin geworfen über die Ebene; er kam sich in dieser stillen, menschenleeren, abendlichen Welt einsam und verlassen vor, und sah den Raben, der schwer und niedrig an der Erde bei ihm vorüberflog durch diese Oede, ‚wie einen stillen Todesgedanken fliegen.‘ Er mußte an Lenau denken und flüsterte vor sich hin:

'Und weiter zog der Wand'rer ohne Ruh'
Dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
Ob seinem Haupt die Haidevögel schwirrten,
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithin greifend sich sein Schattenstrich . . .'

Aber seine düsteren Gedanken verflüchtigten sich, je näher er seinem Ziele kam. Als er den Fuß der Höhe erreicht hatte, auf welchem das Schloß lag, war die Sonne untergegangen; es wurde dunkler und dunkler, während Manfred — denn Niemand anders als er war unser Wanderer — durch das Gehölz emporstieg, welches den Abhang des Berges bedeckte. Als er das Ziel seiner Wanderung erreicht hatte, herrschte völlige Dämmerung; er befand sich auf einem freien Rasenplatze, den rechts und links dichter Wald, hochwipfelige Buchen und Tannen umgaben, während im Hintergrunde ein hohes Gebäude sich dunkel am Nachthimmel abzeichnete; es war ein breiter Vorbau mit kleinen und spärlichen Fenstern, in denen jetzt das Dunkel nistete, als ob sich die Augen des Baues zum Schlafe geschlossen hätten; an das Einfahrtsthor führte eine lange hölzerne Brücke über einen mit Wasserlinsen bedeckten Graben, während rechts und links kleine weiße Pavillons auf grünen Inselchen sich aus dem Wasser erhoben; ein leises, kurz abgestoßenes Gegurgel und Murmeln verrieth

die Schwäne und Enten, die sich hier schlaftrunken geborgen hatten. In dem Umkreise der Waldwipfel summte der Wind, als ob er den Schläfern ein Schlummerlied lulle. Sonst war Alles so still, als stehe der Wanderer vor des träumenden Dornröschens Schloß; als aber sein Schritt auf der hölzernen Brücke laut wurde, hörte er das Gebell eines Hundes im Innern.

Auf das Klopfen Manfred Wallpott's öffnete sich bald ein kleines Einlaßpförtchen neben dem großen Thore des Schlosses; ein Mann, der eine große knurrende Dogge am Halsbande zurückhielt, fragte nach seinem Begehren und führte ihn durch eine gewölbte Halle auf den Schloßhof. Manfred sah hier ein großes und hohes Gebäude vor sich, das eigentliche Herrenhaus, im unteren Geschoß mit Spitzbogen-Fenstern, zwischen denen sich die Veranda über der halbrunden Eingangstreppe wie ein schreiender Anachronismus ausnahm; in den beiden oberen Geschossen waren große moderne Fenster an die Stelle der alterthümlichen kleinen Kreuzstöcke ausgebrochen; ein vorspringender Flügel verband zur Rechten diesen Hauptbau mit dem Vorbaue, durch den Manfred gekommen; links erhob sich ein massiver viereckiger Thurm, und zwischen ihm und dem Vorbaue zog

sich, den Hof zur Linken schließend, ein niedriges, modernes Gebäude für Stallungen und Remisen hin. Die Zierde des Hofes bildete mitten auf einem Rasengehege ein mächtiges Steinbecken, aus dem ein Wasserstrahl emporrauschte, und eine prachtvolle Ulme, welche neben dem großen feudalen Thurme stand und weich ihre jungbegrünten Aeste um ihn legte. Manfred war es, als er diese ganze romantische Umgebung, die in der tiefen Dämmerung etwas unendlich Melancholisches und Imposantes hatte, mit dem Auge überflog, als webe ein spukhaftes Leben in jenen beiden alten Genossen, und als spielten sie sich selber Scenen aus den alten verschollenen Tagen vor — die Ulme spiele die stille liebende Burgfrau, und der Thurm den düsteren, gewaltigen Lehnsherrn, mit der großen, runden Pickelhaube von Dach auf dem Kopfe, worauf die Windfahne sich gerade so bewegte, als nicke das alte Ritter-Ungethüm mit dem Haupte.

Der junge Maler wurde in ein freundliches Erkerzimmer geführt, welches in dem rechten Seitenflügel im ersten Stockwerke lag. Das Gemach war groß, der Boden mit Fließen ausgelegt, die Wände geweißt und der einzige Schmuck bestand aus einigen nachgedunkelten Gemälden, welche Jagdstücke darzu-

stellen schienen. Ein großes Himmelbett stand in der Ecke. Der Mann, welcher Manfred führte und dem der große Rüde auf Schritt und Tritt folgte, zündete ein Stearinlicht auf einem silbernen Leuchter von alterthümlicher gewundener Form an und wollte sich dann mit seiner Laterne entfernen. Manfred rief ihn zurück, um nach der Abwesenheit der Gräfin zu fragen. Die Gräfin war da.

„Wollen Sie mich denn bei ihr melden lassen und nachfragen, ob ich noch heute ihr ein wichtiges Schreiben überreichen dürfe?“

„Nein,“ sagte der Alte lakonisch. „Sie sollen erst essen und trinken; dann sollen Sie kommen.“

„Soll ich kommen? Hat die Gräfin das befohlen?“

„Hier im Schloße geschieht nur, was die Gräfin befohlen hat!“ murmelte der Alte und ging.

„Dem ist die Höflichkeit auch eingerostet, wie seine alten Windfahnen!“ sagte Manfred, ihm verwundert nachschauend. Dann warf er seinen Ranzen auf den Tisch, entleerte ihn seines Inhalts und kleidete sich an, um vor der Gräfin erscheinen zu können; daß sie selbst ihn noch an diesem Abende sehen wollte, versetzte ihn in eine gewisse Aufregung. Aber er hatte nicht Zeit, sich ihr hinzugeben; der Mann

mit dem Hunde erschien wieder und brachte ein Tragbrett, mit Wein und kalter Küche besetzt; nachdem er die Speisen auf dem Tische geordnet und einen schwerfälligen Armsessel aus schwarzgebohntem Eichenholze mit uralten Lederpolstern hinzugeschoben, stellte er sich an die andere Seite des Tisches, wie auf die Gelegenheit harrend, den Gast zu bedienen. Dieser eilte deßhalb, seine Toiletten-Arrangements zu beendigen, und nahm dann in dem Lehnsessel Platz, den die Ermüdung ihn äußerst bequem finden ließ. Als seine Blicke über den Mann vor ihm schweiften, fiel ihm auf, wie groß die Aehnlichkeit des Alten mit dem Hunde war, der sein unzertrennlicher Begleiter schien und nach den Speisen schnuppernd bei ihm stand. Der Hausmeister hatte das graugelbe Haar über der Stirn in einer Linie kurz abgeschnitten, über die Schläfen aber fiel es lang herab, gerade wie die langhaarigen gelben Ohren der Dogge. Die kurze gewölbte Stirn, die aufgeworfene Nase, die gedrungene Form des Gesichtes — es waltete offenbar zwischen Beiden die Aehnlichkeit der Familien-Physiognomie; der stämmige Alte hielt noch obendrein den kurzen Hals mit den breiten Schultern in eigenthümlicher Weise vorgebeugt, und Manfred empfand eine unwillkürliche Scheu, ihn anzureden, da

es ihm war, als werde er augenblicklich bös angeknurrt werden, wenn er die Seelenruhe von einem der beiden Individuen mit unnützen Fragen unterbreche.

„Von welcher Race ist der schöne, große Hund?“ fragte er endlich.

„Aus Frankreich — die Camargue nennt sich die Gegend, glaube ich.“

„Ich will Euch abmalen, Euch mit dem Hunde!“

„Den Hund, das könnt Ihr thun, Herr — aber mich, das laßt bleiben!“

„Und weßhalb nicht Euch?“

„Den Hund könnt Ihr für mich malen, aber für wen wollt Ihr mich malen?“

„Habt Ihr Niemanden?“

Der Alte schüttelte wie zornig mit dem Kopfe.

„Ihr dient wohl schon lange in diesem Schlosse?“

„Ich bin darin geboren.“

„Und habt immer darin gewohnt, Winter wie Sommer hier im Walde?“

„Ich habe es nur einmal über Nacht verlassen — nur ein einziges Mal . . . aber vergeßt nicht, zu trinken, Herr, und dann kommt!“

„Nur einmal?“ fragte Manfred, nachdem er sein Glas geleert. „Das mußte eine wichtige Angelegenheit sein, die Euch herauslockte.“

„Das war es auch . . . eine wichtige Begebenheit . . . ja, das war es."

Der Hund fing an zu knurren.

„Kusch, Milo, kusch!" sagte der Alte heftig und zerrte den Hund so zornig am Ohre, daß er einen Schmerzensschrei ausstieß.

„Nun — was war es?"

„Herr!" — sagte der Haushofmeister heftig — „haltet Euch nicht mit Fragen auf — esset! Die Gräfin erwartet Euch ungeduldig!"

„Höflich seid Ihr nicht, Alter! Ist's nicht genug, daß Euer Hund mich anknurrt, müßt Ihr mich auch noch anbellen?"

„Ich denke, man wird Euch dafür oben schon entschädigen, was Ihr hier an Freundlichkeit zu kurz kommt, junger Herr. Ich bin eben ein alter Mann, der nicht geübt ist, freundliche Gesichter aufzusetzen, wenn ihm nicht danach um's Herz ist."

Der Haushofmeister, oder was er sonst war, sprach diese Worte in einer Weise aus, daß Manfred den Sinn derselben nicht mißverstehen konnte. Er hegte einen Verdacht, der Manfred in eigenthümlicher Weise unangenehm berührte; dieser war jedoch zu stolz, zu antworten.

„Ich bin fertig, kommt!" sagte er kurz.

Der Hausmeister nahm einen der beiden silbernen Leuchter, Milo schritt voraus, und Manfred folgte. Der Weg führte über lange Corridore, über kleine Treppen, die bald hinauf gingen, bald hinab, durch Zimmer und Säle, in denen das schwebende Licht in der Hand des Trägers allerhand phantastische Gestalten plötzlich aus dem Dunkel hervortauchen und eben so rasch wieder verschwinden ließ; alte Bildnisse, wunderliche Möbelformen, dunkle Schränke mit geschnitzten Figuren, die wie schwarze bezauberte Ungethüme die Schätze zu hüten schienen, welche hinter den verschlossenen Klappen und Laden sich bergen mochten. Manfred wurde ganz eigenthümlich zu Muthe in dieser alten Ritterburg, die so stille war, als ob sie ausgestorben, worin man jeden Schrei eines Nachtvogels draußen hörte, wenn er die eintönige Musik unterbrach, die von den Schritten der Wandelnden durch die Gänge und Gemächer tönte und laut wiederhallte; zuerst der vierfüßige Rhythmus der wuchtig niedertrabenden Pfoten des Hundes, dann die schweren Schuhe seines Herrn und Gebieters, und endlich Manfred's knirschende Stiefel; so oft sie so an den großen Wandspiegeln vorübergingen, in denen rasch das Bild der Drei auftauchte und verschwand, war es dem jungen Manne, als sähe er ein Bild

aus einem Zaubermärchen, und endlich wandte er schon vorher den Kopf weg, wenn wieder ein Spiegel kam — so unheimlich war es ihm.

Endlich öffnete sich eine Thür, aus welcher ein matter Lichtglanz schimmerte; es war ein Vorzimmer mit hohen Fenstern, Vorhängen und Teppichen; durch eine halbgeöffnete Thür zur Linken sah Manfred in ein weites, ebenfalls matterleuchtetes Stiegenhaus; rechts war eine Flügelthür, an welcher der Hausmeister, nachdem er sie vor Manfred geöffnet hatte, zurückblieb.

Der junge Mann trat in ein elegant und modern eingerichtetes Zimmer, und der erste Gegenstand, auf den sein Auge fiel, war ein flammendes Kaminfeuer und vor demselben, nachlässig in einem Armstuhl ruhend, Gräfin Constanze Merwing.

Rechts an einem runden Tische, hinter einem Lichtschirm geborgen, saß eine ältliche Dame, die an einer Stickerei arbeitete.

In dem Augenblicke, in welchem Manfred eintrat, erhob sich Constanze. Sie ging ihm entgegen und war augenscheinlich in großer Erregung.

„Wo bleiben Sie — ich habe Sie erwartet!“ sagte sie mit einem Tone, der etwas Verweisendes hatte und der den jungen Mann augenblicklich eines

Andern belehrt haben würde, wenn er fad genug gewesen wäre, sich den Verdacht des Haushofmeisters zu Herzen zu nehmen und seiner Persönlichkeit irgend einen Antheil an der Erregung der Gräfin zuzuschreiben.

„Gnädigste Gräfin, ich habe von dem Augenblicke an, in welchem ich die Schwelle Ihres Schlosses überschritten, keinen eigenen Willen mehr gehabt, sondern bin von Ihren beiden Hausmeistern, dem Manne und dem Hunde, in Gewahrsam genommen worden.“

Constanze lächelte und blickte auf eine Pendule. „Nun, es ist gut, daß Sie da sind; Sie sollen mir einen wichtigen Dienst leisten — wollen Sie?“

Manfred verbeugte sich; zugleich zog er einen Brief aus der Brusttasche hervor und überreichte ihn.

„Ich muß mich dieses Briefes vor Allem zuerst entledigen, er ist von Herrn Ulrici; ich solle ihn selbst übergeben, da er eine sehr wichtige Mittheilung enthalte.“

Die Gräfin nahm den Brief und legte ihn auf einen Spiegeltisch.

„Morgen, morgen,“ sagte sie — „ich habe jetzt Wichtigeres vor. Setzen Sie Sich dort.“

Sie warf sich wieder in ihren Lehnstuhl vor dem Kamine; Manfred mußte in einem anderen Fauteuil in der Ecke neben dem Kamine Platz nehmen.

„Was ich von Ihnen verlange," fuhr die Gräfin, deren Wangen hoch geröthet waren, fort, „ist eine sehr leichte Aufgabe . . ."

„Auch die schwerste würde ich gern . . ."

Constanze ließ ihn nicht ausreden.

„Nichts weiter," fiel sie ein, „als daß Sie ein paar Stunden lang es Sich in diesem Fauteuil bequem machen, möglichst thun, als ob Sie Sich hier in Ihren eigenen vier Wänden fühlten, und die größte Gleichgültigkeit gegen Alles, was ich thue und sage, beweisen . . ."

„Ich soll Jemand anders vorstellen, als ich bin?"

„Sie sollen hier Niemand anders vorstellen, als den Schloßherrn!"

„Ich . . . den Schloßherrn?"

„Für eine kurze Zeit, und wenn Sie mir schwören, daß Sie über Alles stumm sein werden wie das Grab — dann will ich Sie dadurch belohnen, daß ich Sie zum Vertrauten der nächsten Stunde mache. Aber lassen Sie mich Sie meiner Cousine Therese vorstellen . . . . Herr Manfred Wallpott, ein Maler seines Zeichens und von mir zu einer Rolle ausersehen, die ich ihm ganz allein deßhalb zu übertragen wage, weil er noch nicht einsieht, welche Ehre ich ihm damit erweise; denn wahrlich,"

setzte Sie mit einer gewissen Heftigkeit, fast drohend hinzu, „glaubte ich, daß Sie Sich etwas darauf einbildeten, so würde ich Sie lieber zum Fenster hinauswerfen lassen, als Ihnen vertrauen! — Aber nein, Sie sind noch jung und haben es in der Weltbildung noch nicht bis zu der Höhe der gewöhnlichen Männerurtheile über Frauen gebracht!"

Manfred, der von allem diesem betroffen war und sich in die Gräfin Constanze gar nicht zurecht fand, dem ihr drohender Ton sogar etwas Verletzendes hatte, antwortete sehr langsam und ruhig auf ihre raschen, aufgeregten Worte: „Im Gegentheil, ich bilde mir durchaus nichts darauf ein, daß Sie mich zu der Rolle eines Stummen herbeschieden haben; aber ich werde deßhalb nicht minder den Schwur ablegen, mit dem ich Gehör und Sprache verläugne..."

„Das brauchen Sie nicht. Das Gehör können Sie behalten; Sie können Alles hören, sonst würde ich Sie nicht haben heraufkommen lassen. Aber es giebt Situationen, worin ein unverheirathetes junges Mädchen sich nicht frei bewegen kann, ohne sich unangenehmen Dingen auszusetzen. Ich bin, weil ich allein stehe in der Welt, gezwungen, einer solchen Situation entgegen zu gehen. Um mir nun einen Rückhalt, eine Sicherung zu geben . . . dazu sind

Sie da . . . Doch," fuhr sie nach einem kurzen Besinnen fort, „da ich Ihnen so viel Vertrauen schenke, weßhalb soll ich Ihnen nicht Alles sagen? Setzen Sie Sich dort und hören Sie mich an. — Mein verstorbener Vater hatte zwei Brüder, Florian, wenig jünger als er und in Militärdiensten, und Julian, um ein Bedeutendes jünger als mein Vater und Florian. Von Julian, der noch lebt, werden Sie gehört haben; er ist leider durch eine zügellose Lebensweise nur zu bekannt geworden und überhebt mich dadurch der peinlichen Nothwendigkeit, Ihnen seinen Charakter zu schildern. Mein Onkel Florian ist todt. Er war ein höchst ehrenwerther Mann, von großer Frömmigkeit, welche, mit einer melancholischen Gemüthsart gesellt, die vielleicht wieder Folge verbitternder Lebensschicksale war, ihm den Namen eines Pietisten einbrachte, und doch war mein guter Onkel nichts weniger als das. Er war verheirathet, aber in hohem Grade unglücklich; eine junge, schöne, gefallsüchtige Frau fühlte sich neben dem ernsten, religiösen Manne in reiferen Jahren so übel an ihrer Stelle, daß sie nach mancherlei stürmischen Scenen und Zerwürfnissen sich von einem Anbeter entführen ließ; ihr einziges Kind, einen Knaben, ließ sie dem Vater zurück.

„Je unnatürlicher die Mutter gegen ihn gehandelt, desto zärtlichere Sorgfalt widmete der Vater diesem Knaben. Er behielt ihn bis zu seinem dritten Jahre bei sich — dann übergab er ihn einem Landpfarrer zur Erziehung; welchem, wo in der Welt, das verschwieg mein Onkel seinen besten Freunden, seinen Brüdern, uns allen.

„So lange mein Onkel lebte, konnte diese Geheimnißthuerei für uns natürlich kein Gegenstand der Besorgniß sein; aber desto mehr wurde sie das, als — es mögen jetzt etwa acht Jahre sein — mein Oheim Florian starb, ohne das Räthsel des Verschwindens seines einzigen Kindes gelöst zu haben. Nur mein Vater theilte dem Anschein nach diese Sorge nicht, und als ich eines Tages lebhaft in ihn drang, thätige Nachforschungen nach dem verloren gegangenen Neffen anstellen zu lassen, machte er mir die folgende Eröffnung.

„‚Constanze,‘ sagte er, ‚der Tod hält eine reiche Ernte in unserer Familie; Deine Mutter, Dein Oheim, Deine beiden Brüder sind hinübergegangen. Ich bin geknickt durch alle diese Verluste, und wer weiß, wann die Vorangegangenen mich nachrufen! Darum will ich schon jetzt Dich einweihen in das Geheimniß, in welches mein armer Bruder die Existenz seines Sohnes

gehüllt hat, und in die Obliegenheiten, welche für Dich daraus entstehen werden, wenn ich todt bin.

„Du weißt, wie streng religiös mein Bruder dachte. Bei dem tiefen Ernst seiner Anschauungen erfüllten ihn die Verirrungen Julian's mit doppeltem Abscheu, und wie eine nagende Sorge lag ihm der Gedanke am Herzen, daß sein einziges Kind in ähnlicher Weise den Verführungen der Welt erliegen könne. Wie ihn davor schützen? Diese Frage beschäftigte ihn unausgesetzt; um so mehr, da er Spuren entdeckt zu haben glaubte, daß auf seinen Knaben zum großen Theile das sanguinische Naturel der Mutter vererbt sei.

„Die größte Gefahr, sagte er sich, liegt in der verderblichen Erziehung, welche Kinder aus großen und reichen Häusern erhalten. Man zeigt ihnen das Leben unter den geschminktesten Gestalten, man überhebt sie jeder ernsten Anstrengung, man flößt ihnen den ungemessensten Geburts-Hochmuth ein, man schmeichelt ihren kleinen Leidenschaften, man giebt ihnen die Mittel, ihre Begierden zu befriedigen, und so verdirbt man sie systematisch. Thun es nicht die Eltern und Lehrer, so thun es die Domestiken, die Gespielen, kurz, alles, was sie umgiebt und was einen Vortheil darin sieht, sich dem künftigen großen Herrn angenehm zu machen.

„‚Solchen Betrachtungen,‘ fuhr mein Vater in seiner Erzählung fort, ‚die unläugbar viel Wahres haben, ließ mein Bruder einen energischen Entschluß folgen. Er übergab sein Kind einem Manne, dem er unbedingt vertraute, dessen Namen und Wohnort er mir jedoch vorenthielt. Dieser Mann mußte das Kind für das seinige ausgeben und es ganz seinen Verhältnissen gemäß erziehen. Weder der Knabe sollte den Namen seines rechten Vaters erfahren, noch wir, die Verwandten, den Aufenthalt des Knaben, damit Florian's Erziehungsplan vor aller Störung gesichert sei.‘

„Und soll dem Armen für immer seine Herkunft verborgen bleiben?“ unterbrach ich meinen Vater.

„‚Nein,‘ antwortete dieser ‚Mein verstorbener Bruder hielt sich bevor, seinen Sohn zu sich zu nehmen, sobald er diesen auf einer Stufe sittlicher Entwicklung angekommen sehen würde, welche die plötzliche Versetzung des jungen Menschen in glänzende Verhältnisse als gefahrlos erscheinen ließe. Dieser Augenblick ersehnten Glücks ist für meinen armen Bruder leider nicht gekommen. Ein plötzlicher Tod in Folge eines Schlagflußes, wie Du weißt, hat ihn dem Leben entrissen, bevor er seinen Sohn als solchen an die Brust gedrückt. — Für diesen Fall nun

hatte mein Bruder seine Rechte auf mich übertragen. Er hatte mich zum Erben eingesetzt mit der Verpflichtung, bis zu einem gewissen Belauf jede Summe auszahlen zu lassen, welche in Briefen unter dem Zeichen eines doppelten Kreuzes meinem Banquier, als zur Erziehung seines Sohnes nöthig, abgefordert würden. Sie werden an ein entferntes Postamt geschickt, wo man sie abholt.‘"

„Das hätte ja leicht zur Entdeckung des jungen Grafen Merwing führen können," fiel Manfred hier ein.

„Allerdings," antwortete Constanze, „wenn wir nicht vorgezogen hätten, den Willen des Oheims zu ehren. — Aber lassen Sie mich fortfahren. ‚Am 18. April 1850,‘ erzählte mein Vater weiter, ‚wird der Sohn meines Bruders 24 Jahre alt. Ich soll dann, so hat Florian es bestimmt, in Schloß Melsenz sein. Am Abende dieses Tages wird man meinen unbekannten Neffen mir zuführen. In meine Hand ist es dann gegeben, ihm Aufschlüsse über seine Geburt zu machen, ihm das Erbe seines Vaters auszuliefern, oder es ihm noch ein oder zwei Jahre vorzuenthalten, falls ich befürchte, daß sein Charakter noch zu wenig ausgebildet und gesetzt ist, um eine solche Eröffnung ungefährlich zu machen. Diese Pflicht würde

auf Dich fallen, Constanze, falls ich um jene Zeit nicht mehr leben sollte.‘“

„Der 18. April ist heute,“ unterbrach Manfred sie noch einmal.

„Ja, und die Pflicht auf mich gefallen,“ antwortete Constanze mit wehmüthigem Tone. Aber sich erhebend, fuhr sie gleich darauf fort:

„Daß ich nach dieser Eröffnung meines Vaters mich in Gedanken viel mit dem jungen Manne beschäftigte, mit dem man ein, wie mir schien, grausames Erziehungs-Experiment machte, ist natürlich. Ich empfand Mitleid mit ihm, ich beklagte sein Ausgeschlossensein von dem Glücke wahrer Elternliebe, ich dachte ihn mir alleinstehend, seiner Umgebung, mit der ihn die warme Stimme des Blutes nicht verband, innerlich entfremdet, verwaist. Ich empfand einen inneren Drang, ihm ein Zeichen zu geben, daß eine weibliche Theilnahme ihm durch seine strengen Lehrjahre folge. Zehnmal bekämpfte ich diese Versuchung; aber als ich unabhängig geworden, gab ich diesem Drange nach. Einem der Briefe, welche von Zeit zu Zeit mit einer für die Bedürfnisse meines Vetters nöthigen Summe abgeschickt wurden, ließ ich einige Zeilen von meiner Hand beischließen: eine Antwort erlaubte ich nur, wenn sie nichts enthalte, was mir

Licht über die persönlichen Verhältnisse des jungen Mannes gebe, wie ich auch die meinigen streng verschwieg. Mein unbekannter Verwandter hält gewissenhaft diese Schranken ein; so ist ein eigenthümliches Verhältniß entstanden, Keiner von uns weiß das Geringste vom Andern und nimmt doch Theil an seinem geistigen Leben. In Folge dieser gegenseitigen Mittheilungen bin ich auch mit dem Erziehungs-Systeme meines Onkels ausgesöhnt. Mein unbekannter Correspondent ist voll des feurigsten Strebens: eine starke Seele, der kein Ziel zu hoch, ein Mann, der — dessen bin ich sicher — eine große und glänzende Bahn durchlaufen wird. Wie viel größer und schöner, wie viel achtungswerther und rühmlicher ist es nun, daß er der Sohn seiner eigenen Thaten, daß er Niemandem etwas zu verdanken hat als sich selbst! Und nicht das allein: als Graf Merwing würde er gebunden sein durch hundert Vorurtheile der Gesellschaft, in welcher er aufgewachsen; er wäre in einer Atmosphäre groß geworden, welche sein Urtheil von vorn herein bestochen, seine Anschauungen gefärbt, seinem Willen bestimmte Richtungen gegeben hätte. Jetzt aber ist er aufgewachsen durch nichts gebunden, er hat unabhängig und frei seiner Natur folgen, die

Partei ergreifen können, zu welcher ihn seine Ueberzeugung, seine Einsicht zogen.

„Und so sehe ich etwas Providentielles in dem Entschlusse meines Oheims. Die Vorsehung hat fast alle Menschen, die später groß wurden, die Napoleon wie die Shakespeare, in enge und dürftige Jugend-Umgebungen gestellt. Bedeutende Geister müssen sich von Anfang an ihr Schicksal selber schaffen, damit eine ideale Einheit in dieses Schicksal komme, damit ihr Dasein aus Einem Gusse sich gestalte . . . Doch," unterbrach sich Constanze hier, „ich muß eilen, meine Mittheilungen zu Ende zu bringen, damit wir nicht überrascht werden. Sie können Sich denken, daß ich in großer Aufregung dem Eintreten des Erwarteten entgegen sehe. Ich weiß nicht, welche Vorstellungen er sich von mir gemacht, ich weiß nicht, ob er meine Theilnahme zu würdigen gewußt hat. Ich zitt're vor dem Gedanken, mißdeutet worden zu sein. Wer weiß, welche Ideen in dem Kopfe eines vielleicht eitlen jungen Mannes aufsteigen können! Ich bin voll Angst vor der Möglichkeit, durch Voraussetzungen gekränkt zu werden, die beleidigend für mich wären — kurz, ich kann dem jungen Manne nicht als alleinstehendes junges Mädchen entgegentreten — er muß für den ersten Augenblick, bis wir in ein Verständniß gekommen sind, mich verheirathet glauben."

„Jetzt begreife ich Sie ganz, gnädigste Gräfin.“

„Sie sollen in dieser Familien-Tragödie oder Komödie den Schloßherrn von Melsenz vorstellen.“

„Ich will diese Rolle,“ fuhr Manfred lächelnd fort, „mit Freuden spielen; es ist wohl das erste Mal, daß Jemand sich dadurch geehrt gefühlt, als — es gerade herauszusagen — als Vogelscheuche dienen zu sollen.“

„Sie werden über dieses Alles Schweigen, unverbrüchliches Schweigen beobachten?“

„Wie sollt' ich nicht — beraubte ich mich nicht sonst des Glückes, ein Geheimniß mit Ihnen zu theilen, gnädigste Gräfin?“

Constanze war aufgestanden; sie ging in dem Zimmer auf und ab. Manfred sah mit einem eigenthümlichen inneren Entzücken der wunderbar schönen Gestalt nach, mit dem herrlichen stolzen Profil, dem kühn geschwungenen Nacken, den anmuthig abfallenden Schultern, wie sie so einherschritt in dem anschließenden Kleide von schwerem schwarzem Damast, die Arme unter dem Busen, der vor innerer Unruhe wogte, verschlungen. Es kam ihm plötzlich bei diesem Anblicke vor, als sei seine smyrnaer Marktanschauung von neulich doch eine leere Grille, als habe die Schönheit doch ein volles Recht, sich als bloße Schönheit

zu geben, ja, als könne sie höher stehen, als der schönste und geistigste Gedanke in roher vernachlässigter Form.

Die Schönheit Constanzens überwältigte Manfred so, daß er sich seine keimende Leidenschaft für sie nicht mehr verhehlen konnte.

„Sie setzen große Hoffnungen auf den Unbekannten?“ fragte er nach einer Pause.

„Allerdings,“ antwortete sie, kurz abgebrochen.

„Sie glauben ihn berufen, eine Rolle in der Geschichte zu spielen, wenn ich Ihre Aeußerungen recht deute?“

„Deuten Sie sie so immerhin.“

„Ich fürchte . . .“

„Nun, was fürchten Sie?“

„Darf ich das ganz offen gestehen?“

„Sie scheinen sehr furchtsam!“ sagte Constanze etwas spöttisch.

„Ich fürchte, daß, wenn Sie an solchen Gedanken sich weiden, Sie durch Ihren Einfluß und den Zauber Ihres Geistes und Ihres Willens dem Schicksale Ihres Vetters eine verderbliche Wendung geben.“

„Und weßhalb?“

„Weil Sie ihn zu Dingen spornen werden, die er nicht vollbringen kann.“

„Weßhalb sollte er es nicht können?"

„Weil es überhaupt dem Einzelnen nicht mehr möglich ist, große Dinge zu thun; weil es den Massen zugefallen ist, die . . ."

„Das ist alltäglich, das ist philisterhaft," fiel Constanze lebhaft ein. — „Haben die letzten Jahre Sie nicht eines Besseren belehrt? Hat nicht die große Bewegung, in welche seitdem die Welt gerathen ist, allüberall gezeigt, daß sich einem großen und entschiedenen Willen Alles beugt? Auf allen Puncten sind die Massen geschlagen: die ganze ungeheure Gährung der Welt ist verdampft, die glühendsten Lavaströme des verderblichen Vulkans sind kühl im Sande verlaufen — weßhalb? — weil zur Zeit ein großer und entschiedener Wille sich fand, der es wagte, sie zu dämmen. Die Niederlage der Massen hat das schärfste Licht auf die Bedeutung des Einzelnen geworfen; sie hat das Individuum himmelhoch gehoben! Die Menschheit ist plötzlich durchdrungen von der tiefsten Ueberzeugung, daß die Zukunft dem Einzelnen gehören wird."

„Aber wird dieser Held der Zukunft das Kind seines Willens oder das des Schicksals sein? Die Messias sind nicht Götter, sondern die Boten Gottes!"

„Ja, aber was hindert den, der stark und guten

Willens ist, sich als den Boten Gottes zu betrachten? Glauben Sie, Männer wie Washington haben nächtliche Unterhaltungen mit einem Engel gehabt, oder eine Taube habe ihnen eine sainte Ampoule vom Himmel gebracht, um sie erst feierlich zu salben? Ihr Muth und ihre Vaterlandsliebe haben sie gesalbt, und der Ruf, der an sie ergangen ist, tönte aus ihrer eigenen Brust."

Constanze wurde an dieser Stelle ihrer begeisterten Rede unterbrochen. Die Thür des Vorzimmers öffnete sich. Der alte Haushofmeister trat herein und überreichte Constanzen eine Karte. Manfred sah, daß kein Name, sondern bloß ein doppeltes Kreuz auf dem Blatte gezeichnet stand.

„Endlich," sagte Constanze, „führ' ihn herein — herein!"

Manfred glaubte Constanzens Herzklopfen zu hören. Ihre Züge wurden abwechselnd bleich und dunkelroth. Er fühlte eine Art eifersüchtigen Hasses wider diesen Fremden in sich aufsteigen.

Man hörte Männerschritte draußen; der Alte nahte mit dem Erwarteten durch das Vorzimmer; an der letzten Thür blieb jener zurück, und der Fremde, der Gegenstand einer so peinlichen Spannung, trat ein.

Es war ein junger Mann mittlerer Größe, voll

und kräftig gebaut, hellblond, mit vortretenden blauen Augen, der Mund groß, die Nase dick und weit geöffnet, darüber eine hohe Stirn, welche alle Organe in sehr ausgebildetem Maße zeigte. Er sah älter aus, als er in der That sein konnte, er war blaß, und Spuren verschwärmter Nächte lagen auf seinem Gesicht; die Fülle seiner Wangen hatte etwas Aufgedunsenes, eine ungesunde Bleiche der Lippen harmonirte damit. Seine Kleidung bestand aus feinen Stoffen und zeigte, daß eine gewisse Sorgfalt darauf verwandt war; aber sie hatte einen burschikosen Schnitt, und sie saß ausnehmend schlecht. Der Fremde trug das Haar kurz geschoren und einen starken Bart, in dessen Blond sich rothschimmernde Streifen mischten. Man konnte nicht gerade sagen, daß er häßlich sei; aber Schlimmeres als das: er sah ‚vulgär' aus.

„Mein Gott!" flüsterte Constanze erschrocken beim Anblicke dieser Gestalt.

Es war noch etwas Schreckliches dabei — er roch nach Tabak!

Im Gegensatze zu der nicht zu unterdrückenden Aufregung Constanzens zeigte der Fremde eine Ruhe, in welcher beinahe etwas Impertinentes lag, wenn es nicht eher etwas Bornirtes gehabt hätte.

So schritt er auf Constanze Merwing zu, ruhig

und fest, und streckte unbefangen ihr die Hand entgegen — diese wich erschrocken über den ungeheuren Contrast, den diese Gestalt mit jener haben mochte, welche sie sich in ihren Phantasieen ausgemalt, einen Schritt zurück, und ehe noch der Fremde den Mund aufthun konnte, sagte sie mit zitternder Stimme, zugleich auf Manfred deutend und wie Schutz bei ihm suchend:

„Ich bin die Dame, welche Ihnen geschrieben hat — dieß ist mein Gemal!"

„Ihr Gemal?" antwortete der Fremde sehr überrascht . . . „Seit wann ist Gräfin Constanze Merping vermählt?" setzte er dann mit einem satirischen Lächeln hinzu, worin sich die Ungläubigkeit unverkennbar abspiegelte.

Constanze fühlte, daß sie eine große Unbesonnenheit begangen hatte; sie war außer sich. Diese Begegnung nahm eine so ganz andere Wendung, als sie sich sie ausgemalt hatte, daß das Wort der Erwiderung auf ihrer Lippe stockte. Aber sie machte eine heroische Anstrengung, um ihre Bewegung zu meistern. Mochte die äußere Erscheinung, das Wesen dieses Menschen noch so unvortheilhaft sein, er war es doch nun einmal, ihr Vetter, der Mann des Strebens, mit welchem sie ein geistiges Band

verknüpfte, das sie selbst zu weben begonnen; er, der ihr die schönen begeisterten Briefe geschrieben! Ja, auf den Inhalt dieser Briefe mußte sie nur schnell eingehen, das war das Gebiet, auf welchem sie sich schnell in einander finden, sich als alte Bekannte heimisch fühlen, sich vertraute Physiognomieen zeigen würden.

„Es freut mich," sagte sie schüchtern, aber den Ausdruck muthiger Unbekümmertheit annehmend, so gut es ihr nur gelingen wollte, „es freut mich, daß wir uns endlich sehen und aussprechen können. Es ist so Manches zwischen uns berührt und angeschlagen, aber nicht erschöpft worden . . ."

„Das ist wahr!" fiel der Fremde ein; „ich gestehe Ihnen, daß ich auf manche Dinge schon deßhalb nicht einging, weil ich Sie kopfscheu zu machen fürchtete. Unsere Frauen erhalten eine so verkehrte, jammervolle Erziehung — aber ich sehe, daß Sie geistesfreier sind, als ich Sie mir vorstellte, und darum ..."

„Woran erkennen Sie das?"

Der Fremde blickte erst Constanzen, dann Manfred an.

„Woran?" sagte er . . . „nun, haben Sie mir nicht diesen Herrn hier als Ihren Gatten vorgestellt, obwohl ich sicher weiß, daß Gräfin Merwing nicht vermält . . ."

Constanze erbleichte.

„Mein Herr!“ fiel sie ein.

„Haben Sie also thatsächlich ein Princip des freien Geistes adoptirt, so sind Sie überhaupt des freien Geistes Tochter . . .“

„Mein Herr, Sie täuschen Sich so vollständig...“

Er ließ sie nicht ausreden: „Weßhalb nicht eingestehen,“ fiel er ein, „was Ihnen so große Ehre macht, weßhalb wollen Sie nicht stolz sein darauf? Bevor die Menschheit nicht die Schranken der Familie, den bornirten Gedanken der Nationalität und...“

„Um Gottes willen — das ist ja Communismus, rother Communismus!“ stammelte Constanze, gebrochen in ihren Sessel zurücksinkend.

„Das überrascht Sie? Haben Sie nicht selbst mir geschrieben, daß, wer ein Mann sei in dieser Zeit, sich anschicken müsse, die Zukunft auf seine Schultern zu nehmen . . .? und glaubten Sie, das lasse sich ausführen mit den lieblichen und zarten Redensarten, welche Ihre Briefe erfüllten?“

Manfred hatte während alles dessen den Sprechenden aufmerksam fixirt: der Mensch war ihm bekannt vorgekommen im ersten Augenblicke, jetzt plötzlich leuchtete es in ihm auf; er trat dicht vor ihn, und dann rief er aus:

„Mellheim! Sie sind Mellheim!“

„Glauben Sie?“ sagte der Fremde ruhig lächelnd.

„Ich kenne zwar Sie nicht, aber ich kenne Ihr Bild.“

„Das für den Galgen gemalte?“ rief Mellheim mit forcirtem Humor.

„Ja, das!“

„Mellheim?!“ sagte Constanze, sich rasch aufrichtend; denn die Gefahr hatte ihrem Geiste seine volle Spannkraft wiedergegeben: „Mein Gott, Sie sind ja zum Tode verurtheilt — wie kommen Sie dazu, sich so auszusetzen.“

„In contumaciam zum Tode verurtheilt; aber Ihretwegen, Gräfin Merwing, habe ich dem Tode getrotzt. Seit zu langer Zeit war mir mitgetheilt worden, daß ich am heutigen Tage wichtige Eröffnungen erhalten würde; obendrein hatten Ihre Briefe mich viel zu sehr auf den Augenblick gespannt gemacht, wo ich einen Schlüssel zu erhalten hoffte für die Theilnahme, welche eine so geistreiche Dame mir widmete, als daß ich mich hätte entschließen können, zu fliehen. Ich verbarg mich bis heute; in der vorigen Nacht erhielt ich von meinem Vater die Mittheilung, wohin ich heute mich zu begeben habe — und me voilà!“

Constanze war zu Tode erschrocken von allem dem.

„Mein Gott, mein Gott, wenn man auf Ihre Spur käme!“ sagte sie.

„Fürchten Sie nichts für mich,“ antwortete Mellheim, indem er es sich ruhig in einem der Sessel bequem machte, welche vor dem Kamine standen. „Reden wir von Wichtigerem. Sie werden begreifen, daß ich auf die Eröffnungen gespannt bin, welche ich von Ihnen erhalten soll.“

Constanze dachte nicht mehr daran, diesem Manne Mittheilungen so vertraulicher Art, wie sie sie ihm zu machen beabsichtigt hatte, zu geben. Sie schrak vor der Intimität zurück; sie fürchtete obendrein, daß er, wenn er wisse, daß er ein Graf Merwing, den Kopf verlieren, den Gerichten trotzen, sich den größten Gefahren aussetzen würde ... zu was allem war ein solcher Mann nicht fähig!

„Die Dinge, auf welche sich meine Eröffnungen beziehen sollten,“ sagte sie deßhalb rasch, „sind höchst untergeordneter Art Ihrer Flucht und Rettung gegenüber. Um die handelt es sich zunächst.“

„Gräfin, Sie täuschen mich,“ fiel Mellheim ein ... „ich ahne nur zu wohl, daß die Eröffnungen, welche Sie mir zu machen haben, vom wesentlichsten Einfluß auf mein Leben sind!“

„Streiten wir nicht darum. Was ich Ihnen zu sagen vorhatte, bin ich jetzt entschlossen, Ihnen zu verschweigen,“ erwiederte Constanze sehr ernst und bestimmt. „Es hängt das ganz von meinem freien Entschlusse ab. Erzählen Sie mir jedoch von Sich. Ich bin mit allen Ihren Lebensumständen unbekannt. Theilen Sie sie mir mit; wir wollen dann von Ihrer Flucht sprechen, und wenn diese glücklich gelungen ist, wenn Sie in England oder Amerika angekommen sind, werde ich Ihnen schreiben, was ich Ihnen sagen wollte. Mein Wort darauf!“

Der junge Mann fixirte Constanzen einen Augenblick mit Zügen, in denen ein aufwallender Zorn unverkennbar war; dann senkte er das Haupt und sagte dabei mit bitterem Lächeln:

„Ueber Ihren freien Entschluß habe ich freilich keine Macht. Sie sind doch eine Aristokratin, trotz alledem und alledem, Gräfin Constanze — ich will mich nicht über Sie beklagen; aber Sie behandeln mich ungerecht und rücksichtslos. Sie freilich, in der egoistischen Kälte, welche ein nicht beneidenswerthes Eigenthum Ihres Standes ist, in jenem Gefühle der Ueberlegenheit, welches auf den niedrig geborenen Menschen mit dem Bewußtsein herabblickt, daß es gegen ihn keine Pflichten zu beobachten

sondern nur Rechte zu üben giebt, — Sie wissen von der Aufregung und Spannung nichts, mit welcher ich diesem Tage entgegensah."

Constanze lächelte bitter; wie that dieser Mensch ihr Unrecht! Denn sicherlich war die Spannung, welche er empfunden, winzig klein gegen die Aufregung, mit welcher sie diesem Tage entgegengesehen! Sie hätte deßhalb auch Mitleiden mit Mellheim gefühlt, hätte dieser sich jetzt einfach über ihren Entschluß beklagt. Aber er verdarb den guten Eindruck, den er durch die Aeußerung eines wahren Gefühls gemacht haben würde, durch seinen pathetischen Rhetorstyl und indem er deutlich dabei verrieth, daß er sich sprechen hörte und eitel auf das, was er sagte, war.

„Was mein Leben angeht," fuhr er fort, „so kann Sie das jetzt, wo Sie mich gesehen und wir uns in einander geirrt haben, wohl wenig mehr interessiren. Die Hauptsachen," setzte er mit einer gewissen Eitelkeit hinzu, „waren zudem in den Zeitungen zu lesen."

„Sagen Sie mir etwas über Ihre Jugend! Wo wurden Sie erzogen?"

„Auf dem Lande. Mein Vater ist ein harmloser Landpfarrer, ein gutmüthiger Alter und wohlhabend genug, um meine Erziehung mit allem

möglichen Luxus auszustatten. Diese nahm denn so ihren gewöhnlichen Verlauf, in den bekannten hergebrachten Weisen, wo uns in ein System gebrachte fromme Wünsche als Religion, falsche Grundsätze, welche der Gewalt nützlich sind, als Moral, und an einander gereihte Fabeln als Geschichte eingetrichtert werden ...."

In diesem Tone fuhr Mellheim zu erzählen fort, wie er zur Universität geschickt worden, um Jurisprudenz zu studiren, wie er jedoch das, was er sein ‚angeborenes, unverwüstliches Rechtsgefühl' nannte, sich bewahrt mitten in den ‚bornirten' Disciplinen der Juristen, wie ihn dann die ‚großen socialistischen Revelationen' der Franzosen für sich gewonnen, wie er der ‚erhabenen Idee des Humanismus' sich hingegeben — kurz, wie er mit Hülfe Gottes und der revolutionären Jahre etwa ein Dutzend Mal ‚Rebell, Verschwörer, Landes- und Hochverräther' geworden. Und dann ferner, wie er nun verfolgt worden, wie er, von Constanzens Briefen und der Hoffnung auf die heutige Begegnung gefesselt, der Gefahr getrotzt, wie er sich auf dem Lande verborgen gehalten und wie er von dem ehrlichen Landpfarrer, den er für seinen Vater hielt, am vorigen Tage die Mittheilung erhalten, daß er sich am heutigen

Abends in Schloß Melsenz einfinden und eine Karte, mit einem Doppelkreuz bezeichnet, abgeben müsse.

„Und nun," schloß er spöttisch, „verhehlen Sie mir nicht, daß Sie mich für ein Ungeheuer halten; schmettern Sie von der Höhe moralischer Weltanschauung, welche so schönen Lippen, wie die Ihren, so wundervoll stehen muß, Ihre Verdammung auf mich!"

Während er erzählte, wurde es Constanzen leicht, den ganzen Charakter dieses Mannes zu überschauen; es waren ihr ja auch schon öfter im Leben solche Charaktere von viel größerer Unruhe als Ausdauer des Talents, voll Schwärmerei für das Allgemeine und erschreckender Härte und Kälte für den Einzelnen, voll Begeisterung für alles Vague und Phantastische und voll Theilnahmlosigkeit für das Nächste und Wichtigste begegnet. Mellheim war bei allem dem in der That ein Mann, voll jener Eigenschaften, wie Constanze sich gedacht, daß ein Mann sie besitzen solle. Daß er sein Leben hindurch gestrebt, das konnte ihm Niemand abläugnen: ja, er hatte rastlos gekämpft, er zeigte dabei keine Spur von Egoismus, sondern er hatte unbekümmert sein Schicksal in die Schanze geschlagen für das Allgemeine, er hatte gelebt für die Ideen — freilich für

seine Ideen — doch er glaubte ja an sie von ganzer Seele. Aber — Mellheim war ein Mensch, der über seinem Streben, über der Hingabe an die Ideen sich selbst verloren hatte; dem über die Schwärmerei für neue Formen des ganzen Lebens der eigene Lebensgehalt sich verflüchtigt hatte, ein Mensch, der sich so völlig nach außen hin ausgetönt und ausgedonnert, daß er keine ‚Musik‘ mehr, ‚in sich selbst‘ trug. Wäre er auch wirklich eine Fackel der Lichtes für seine Zeit geworden, wie er es werden wollte, er hätte doch von sich mit jener alten Devise sagen müssen: ‚Aliis inserviendo consumor.‘ Er hätte, auch, wenn er durch sein Streben ein großes Ziel gewonnen, immer doch — sich selbst verloren gehabt.

Constanze versank, während Mellheim sprach, in tiefe und schmerzliche Betrachtungen hierüber; desto gespannter horchte Manfred dem Demokraten zu, und während er Vieles in diesem Menschen bewunderte, während er staunend an der souverainen Verachtung hinaufsah, womit Mellheim auf die Widerstandskraft aller bestehenden Elemente und Grundgedanken des Lebens niederblickte, zuckte er bei anderen Behauptungen desselben, wie von einem Schlage getroffen, auf. Hundert Dinge, welche Manfred

verehrte, an denen sein Herz hing, erhielten von Mellheim einen Fußtritt mit der Kaltblütigkeit, womit man im Gehen einen dürren Ast oder einen Pilz bei Seite stößt.

Mehr als einmal wollte Manfred ihn unterbrechen; aber er bezwang sich, denn er fühlte, daß ein Streit mit diesem Manne ihn augenblicklich in die zornigste Aufwallung bringen würde, und vermied dieses um der Gegenwart Constanzens willen.

„Wie haben wir uns so verschiedene Bilder von einander entworfen!" rief Constanze mit einem wehmüthigen Stoßseufzer aus, als Mellheim zu Ende war.

„Das war Ihre Schuld, Gräfin, nicht die meine. Sie verlangten die Allgemeinheiten, die Phrasen, in denen wir uns einander bewegten, um nur ja durch entschiedenes Eingehen auf vorliegende Fragen uns einander nichts von den Schleiern zu lüften, welche unsere Persönlichkeiten verhüllten."

„Sie haben Recht — ich hätte das nicht thun sollen!"

„Sie haben Sich wohl eine recht glänzende Vorstellung von mir gemacht?"

„Genug, genug hiervon," lenkte Constanze ab; „es ist wichtiger, daß wir ohne Aufenthalt Sie retten. Haben Sie einen Paß?"

„Nein!“ versetzte der Demagog.

„Und Sie?“ wandte sie sich an Manfred.

Manfred zog einen Paß hervor; Constanze überblickte ihn und gab ihn Mellheim. Zugleich zog sie die Klingel.

„Nehmen Sie den und sehen Sie, daß Sie damit durchkommen,“ sagte sie. „Ich will meine Equipage anspannen lassen; Sie kommen damit noch in der Nacht über die Gränze, in meinem Wagen erregen Sie hoffentlich keinen Verdacht. Ich will Ihnen Empfehlungs- und Creditbriefe nach Hamburg nachsenden. Theilen Sie mir dann mit, wohin Sie Sich begeben wollen.“

Der alte Diener trat ein, und Constanze befahl ihm, schnell einspannen zu lassen. Dann sprach sie noch einige Worte mit Mellheim über die Mittel, ihm sicher Nachrichten zukommen zu lassen, und drängte ihn, zu gehen.

„Also in der That, ich soll gehen, ohne daß ich irgend etwas von dem vernehme, um dessentwillen ich meine Sicherheit auf's Spiel setzte und hieher kam?“ fragte Mellheim.

„Schriftlich, schriftlich erfahren Sie Alles; verlassen Sie Sich darauf — jetzt aber eilen Sie, fortzukommen — ich bitte Sie um Gottes willen.“

Mellheim erhob sich und zeigte eine ruhige Resignation in seinen Zügen, die Constanzen gerührt haben würde, wenn er nicht durch ein gewisses satirisches Lächeln dabei ein Gefühl der Ueberlegenheit gezeigt hätte, welches den guten Eindruck wieder verwischte.

Er machte Constanzen eine leichte, kalte Verbeugung, dann wandte er sich, ohne von Manfred Notiz zu nehmen, und folgte dem Haushofmeister, der eingetreten war, um zu melden, daß der Wagen sogleich bereit sein werde.

Constanze horchte stehend, gespannten Ohres, seine Schritte verhallen. Dann ließ sie sich mit einem tiefen Aufathmen in einen Sessel fallen und legte die Stirn auf ihre Hand.

Manfred sah sie eine Weile schweigend an. Sie winkte ihm mit der Hand zu, daß er gehen sollte. Er bemerkte dabei, daß Thränen in ihre Augen getreten waren. Ohne eine Sylbe zu äußern, ließ er sie mit ihrer stummen Cousine allein und suchte sein Zimmer auf.

Leider hatte er versäumt, sich ein Licht auszubitten, als er ging. Draußen waren die zwei nächsten Räume erleuchtet; aber es war eine schwierige Aufgabe, in den dunkeln Corridoren und Gemächern,

durch welche Manfred gekommen, den Heimweg in sein Zimmer zu finden. Er tappte auf's Gerathewohl weiter; eine Zeit lang war er überzeugt, auf dem rechten Wege zu sein; endlich aber stand er rathlos am Scheidewege; er befand sich in einem Raume, den vollständige Finsterniß einhüllte. Da half kein Tappen; er wußte nicht, was beginnen. Zurückgehen mochte er nicht . . . doch blieb nichts übrig, als sich dazu entschließen. Von draußen her vernahm er das Rollen eines Wagens unter dem Thorbogen. Es war Mellheim, der abfuhr. Manfred suchte nun den Rückweg zu gewinnen, aber auch das war schwierig. Endlich schien sich ein Retter zu nahen. Nicht sehr weit ab hörte er in diesem Augenblicke das Gebell der großen Dogge; dieß kam rasch näher; er sah einen Lichtschein schimmern, der im Hintergrunde eines Seitenganges auftauchte — erfreut wollte er sich dorthin wenden, als plötzlich die Freude sich in einen tödtlichen Schrecken verwandelte. In einigen rasenden Sätzen sprang nämlich die Dogge dem nahenden Lichtscheine voran aus dem Dunkel des Ganges auf ihn zu und fiel ihn mit wüthendem Gebell an . . . . er fühlte die Tatzen des Unthiers bereits auf seiner Brust — da rief es laut: „Kusch Milo, Tüboh!“ und der Haushofmeister kam mit

schweren Schritten aus dem Gange herbei. Der Hund ließ ab, blieb aber, die Zähne fletschend, vor Manfred stehen.

„Das ist eine maliciöse Bestie, die!“ sagte der junge Mann, Athem schöpfend.

In dem Augenzwinkern des Alten lag etwas wie boshafte Schadenfreude. „Wie kommt Ihr hierhin? Wohin wollt Ihr?“ fragte er mürrisch.

„In mein Zimmer, wenn Ihr erlaubt!“

„Kommt mit!“

Der Haushofmeister ging nun mit seiner Laterne voraus; die Dogge lief vor ihm her; aber es schien keineswegs, als wenn Milo's Gemüthsbewegung jetzt beruhigt sei. Von Zeit zu Zeit ließ er ein dumpfes Knurren hören, zuweilen auch hob er die Schnauze auf, wie um Witterung aufzufangen, und dann folgte jedesmal ein kurzes stoßweises Gebell.

„Der Hund ist bös heute Abend,“ sagte der Haushofmeister.

„Das bin ich gewahr geworden,“ meinte Manfred. „Ihr thätet gut, eine so falsche Bestie todtzuschlagen, bevor sie ein Unglück angerichtet hat!“

„Oho, oho! Da käme noch Mancher früher d'ran, wenn's nach mir ginge,“ warf der Alte mit einem Tone ein, in welchem sich für Manfred nichts weniger als Hochachtung ausdrückte.

Milo stieß auf's Neue sein Gebell aus.

„Es ist etwas nicht richtig im Schloß!" murmelte der Haushofmeister; „es ist etwas nicht richtig diese Nacht . . . Ruhig, Milo, ruhig! sei still, alter Junge, sei still!"

Der Alte führte Manfred in sein Zimmer, zündete ihm einen der Leuchter auf dem Kaminsims an und ließ ihn allein.

Manfred fühlte sich furchtbar ermüdet; deßhalb suchte er sein Lager auf und fiel bald, trotz aller Aufregungen des Tages, in den tiefen, glücklichen Schlummer der Jugend.

Am andern Morgen schien die Sonne eines schönen warmen Frühlingstages in seine große Schlafkammer. Dieß lockte ihn früh heraus; er nahm seine Zeichnen-Mappe und verließ damit das Schloß, nicht ohne einige Sorge, auf dem Wege wieder eine unliebsame Begegnung mit dem vierfüßigen Individuum zu haben, welches ihm am gestrigen Abend eine so unangenehme Ueberraschung bereitet hatte; zum Glücke lag Milo heute an seiner Kette unter dem Portale, und das Schloßthor stand weit offen. Manfred suchte das prächtige alte Gebäude ganz zu umgehen, um noch vor dem Frühstück die Seite zu finden, von welcher aus sich die malerischen Umrisse am besten

ausnehmen würden. Endlich glaubte er, den richtigen Punct für die Aufnahme gefunden zu haben. Es war am Saume des Bergwaldes, der sich sanft abhängig hinter dem Schlosse erhob. Zwischen diesem Waldsaume und dem Gebäude dehnte sich eine Wiesenfläche aus, über der sich das massive Gebäude mit seinen capriciösen Bautheilen so schön und rein abschnitt, als sei es für den Architektur- und Landschafts-Maler dahingestellt. Manfred setzte sich auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes und begann einen leichten Croquis in seine Mappe zu zeichnen, um ihn Constanzen vorzulegen, ob sie Standpunct und Auffassung genehmige. Nach einer Weile hörte er ein Rascheln des trocknen vorjährigen Laubes hinter sich; als er aufblickte, sah er sie selbst; sie kam langsam einen der verschlungenen Pfade daher, die durch den Wald angelegt waren. Sie war noch in der einfachsten Morgentracht: das Haar war noch in seinen Wickeln, ein grauseidener Ueberrock umschloß ihre Gestalt und rauschte, von den feinen Spitzen ihrer Füße gehoben, mit dem Laube, das sie niedertrat, in die Wette. Als sie Manfred erreicht hatte, blieb sie stehen; er sprang auf, um sie zu begrüßen; aber sie winkte ihm, sich nicht stören zu lassen und fortzufahren, und während er ihr

gehorchte, nahm sie eine Stellung hinter ihm ein, daß sie zugleich seine Arbeit übersehen konnte, während ihr der Blick auf den Gegenstand dieser Arbeit frei blieb. Der junge Maler fühlte sich unsäglich unbehaglich in dieser Situation; während Constanze auf seine Hand niederblickte, war es ihm unmöglich, mit dieser Hand feste künstlerische Striche zu ziehen, sie zitterte vor Aufregung, und darüber, daß er so schlecht arbeitete, gerade unter ihren Augen sich so ungeschickt zeigte, wuchs diese Aufregung nur noch mehr ... es wurde ihm schwül, seine Pulsschläge verdoppelten sich und wurden heftiger und heftiger, es kam eine nervöse Spannung über ihn; endlich traten Tropfen auf seine Stirn . . . er hielt es nicht länger aus; — er wußte nicht, welchen Vorwand ergreifen, aber ausbrechen mußte er, und so sprang er mit dem tiefen Stoßseufzer auf:

„Ich kann nicht mehr!“

Als er Constanzen anblickte, ward er zu seiner Beschämung inne, daß ihr Blick gar nicht auf ihm geruht hatte, sondern daß sie tief in Gedanken verloren in's Weite hinausschaute, so verloren, daß sie augenscheinlich seine ganze Anwesenheit längst vergessen hatte.

Er wischte mit einiger beschämten Kleinmüthigkeit über seine Stirn.

„Was haben Sie?" fragte Constanze.

„Der Bleistift ist zu weich," stotterte er, „ich will gehen und mir Silberstifte holen."

„Thun Sie das!"

Manfred ging. Ihr Wesen hatte ihn sehr kleinmüthig gemacht. Gestern Abend hatte sie ihm so großes Vertrauen geschenkt; er theilte ein wichtiges Geheimniß mit ihr . . . von allem dem sprach sie jetzt keine Sylbe zu ihm . . . sie behandelte ihn mit einer Gleichgültigkeit, die an Unfreundlichkeit gränzte: er war sehr traurig darüber.

Aber schien sie nicht auch traurig? Er hatte mit Schrecken bemerkt, wie bleich ihr schönes Antlitz über Nacht geworden. Und in der That, Constanze war auch tief traurig. Sie hatte einen großen Schiffbruch erlitten, ihre theuersten Gedanken hatte die tückische Tiefe dieses räthselhaften, schadenfrohen und falschen Meeres verschlungen, welches wir Leben nennen. Und nicht bloß die Gedanken, denn welche Gedanken wären einer Frau theuer, die nicht mit Regungen des Gemüthes verschlungen wären? Das war es: ihr Herz hatte eine Wunde erhalten. Wenn sie mit philosophischen Schlüssen und anscheinend vom Standpuncte der reinen kalten Reflexion aus sich eine Lebens-Anschauung gebildet hatte, in der sie

einen männlichen Geist wollte groß und mächtig werden sehen, so war sie dennoch keine bloße Egeria, die sich einen Numa heranzuziehen verlangte. Nein! das Herz einer Frau bleibt immer das Herz einer Frau. Und wenn sie auch mit der allerprofundesten Weisheit es hätte darthun können, daß der Mensch auf Erden sei, um nach dem höchsten Ziele einer Helden-Laufbahn zu ringen: auf dem Grunde ihrer Seele lag doch immer, als der eigentlich entscheidende Grund, das Gefühl, daß der harmonisch in sich selbst ruhenden Bildung auch ruhigere und kältere Schläge des Herzens entsprechen, und daß der muthige, leidenschaftliche Lebenskämpfer auch gewaltiger, herzbezwingender, hinreißender und glühender — fühlen werde!

Darum war es so bitter, was sie in der vorigen Nacht erlebt hatte.

Und dann, wie empört war ihr jungfräulicher Stolz durch den schmutzigen Verdacht, den jener verlorene und undankbare Mensch, an welchen sie so viele ihrer Gedanken verschwendet hatte, ausgesprochen!

‚Sei Du so weiß wie Schnee, so kalt wie Eis — Du wirst doch der Verleumdung nicht entgehen,' sagt Shakespeare: Constanze fühlte etwas Aehnliches.

‚Denk Du so groß, fühl Du so rein wie Götter,

Du wirst dem Schmutze nicht entgehen,' hätte sie ausrufen mögen.

Sie schritt langsam heim. Als sie rückkehrend unter die Thorwölbung des Schlosses trat, fand sie den Haushofmeister, Manfred und ihren Kutscher, der mit den ausgespannten Pferden von seiner nächtlichen Fahrt heimgekehrt war, in eifrigem Hin- und Herreden. Der Kutscher sprang von dem dampfenden Sattelpferde herab, als er die Gräfin gewahrte, und eilte ihr entgegen; die beiden Anderen folgten ihm, während die Pferde, sich überlassen, selbst ihre Stallthür aufsuchten.

„Bernhard — ohne Wagen zurück? Wie kommt das?"

„Den Wagen haben sie uns genommen, gnädige Gräfin."

„Wer hat meinen Wagen genommen?"

„Die Gensd'armen, Euer Gnaden!"

„Die Gensd'armen? Was ist geschehen?"

„Sie haben den Herrn arretirt, den ich gefahren habe: es ist der Doctor Mellheim gewesen, Euer Gnaden, und es muß ihn Jemand verrathen haben; als wir auf der Poststation ankamen, standen die Gensd'armen längst parat und haben ihn gefaßt."

„O mein Gott! — wie ist das zugegangen?"

„Schon eine gute Stunde vor uns ist auf der Poststation ein Herr zu Pferde angekommen; das Pferd ist ganz weiß von Schaum gewesen, der hat schleunig den Expediteur aus den Federn klopfen lassen, und dann ist er sogleich mit dem zum Gensd'armen-Posten gegangen: so habe ich mir von den Postknechten erzählen lassen . . . wer der Herr gewesen, das wußten sie nicht recht . . . ein Mann von mittlerer Größe, mit schwarzgefärbtem Haar und einer Schmarre."

„Julian!" flüsterte halblaut, erschrocken Constanze.

„Nun, sicher ist, daß sie ihn abgefaßt haben: als wir vor dem Posthofe ankamen, sind gleich zwei Gensd'armen dagestanden, haben sich mir nichts, dir nichts zu dem Herrn in den Wagen gesetzt und frische Pferde vorlegen lassen: ich konnte ausspannen und habe mich mit Tagesanbruch auf den Rückweg gemacht."

„Und er?"

„Er — der Doctor? Nun, der hat allerhand mit ihnen herumparlirt, was ich nicht verstanden habe, und dann sind sie mit ihm fort."

Manfred sah fragend und besorgt in Constanzens Züge: sie waren nicht mehr bleich, sie waren todtenblaß geworden.

„Ich muß in die Stadt zurück, augenblicklich," sagte sie tonlos.

Sie mußte Mühe haben, sich aufrecht zu erhalten: denn sie verlangte den Arm des Haushofmeisters und ließ sich schweigend von ihm in ihre Zimmer geleiten.

Es war in der That Julian Merwing gewesen, dem man diesen Streich verdankte. Er hatte am vorigen Abend sich in das Schloß geschlichen und hatte gehorcht. Dem Wagen des flüchtigen Demokraten war er auf seinem Pferde so lange gefolgt, bis er sich von der eingeschlagenen Richtung vergewissert hatte. Dann war er ihm zuvorgeeilt auf die nächste Station.

Ende des ersten Bandes.

Stammes. Denn geriethe Martin schon jetzt vor dem Schlund der Veterani-Höhle in die spitzigen Zähne eines heißhungrigen Donauhechtes, so könnten ja wir, d. h. der Urenkel des ‚kaiserlichen und kaiserlich-königlichen Musketiers,' gar nicht existiren — und Du, lieber Leser, der Du geduldig bis zu diesem Capitel an unserer Seite ausgeharrt, Du hättest gar nie ein Sterbenswort von Martin's Abenteuern gehört.

Zum Heil für unsere kühnen Donaufahrer befand sich an Bord des hohlen und mit den Wellen tanzenden Baumstammes auch eine gewichtige Ladung Welschkorn, eben auf einem magern Bergäckerlein gegenüber von Swinitza eingeheimst. Als die Gefahr des Ertrinkens immer näher und näher heranrückte, bot der sonst etwas karge Castellcommandant den Fischern zwei Kronenthaler, wofür sie sich bereit erklärten, sämmtliche goldgelbe Kukurutzkolben der drohenden Flut als Opfer Preis zu geben. Neun Paar Hände löschten nun die Fracht mitten im Fluße auf wenig umständliche Weise und, als sich so nach wenig Minuten das schwankende gebrechliche Schifflein um Centner erleichtert fühlte, stieg es wieder aus den Wellen empor und der Scheideblick der Abendsonne beleuchtete neun vergnügte Gesichter.

„Capetan, wohin sollen wir Dich bringen?" — frug ein Serbe, als die ärgsten Nöthen vorüber.

„Nach der neuen Festung*) hinab!"

„Du scheinst es eilig zu haben?"

„Nein, meine Lieben; es war uns bloß darum zu thun, eilig das Ufer zu räumen!"

„Ha, wegen der Räuber in der Veterani-Höhle?"

„So ist es!"

„Schaue Dich um, Capetan; die Räuber folgen uns!"

„Nicht möglich!"

Der Serbe hatte wahr gesprochen. Ein Nachen, ebenfalls roh aus einem Baumstamm gezimmert, suchte mit vier kräftig geführten Rudern die Mitte des Stromes zu gewinnen.

Allen unsern alten Bekannten wurde es wieder bänglich zu Muthe und der Hauptmann bemerkte kleinlaut: „Können dieß nicht friedliche Fischer sein, die ihrem Gewerbe nachgehen?"

*) Die neue oder Inselfestung Neu-Orsova, Türkisch Adakale als Gegensatz zur altungarischen Veste Alt-Orsova. Dieses, gegenwärtig ein offener Platz, hatte zu de Hauranne's Zeiten nur mehr kümmerliche Ueberreste mittelalterlicher Mauern und Thürme, blieb übrigens noch bis zum Frieden von Szistova im Besitz der Türken.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Zehnter Jahrgang.

Dritter Band.

Der Held der Zukunft.

II.

1855.

Prag.
Druck und Verlag von
Kath. Gerzabek.



Leipzig.
In Commission bei
Heinrich Hübner.

Der Held der Zukunft.

Roman

von

Levin Schücking.

Zweiter Band.

1855.

Prag.
Druck und Verlag von
Kath. Gerzabek.



Leipzig.
In Commission bei
Heinrich Hübner.

Der Held der Zukunft.

Erstes Capitel.

Unglück über Unglück.

Einige Tage waren verflossen. Manfred hatte eine erste vorläufige Skizze von Schloß Melsenz aufgenommen und war damit heimgekehrt. Er saß in seinem Atelier. Die Staffelei war bei Seite geschoben, ein großer Tisch an's Fenster gerückt, und ein Reißbrett bot dem jungen Künstler ein großes ausgespanntes Blatt des schönsten Zeichnenpapiers dar, als ob es nichts Besseres verlange, denn aus dem reinen weißen Nichts sich in eine Welt von Contouren, Schattirungen, Farben und Tuschen verwandeln zu lassen, bis ein Stück romantischer und entzückender Landschaft daraus geworden. Aber Manfred

hatte sich zurückgeworfen, den Ellbogen auf die Rücklehne seines Stuhles gestützt und den Hinterkopf auf die Hand, daß eine Fülle dichter dunkler Locken über seine Finger gerollt waren und sie unsichtbar machten.

Er kam einmal wieder nicht zur Arbeit.

Arbeit! wie konnte er seine Sinne und seine Gedanken auf die Arbeit richten? Das Herz war ihm zum Springen voll, der Kopf schwer von Gedanken, die Brust gedrückt von Centnerlast. Während er seine Augen auf das weiße Blatt vor ihm richtete, sah er unausgesetzt nebelhafte Linien, schwächer als ein Hauch, darauf schwimmen, welche mit denen, die er hätte entwerfen sollen, auch nicht die mindeste Aehnlichkeit hatten: es waren Contouren eines Gesichtes, eines reizenden Frauenkopfes, die darauf schwammen, und in diesen Kopf war Manfred verliebt mit der wahnsinnigsten Leidenschaft. Das war nun freilich eine unendliche, hoffnungslose Geschichte. Manfred mußte sich gestehen, daß ihm etwas Traurigeres in seinem Leben durchaus nicht hätte zustoßen können: Manfred Wallpott — Sohn des officiellen Künstlers Wallpott — und Constanze Merwing . . . Manfred war weit davon entfernt, diesen ungeheuren Unterschied zu übersehen . . . und deßhalb war ihm

so sterbenstrüb, so verzweifelt zu Muthe — und das Leben erschien ihm so öde und so von allen Göttern verlassen, daß er sich den Tod wünschte. Es gab ja keine Hoffnung, auch nicht die allerleiseste für ihn: wäre er etwas Anderes gewesen als Landschaftsmaler, ein Soldat, der sich hätte zum Feldherrn, ein Beamter, der sich hätte zum Minister aufschwingen können, ja, dann wäre mindestens ein Hoffnungsschimmer vorhanden gewesen: so aber, ein Maler, ein Künstler ohne Talent, wie er sich selber sagte, — es war zum Wahnsinnigwerden .... Bald jedoch warf er sich das Egoistische all' solcher Gedanken vor und dachte nur noch an Constanzens peinliche Situation; dabei aber wurde er gestört durch ein heftiges Hämmern, welches aus dem Vorzimmer, dem Atelier seines Vaters erscholl. Er blickte auf; durch die offene Thür sah er, wie der große denkende Künstler Peter Paul Wallpott auf einen Stuhl an der gegenüberliegenden Wand gestiegen war und mit großer Sorglichkeit einen Nagel eintrieb. Dann bückte sich der geschäftige Herr, hob ein Bild, welches so lange zwischen der Rücklehne seines Stuhles und seinen Beinen gestanden, auf und hängte es an den Nagel.

Manfred stutzte und fuhr leise zusammen, als

er das Bild — es war ein Portrait — nun mit stieren Augen sich gerade in's Gesicht starren sah; es war der Kopf Mellheim's.

„Ich bitte Dich, Vater," rief er aus, „wozu das — Du willst doch diesen Kopf nicht da behalten?"

„Allerdings, mein Sohn — der wäre einmal wieder gerettet — das heißt nicht der Doctor Mellheim — aber sein Kopf — oder vielmehr nicht sein Kopf, denn ich befürchte sehr, daß man zur größeren Sicherheit des Staates und zum Besten der Phrenologie diesen Kopf mit sehr unliebsamen Maßregeln bedroht: aber mein Kopf, mein von mir gemalter Kopf, das Werk meiner classisch strebenden Hände, das ist gerettet, und ich bin des Schmerzes überhoben, was der Pinsel Deines Vaters malte, der rauhen Welt zur Mißachtung anheimgeben zu sehen. Ja, Manfred, das ist das Demüthigende, Schmerzliche der Stellung eines officiellen Künstlers, daß er seine Schöpfungen — nämlich Schöpfungen wie diese, die mit einer bestimmt ausgesprochenen, von der blinden Themis soufflirten Intention geschaffen sind — in's Leben ruft, um sie recht eigentlich der Mißachtung der Welt übergeben zu sehen . . . Ich muß Dir auch gestehen, daß ich bei der Sache strenge Folgerichtigkeit des Gedankens, das, was die Wissenschaft Logik

nennt, vermisse — denn gesetzt auch, der Kopf des Verbrechers verdiene die ihm zugedachte patibularische Erhöhung, so verdient doch auf der andern Seite meine künstlerische Schöpfung keine solche Behandlung, und da Jedermann von gesundem Urtheile einräumen wird, daß, wenn es sich von den zwei Dingen: einem Hochverräther oder Falschmünzer u. s. w. und von einer Arbeit meiner Hand handelt, das Werk des Peter Paul Wallpott der wichtigere, hauptsächlichere, respectablere Gegenstand ist. — Du kennst die Geschichte von Espagnoletto, der einen Menschen kreuzigen ließ, um ein recht naturwahres Bild zu malen, und sie scheint mir hinlänglich zu beweisen, daß ein gutes Bild wichtiger ist, als ein schlechter Kerl — so, wollte ich bemerken, müßte die Respectabilität meines Bildes, das wahrhaftig nicht verdient, an den Galgen zu kommen, den betreffenden Verbrecher von dieser unnützen Entwürdigung befreien."

Manfred ließ, ohne zu antworten, seinen Vater plaudern; seine Gedanken kehrten zu Constanzen zurück. Er fühlte mit ihr alles Schwere ihrer Lage, ihrer Aufgabe. Es war für den verhafteten Mellheim keine Hülfe, keine Rettung auf Erden — keine, wenn nicht Constanze ihm Rettung brachte: und sie, sie hatte ja auch die volle Verpflichtung, ihn zu

retten. Sie war ihm gegenüber die Vertreterin seiner Familie — und als solche, wie viel hatte sie nicht gegen ihn wieder gut zu machen! Denn was war es, was Mellheim auf den Pfad des Unglücks gebracht hatte, als die Schuld der Familie, die ihn einem gefährlichen, einem so unglücklich ausgeschlagenen Erziehungs-Experiment Preis geben lassen? Hätte sein Vater ihn als Graf Merwing erziehen lassen — war es dann denkbar, daß er auf ähnliche Abwege gerathen wäre?

Ja, Constanze mußte ihn retten — aber, ach! konnte sie es — was vermochte sie, das schwache, einzeln stehende Mädchen! Sich dem Fürsten zu Füßen werfen? Es war bekannt, daß der Fürst das feste Princip hatte, der Thätigkeit seiner Gerichte unbeirrt ihren Lauf zu lassen, und daß es für den Gefangenen nur unheilvoll werden konnte, wenn man Fürbitten und Verwendungen für ihn in's Spiel brachte. Die Gefangenwärter bestechen? eine Flucht bewerkstelligen? Manfred glaubte nicht an die Möglichkeit einer solchen. Sollte sie Graf Julian in's Geheimniß ziehen und ihm entdecken, wer Mellheim eigentlich sei? Sie konnte sicher sein, daß Graf Julian dann gerade desto eifriger für das Verderben des Unglücklichen gewirkt hätte, um eine Person, die

zwischen ihm und einem eventuellen Successions-Rechte stand, zu entfernen.

Dem jungen Manne wurde das Herz schwerer und schwerer; er sprang endlich auf, es litt ihn in seinen vier Wänden nicht länger. Er kleidete sich rasch an, er wollte einmal mit Ulrici reden.

„Was hast Du, mein Junge?" fragte Peter Paul Wallpott, als er seines Sohnes Aufregung bemerkte. „Halte Dich an Deiner Arbeit: seit Du zurück bist, hast Du in Deinem gewöhnlichen Fleiße bedeutend nachgelassen . . . Das muß besser werden, mein Söhnchen, besser — nimm' Dich zusammen, nimm' Dich ernsthaft zusammen; mach' etwas, das Dich empfiehlt; wenn ich sehe, daß Du meinem Ideale von einer tüchtigen Portrait-Landschaft nicht allzu fern bleibst, habe ich eine kleine Ueberraschung für Dich in petto . . . wenn ich Dir dann so einen hübschen Sonnenuntergang in den Hintergrund hineinsetzte — so mit der ganzen blendenden Ueppigkeit meines Colorits . . ."

Manfred wäre in einem andern Augenblicke als dem gegenwärtigen vor Schrecken erstarrt bei dieser gütigen Zusage seines theuren Vaters und Meisters — jetzt aber überhörte er sie, und die Antwort wurde ihm ohnehin dadurch erspart. Es klopfte plötzlich, und

bevor noch ein „Herein!“ ertönte, trat Herr Ulrici in die Thür. Herr Ulrici war sehr eilig: er nahm sich weder die Zeit, den officiellen Künstler zu grüßen, noch seine Kopfbedeckung vor ihm abzunehmen. Er schoß durch das erste Zimmer in Manfred's Atelier, dessen Thür er sorglich hinter sich verschloß.

„Manfred,“ sagte er, „Sie sind gestiefelt und gespornt zum Ausgehen, seh' ich — desto besser — Sie sollen augenblicklich zu Gräfin Constanze Merwing kommen.“

„Ich — zur Gräfin?“ versetzte Manfred überrascht.

„Ja, aber erst habe ich mit Ihnen zu sprechen — das ist ja eine ganz verfluchte Geschichte!“

„Was ist eine verfluchte Geschichte?“

„Sagen Sie mir um Gottes willen, was haben Sie in Melsenz gemacht, Sie und die Gräfin?“

„Gemacht . . .?“

„Sie haben sie compromittirt, unglückseliger Mensch! compromittirt, sag' ich Ihnen, wie man ein junges Mädchen nur compromittiren kann . . .“

„Ich — Gräfin Constanze Merwing?“

„In's Teufels Namen, thun Sie nicht so unschuldig, sagen Sie mir . . . .“

„Ulrici, ich verstehe Sie nicht, erklären Sie mir einmal, was Sie wollen!“

„Was braucht's da viel Erklärens! sie ist verloren, ihr Ruf ist dahin, durch Niemand anders, als Sie — gestern Abend waren die Herren von Rottenau, Staubenbrecher, die ganze Clique wieder bei der Frau Habicht, auch Julian Merwing war da, der seit einigen Tagen von der Festung zurück ist, und da ist's lang und breit verhandelt worden, und heute Morgen fährt Frau Habicht bei den lieben Klatschschwestern in der Stadt umher, damit es nur ja recht schnell in Cours gesetzt werde."

„Aber was, was denn?"

„Nun, daß Sie der Geliebte Constanzens sind, daß diese Sie sich nach Melsenz hat kommen lassen ..."

„Um des Himmels willen . . ."

„Um des *Himmels* willen keineswegs, Freundchen. Solus cum sola non praesumitur orare Pater noster, heißt's im canonischen Recht . . . der Mellheim hat's im Verhör ausgesagt, daß ihm Constanze Sie als ihren Gespons vorgestellt . . ."

„O Gott!"

„Und das wird nun durch die ganze Stadt colportirt; weßhalb, das kann ich mir denken . . . Die Geschichte bricht jedenfalls Constanzen in den Augen des Erbprinzen den Hals, und mehr verlangt man nicht!"

„Wie fürchterlich!“ sagte Manfred, der ganz außer sich war.

„Das ist es auch,“ sagte Ulrici, „und ich wollte ein Jahr meines Lebens darum geben,“ setzte er für sich hinzu, „hätte ich bei der Geschichte ein reines Gewissen. Aber kommen Sie jetzt,“ fuhr er fort, „Constanze will Sie sprechen.“

„Weiß sie schon?“

„Freilich weiß sie — kommen Sie! Aber was ist Ihnen?!“

Ulrici wurde zu diesem Ausrufe veranlaßt durch das Aussehen des jungen Mannes, der todtenblaß vor ihm stand und einen wilden Blick auf ihn richtete, ein Bild des Entsetzens!

„Sie — durch mich unglücklich — das ist zum Wahnsinnigwerden!“ stammelte er halblaut.

„Fassen Sie Sich,“ sagte Ulrici und schüttelte ihn am Arme; „vorwärts!“

Manfred ermannte sich, griff nach seinem Hut und folgte ihm.

Peter Paul Wallpott sah ihnen überrascht nach, als sie so hastig durch sein Atelier eilten.

„Gräfin Merwing,“ dachte er, „will zweifelsohne wissen, wie weit ihr Bild vorgeschritten ist. Diese

Neugierde nach dem neuesten aus dem Wallpott'schen Atelier hervorgehenden Werke stellt ihrem Kunstsinne ein schönes Zeugniß aus."

Unser Meister fuhr in seiner Arbeit fort, und theilte unablässig der glücklichen Leinwand auf seiner Staffelei immer mehr von dem ausgezeichneten Colorit mit, welches sein Stolz war.

So verging der Morgen. Zu Mittag kehrte Manfred nicht heim; Herr Wallpott verzehrte, da er verwitwet und ohne andere Sprößlinge als seinen Sohn war, in völliger Einsamkeit sein frugales Mahl. In der Nachmittagsstunde kam sein dienstbarer Geist, ein talentvolles weibliches Wesen in mittleren Jahren, das eine ausgezeichnete encyklopädische Bildung in häuslichen Arbeiten aller Fächer besaß, von einem Ausgange heim und machte ihm eine Eröffnung, welche höchst überraschend, ja, beinahe niederschmetternd auf den armen Künstler wirkte. Sie stellte sich nämlich dicht vor den arbeitenden Coloristen, stemmte beide Arme in die Seiten und brach in den Ausruf aus:

„Na, das ist eine schöne Begebenheit!"

„Was ist eine schöne Begebenheit? was hat Sie, meine Gute?"

„Er ist verrückt geworden."

„Verrückt, wer?“

„Manfred, Ihr Sohn Manfred.“

„Manfred verrückt?“

„Rein übergeschnappt, sag' ich Ihnen, rein übergeschnappt — ach, Du mein Gott, was soll das geben — ich laufe aus dem Hause, wenn der heim kommt — nein, das sag' ich Ihnen, bleiben thu' ich um keinen Preis . . .“

„Aber was ist denn geschehen? so spreche Sie doch . . .“

„Die Meyer hat es mir gesagt, Sie wissen, meine Freundin, die Meyer, welche schon für Sie gewaschen hat . . .“

„Nun ja, ja, und die?“

„Die ist vorhin durch die Tiefenthaler Anlagen zurück gekommen, und da ist ein Mensch vor ihr hergegangen, der allerlei curioses Zeug getrieben, daß sie ganz verschreckt worden. Bald ist er zehn Schritt weit gelaufen und gesprungen, und dann ist er still gestanden und hat die Hand vor den Kopf geschlagen und damit um sich in die Luft gefochten . . . . und dann wieder fort, ‚hast Du nicht gesehen!‘ und auf einmal: hopsa! ist er vier Schuh hoch in die Luft gesprungen und hat einen Ast über sich gepackt und hat sich daran hin- und hergeschwungen — darnach

ist er wieder fortgelaufen — so hat er's eine Weile getrieben, bis die Meyer näher getreten, da hat er sich nach ihr umgeschaut, und sie hat Ihren Sohn erkannt und hat gesehen, wie die Haare wild flatternd um seinen Kopf gehangen, das Gesicht feuerroth, die Augen verdreht — so ist er mit Einem Male, als er sie wahrgenommen, rasch wie 'ne Eidechse in's Gebüsch geschlüpft."

Herr Peter Paul hörte diesen Bericht mit steigender Sorge an.

„Ich hab's kommen sehen, ach, Du lieber Gott, ich hab's kommen sehen!" fuhr das achtbare Wesen fort — „er hat's mit von der Reise heimgebracht, seitdem ist's nicht richtig mehr mit ihm gewesen, Sie können mir's glauben, Herr Wallpott, auf der Reise ist ihm etwas passirt . . ."

„Schweig' Sie — schweig' Sie, gebe Sie auf's Haus Acht," unterbrach sie der Künstler und warf rasch seinen Malerkittel ab. „Meinen Rock, meinen Hut — wo hat die Meyer ihn gesehen?"

„In der Gegend des chinesischen Thurmes ist es gewesen, Herr, recht mitten in den Anlagen."

„Gut, gut, ich will nach ihm sehen, mach' Sie nur um Gottes willen kein Geschwätz über die Sache!"

2*

Damit eilte Herr Wallpott mit sorgeerfülltem Herzen zum Atelier und zum Hause hinaus.

Er lenkte seine Schritte durch die Straßen der Stadt den Anlagen zu, die vor den Thoren einen großen Flächenraum bedeckten. Sie waren ein echtes Probestück deutschen Geschmacks, diese Anlagen neben der Residenzstadt, und weit im Umkreise genossen sie eines bedeutenden Rufes. Man hatte sie aus einem herrlichen Walde hochstämmiger Eichen und Buchen geschaffen; die waren gewachsen seit Jahrhunderten und waren Riesen geworden mit malerischen Aesten und dichtbelaubten Wipfeln, daß jedem, der unter sie trat, das Herz aufging und er in einen Tempel Gottes zu treten glaubte. Breite, dunkel überwölbte Alleen hatten den Wald durchzogen für die Lustwandelnden. Jetzt aber war der deutsche Wald gelichtet, gefällt und gerodet und in einen englischen Park verwandelt; da waren Bowlinggreen und Weiher mit türkischen Enten darauf und künstlich zusammengeordnete Gehölzpartieen; dazwischen hatte man chinesische Thürme, türkische Kioske, maurische Minarets, spanische Eremitagen gesetzt, auf einer Insel im Weiher stand eine künstliche gothische Burgruine, am Ende des Parks lag eine italienische Villa, und auf dem Wege dahin kam man an einem Vogelhaus

im französischen Rococostyle vorüber . . . . Es war ‚wundervoll,‘ darüber waren alle Ammen der Residenz, die hier ihre Kinder spazieren führten, alle Commis-Voyageurs, welche die Stadt besuchten, und alle empfindsamen Seelen der haute volée einstimmig.

Ueber solch' geschmackvolles Durcheinander ärgerte sich nun freilich unser officieller Künstler, der daher schoß, wie ein Habicht zu seinem Neste, das er von einem Buben erklettert sieht, sehr wenig; desto mehr aber über die abscheulichen krummen Windungen der Schlangenwege, die ihn um dreimal so viel Zeit brachten, als er nöthig gehabt, wenn er gerade zu und über die Rasenflächen hätte laufen können. Aber das war streng untersagt, und zahlreiche Invaliden patrouillirten als Wächter, um die Besucher vor dem Irrthum zu bewahren, in den herrschaftlichen Anlagen sei der gerade Weg der beste. Endlich trieb die steigende Angst den Maler zur rücksichtslosen Gesetzverachtung: er lief gerade zu, unbekümmert um Sammtgras und Blumen-Corbeillen. Er hatte den Park noch nicht halb durchsucht und immer noch keine Spur von Manfred gesehen, und es wurde dunkler und dunkler. Mehrere Spaziergänger waren ihm begegnet, er hatte sie alle ausgefragt, aber Niemand hatte Manfred gesehen.

Jetzt hatte auch der letzte die Anlagen verlassen. Es ward stiller und nächtiger; die Wipfel der alten Stämme, die aus den guten, alten Waldeszeiten übrig geblieben, rauschten im Nachtwinde, als ob sie um ihre geschwundenen Brüder klagten. Wallpott stand still, wischte sich mit einem Tuche über die Stirn und schöpfte Athem. Er dachte darüber nach, ob es nicht besser sei heimzukehren — er gab sich der Hoffnung hin, daß Manfred auf einem anderen Wege als dem seinigen längst nach Hause gegangen, daß er ihn dort finden werde. Da hörte er Schritte hinter sich, eine Hand legte sich auf seine Schulter.

„Herr Wallpott . . .“

Der Maler schrack zusammen unter der Mahnung des beschwerten Gewissens. Er erkannte einen der Invaliden, die den Graswuchs bewachten. Aber der Mann sagte freundlich:

„Herr Wallpott, wen suchen Sie — Sie suchen Ihren Sohn?“

„Meinen Sohn — allerdings, meinen Sohn Manfred — um Gottes willen, wissen Sie etwas von ihm?“

„Ja — ich habe ihn gesehen,“ antwortete der Alte zögernd.

„Sie haben ihn gesehen — ist es wahr — ist er . . .?“

Der Maler stockte, er wollte es vor einem Fremden nicht aussprechen; aber der Invalide ergänzte den Satz:

„Ja, es ist wahr, vor einer Stunde etwa ist es geschehen.“

„Vor einer Stunde? — Was ist geschehen vor einer Stunde?“

„Haben sie ihn gefaßt.“

„Gefaßt — Manfred? wer hat ihn gefaßt?“

„Nun, arretirt, ein paar Polizeidiener.“

Peter Paul Wallpott stand wie an den Boden geheftet vor Schrecken bei dieser Nachricht.

„Arretirt? meinen Manfred . . . “

„Nun ja — an der Einsiedelei.“

„Und weßhalb?“

„Das weiß ich nicht!“

Wallpott stand noch immer wie starr da; so blickte er dem Invaliden in's Gesicht und brachte vor Schrecken kein Wort heraus.

Der Wächter wandte sich endlich und ging, indem er leicht den Schirm seiner Mütze berührte.

Wallpott ließ ihn ziehen. „Mein Gott,“ seufzte er endlich tief auf, „sollte es so weit mit ihm

gekommen sein — sollte die Polizei ihn haben in Sicherheit bringen müssen?!"

Dann wandte auch er sich, um nach Hause zu kommen. Zu Hause mußte er ja dann Manfred finden oder mindestens eine Nachricht von der Polizei-Behörde. So eilte er mit langen Schritten dahin. Aber je weiter er kam, desto schwerer und kürzer wurden diese Schritte. Er war todmüde, und der Schreck war ihm lähmend in alle Glieder gefahren. Angstbeklommen vor sich blickend, ging er weiter, während die weiße Staubdecke auf seinen Schuhen durch die Dunkelheit schimmerte. Als er endlich wieder in der Stadt auf dem Pflaster war, schmerzte ihn jeder Stein, auf den er trat; so kam er nur langsam vorwärts, durch die hell beleuchteten Straßen, an den glänzenden, gasstrahlenden Läden vorüber, wo die Reichthümer des Luxus schimmerten, an den hohen Häuserfronten mit großen Spiegelscheiben und breiten Einfahrtsthoren für die Equipagen vorbei, durch die auf- und niederwogenden Menschen, die alle so viel zu thun zu haben schienen und so eilig und so lebhaft waren, neben lustig gedrehten Orgeln her, an Wein- und Bierhäusern vorbei, aus denen die Stimme der Zechenden und Singen und Lachen scholl.

„Was ist die Welt so lustig, und was haben

die Menschen für Vergnügen in der Welt, und wie glänzt und gleißt das alles, und wie sind die Herzen so leicht und unbekümmert, und wie viel Geld ist da für alle diese schönen Sachen, um sie zu kaufen und zu haben —" so dachte Peter Paul Wallpott bei all' diesem Anblick — „besonders für dich, den mühsam strebenden Künstler, der sich abgemüht hat ein langes Leben hindurch, und geplagt wie ein geschundenes Lastthier, und dem sie heute den Sohn in's Narrenhaus gebracht haben — den einzigen lieben Sohn — o Gott, o Gott, halte mich aufrecht!"

Dem Maler stiegen bei diesen letzten Worten seines Selbstgespräches ein paar Thränen in die Wimpern, und mühsam hielt er sich aufrecht auf seinen müden, wunden Füßen. Er war jetzt dem Portale des großen Bankhauses ‚Habicht junior und Compagnie' gegenüber. Oben glänzten eine Reihe Fenster hell beleuchtet in die Nacht hinaus. Es waren die Empfangzimmer der jungen Frau vom Hause, die Besuch zu erwarten schien. In der That traten zwei Männer, die in eifrigem Gespräche mit einander begriffen waren, in diesem Augenblicke in das Portal ein. Wallpott kannte sie nicht, aber er hörte die Worte, welche der eine, eine große lange Gestalt, zu dem Anderen sprach:

„Er ist in Sicherheit gebracht! Sie werden ihn morgen selbst in's Gebet nehmen können."

Was der Andere antwortete, entging Wallpott; sie verschwanden in dem Hause. Aber die Worte trafen ihn und verdoppelten seine Angst. Sollten sie sich auf seinen Sohn bezogen haben? Mit erneuter Hast eilte er seiner entlegenen Wohnung zu.

Endlich hatte er sie erreicht. Das Hofthor stand nur angelehnt; als er im Hofe war, zeigte ihm ein Blick, daß Niemand im Hause — Alles war dunkel, nirgends ein Schimmer von Licht. Wallpott bückte sich neben der Hausthür zur Erde und zog aus einer Mauerspalte den Hausschlüssel hervor, der hier versteckt wurde und des ersten Zurückkehrenden harrte, wenn alle Bewohner ausgegangen waren. Als er geöffnet hatte, tappte er über den dunklen Flur in die Küche und suchte mit zitternden Händen das Feuerzeug, und suchte und suchte und fand es nicht, während seine Kniee unter ihm vor Müdigkeit zusammen brachen. Es war der bitterste Augenblick seines Lebens, wie er später gestand, dieses Alleinsein in seinem dunklen Hause, mit der Angst um sein einziges Kind im Herzen, mit den gebrochenen Gliedern, an dem erloschenen Herde, in dem kein Funke mehr glomm — Alles todt und Asche! —

Da tönten Schritte auf dem Hofe, es war die Aufwartefrau, die kam; er kannte ihren schlurfenden Gang, und aufathmend rief er ihr entgegen.

„Komme Sie hierhin, Margareth — wer ist da gewesen, was hat Sie gehört . . .?"

„Ach du lieber Himmel, Sie sind's, Herr Wallpott? Herr Jesus Christ, was muß man erleben! Warten Sie, hier ist das Feuerzeug — freilich sind sie da gewesen, sie haben Alles durchsucht und versiegelt . . ."

„Durchsucht — versiegelt . . .?"

„Ich war nur eben einen Augenblick zu der Meyern herüber, um es ihr zu erzählen . . ."

„Um Gottes willen, lasse Sie die Meyern bei Seite — wer ist da gewesen?"

„Nun, die Polizeileute, die ihn arretirt haben . . ."

„Also wirklich?!"

„Sie haben ihn gebracht, Sie, Herr Wallpott, waren kaum eine Viertelstunde aus dem Hause, in 'nem Fiaker sind sie mit ihm angekommen und gleich mit ihm in sein Zimmer hinein, da hat er ihnen zeigen müssen, wo seine Papiere lägen, die haben sie eingeschlagen, versiegelt, und dann damit auf und davon!'

„Und er . . .?"

„Ach, der liebe junge Herr!" greinte die Frau; „es ist auch kein wahres Wort daran, was die Meyer gesagt hat, er war so still und ruhig, er ist gewiß nicht verrückt geworden; er lächelte nur immer, als wenn's ihn nichts anginge."

„Aber, hat er Ihr denn nichts zurück gelassen für mich, nichts gesagt . . .?"

„Ach, Herr Je, ja, ich hätt's bald vergessen; da dieses Papierchen hat er mir für Sie zugesteckt."

Die Frau kramte in ihrer Rocktasche und zog ein winzig kleines Billet heraus, unversiegelt, aber durch künstliches Zusammenfalten geschlossen; Wallpott griff hastig darnach, riß es auf und hielt es der Küchenlampe nahe, welche die Frau endlich angezündet hatte. Die Schriftzüge schwammen vor seinen Augen, sie waren mit Bleistift so rasch und flüchtig geschrieben, daß es schwer war, sie zu enträthseln. Wallpott kam endlich damit zu Stande und las die folgenden Worte:

‚Ich bin arretirt, lieber Vater; da ich kein Verbrechen begangen, sei nicht unruhig — ich bin namenlos glücklich . . .'

„Namenlos glücklich?" wiederholte Wallpott und rieb sich die Augen — dann fuhr er fort: ‚Denn seit ein paar Stunden, bin ich der Bräutigam

der Gräfin Constanze von Merwing. Behalt' das noch für Dich! Adieu!'

Wallpott starrte einen Augenblick diese Zeilen an, dann ließ er trostlos die Arme sinken und sagte mit dem Ausdruck des Verzweifelns:

„Er ist doch verrückt!“

Zweites Capitel.

Eine Nacht im Kerker.

Nichts spricht deutlicher den Geist der verschiedenen auf einander folgenden Epochen aus, als der Charakter der großen Bauwerke, die in den verschiedenen Perioden nach einander aufgeführt worden sind, um in den Mittelpuncten der Bevölkerungen die niederen Dächer der großen Masse zu überragen. Die Wohnungen des Mittelalters waren überragt von Kirchen. Mit der Reformation verflüchtigt sich der spiritualistische Gedanke, auf dem sie und die ganze Gesellschaft erbaut sind; im gleichen Maße steigt die Bedeutung weltlicher Gewalt als Zusammenhalt der Gesellschaft; das siebenzehnte und das

achtzehnte Jahrhundert bauen große Königsschlösser. Das Werk der Auflösung schreitet vor und fordert immer materiellere Mächte als Gegengewicht. Die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts baut Casernen und Festungen.

Und wir, wir stehen bereits in einem neuen Stadium. Sieht man bei uns einen hochragenden Neubau, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß es entweder ein Eisenbahnhof oder — ein pensylvanisches Zellengefängniß ist. Je mehr Anstalten zum Fortkommen gebaut werden, desto nöthiger scheinen auch die Anstalten zu werden — um zurückzuhalten!

Welch' tiefe Bedeutung liegt darin! — Der Geist der Geschichte, der früher wie ein Falke in den steinernen Laubkronen der Kathedralen nistete, hat sich von da entfernt und auf den Mansarden-Dächern von Versailles niedergelassen, dann eine Zeit lang auf den Wallböschungen und Redouten des Ehrenbreitstein gehorstet, und jetzt flattert er verwildert und unruhig mit heiserem Schrei, der wie der Pfiff einer Locomotive gellt, über dem Zellengefängnisse von Bou-Mazas.

Ein solcher moderner Riesenbau ist es, zu dem wir den Leser führen. Er erhebt sich in einer abgelegenen Gegend der Residenz, nach hinten hinaus

den alten verfallenden Stadtwällen nahe. — Hohe fensterlose Mauern, lange Flügel, minaretartige Thürme, so dünn wie Schilfrohr an den Flanken . . . Das Ganze sieht aus wie der verschlossene Palast eines bösen Zauberers in einem morgenländischen Märchen. Die durch hohe Mauern getrennten Höfe im Innern, in denen kein Grashalm keimt, sind von unsäglicher Oede, und nicht besser sind die kalten langen Gänge, so sehr sie auch immer durch ihre Helligkeit und Reinlichkeit den Stolz des Herrn Directors der Anstalt und des Herrn Inspectors bilden. — An den Verbindungsstellen dieser Gänge schreiten schweren, langsamen Schrittes Schildwachen auf und nieder; unhörbar gleiten die Aufseher in weichen Filzschuhen an den Zellenthüren daher; durch die vergitterten Fenster, die über den schweren Eichenbohlen dieser Thüren angebracht sind, tönen schnurrende Räder oder Geklopf und Geraspel der arbeitenden Gefangenen d'rinnen.'

In einer solchen Kerkerzelle dieses unermeßlichen Gebäudes hat Manfred die Nacht zugebracht. Sie liegt in dem Flügel, der für die Untersuchungs-Gefangenen bestimmt ist und in welchem zugleich das Instructions-Gericht seinen Sitz hat. Hier herrscht nicht jenes öde, nur von dem Geräusch der

Zwangsarbeit unterbrochene „todtmachende“ Schweigen, welches die moderne Grausamkeit erfunden hat; hier gehen Wächter und Gensd'armen aus und ein; wartende Zeugen, die vernommen werden sollen, stehen vor den Thüren der Gerichtszimmer und sprechen zusammen; im Hintergrunde tönt aus einer der Gefängnißzellen von einem wahren Gießkannenbaß gesungen das Lied: „Ich bin ein Preuße“ u. s. w., und obwohl ein Schließer mehrmals drohend an die Thür des Sängers geklopft hat, läßt dieser sich den Ausdruck seines Patriotismus nicht verkümmern. — Gefangene, Verbrecher, Trunkenbolde, Alle, welchen eine stille Ahnung sagt, daß sie sich nicht ganz mehr im Vollbesitz dessen befinden, was man die öffentliche Achtung nennt, geberden sich als ausgezeichnet gute Patrioten, begeistert loyale Unterthanen. Es ist in einem solchen Menschen ein natürlicher Drang vorhanden, sich festzuklammern an das, was einen Charakter der Gemeinsamkeit für Alle hat; er will ein Zeichen haben, in dem er sich mit jedem Anderen gleich stellen darf.

Aber kehren wir zu unserem Freunde zurück, treten wir in die letzte der Thüren zur Linken des langen Ganges ein; es ist Manfred's enges, trübseliges Schlafkämmerlein. Der junge Mann liegt

angekleidet auf der Decke des niederen Lagers, welches aus Gußeisen gemacht ist . . . . Die Stätte des Schlummers, die weich und warm umfangen soll, ist aus eisernen Stangen, dem Ausbund alles Harten und Kalten, geschmiedet . . . es ist das auch eine sinnige Erfindung des neunzehnten Jahrhundertes.

Manfred liegt da, blassen Antlitzes, das Auge eingesunken, aber glühend und glänzend, als läge er im Fieber. Er hatte eine furchtbare Nacht durchlebt. Ein ungeheurer Umschwung in seinen Gefühlen, in seiner Lage hatte sich seit dem gestrigen Tage in ihm vollzogen: ein Umschwung wie vom Leben zum Tode, vom Himmel zur Hölle; gestern noch war er im tiefsten Rausche des Entzückens und heute der Verzweiflung nahe; gestern ein Gott und heute ein gebrochener Mensch, der sich den Tod ersehnte. — Und woher kam dieser Umschwung? Das ist rasch und leicht erzählt. Gestern hatte er vor Constanze Merwing auf den Knieen gelegen und ihre Hand mit Küssen bedeckt in wahnsinniger Leidenschaft; denn sie hatte ihm gesagt: „Manfred, man will meinen Ruf verderben, indem man mir eine verbrecherische Neigung für Sie Schuld giebt; ich habe nur Ein Mittel, mich zu retten — und dieses Mittel . . .“

„Und dieses Mittel?“ hatte er stockend und erbleichend gefragt.

Constanze hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und ihm tief in's Auge gesehen; dann hatte sie leise, so leise, daß es kaum hörbar war, gesagt: „Es liegt in einem unbegränzten Vertrauen, welches ich zu Ihnen habe, Manfred."

„O, das dürfen Sie, das dürfen Sie haben!" hatte er leidenschaftlich ausgerufen — „fordern Sie mein Leben!"

„Ihr Leben nicht, Manfred — aber — Ihre Hand. Sie müssen sich augenblicklich mit mir trauen lassen!"

Das hatte sie gestern zu ihm gesprochen; das war es, was ihn ganz überwältigt und dann himmelhoch erhoben hatte; was ihn später, als er Constanzens Wohnung verlassen, umhergetrieben in den einsamen Pfaden und Gebüschen der Tiefenthaler Anlagen, mit Bewegungen und Mienen, als sei er ein Verrückter.

Und heute?

Ja heute war das alles anders geworden.

Man hat bemerkt, daß eine Gefangenschaft einen für das Leben zurückbleibenden, die Seelenkräfte vergiftenden Einfluß auch auf die energischsten Geister übe. König Franz I., versichert ein geistreicher Geschichtsschreiber, hat, trotz alles Aufgebots von

Prahlerei, weder in sich selbst die frühere Zuversicht auf sein Glück, noch in der Meinung der Völker den alten Zauber seines Namens wieder gewinnen können, nachdem er einmal die Kerkerluft der Madrider Haft geathmet. So sind Robespierre, so der Prinz von Condé, so der Cardinal Fürstenberg vom Glauben an ihr Glück, von ihrem alten Erfolg, von ihrem Stern verlassen worden, nachdem sie einmal gefangen gewesen.

Auf unseren armen gefangenen Manfred hatte die Kerkerluft eine ähnliche Wirkung geübt; sie hatte ihn tief entmuthigt. Zuerst freilich hatte er mit heiterer Ruhe und ohne Widerstreben sich verhaften lassen, seine wenigen harmlosen Papiere versiegeln sehen, und war den Dienern der Gewalt ohne Frage gefolgt, wohin sie ihn führten. Der Gedanke an Constanze war noch der einzige, den er fassen konnte, und in diesem Gedanken war er ja namenlos glücklich. Aber einmal zwischen den öden vier Wänden, einmal so ganz, so mutterseelenallein mit sich und der immer tiefer ihn umhüllenden Dunkelheit des Abends, der Nacht, der Mitternacht — war die glühende Purpurröthe auf den Wangen seiner Glückshoffnung tiefer und tiefer erblaßt und ‚überkränkelt‘ von der fahlen Blässe des Sterbens. Es war ihm,

als erwache er aus den Phantasieen eines Trunkenen zur Nüchternheit. Er — sagte er sich selbst — und Constanze Merwing! welche Thorheit! wie konnte er, wie konnte sie nur daran denken? Mußte er nicht als besonnener Mann die leichtsinnige Aufwallung des Mädchens, das in ihr Unglück rannte, zurecht und zurück weisen? Welche Partie wäre das gewesen! Sie, mit ihrer für ihn unübersehlichen Bildung durch das Leben, durch Reisen, durch Unterricht: und er, mit der ganzen unglaublichen Unwissenheit eines gewöhnlichen malenden Kunstjüngers ausgerüstet! Sie mit ihrem Gewohntsein an die vornehmsten Formen der Existenz — und er mit seiner Unbehülflichkeit! Sie mit dem kecken, beinahe trozzigen Selbstbewußtsein — und er mit seiner blöden Scheu! Sie eine Fürstin im Hermelin geboren, und er ein — ja, geradezu ein Nichts — denn ein Maler, ein rechter Künstler war er ja nicht einmal, das erkannte er selbst ja am besten und so schmerzlich tief! Und doch, das alles hätte ja ausgeglichen werden können; Abgründe, eben so groß und tief, wie der, welcher zwischen ihm und Constanzen lag, waren schon überbrückt worden; aber das war es ja gerade, diese Brücke fehlte ja gerade: die Liebe! — Ja, hätte er glauben können, daß Constanze ihn

auch nur ein ganz klein wenig liebe, daß sie nur den Schatten einer keimenden Neigung für ihn hege: dann hätte Alles gut werden können; aber so ohne alle Neigung für ihn — nein, nein, tausend Mal nein! er wäre ein Ungeheuer gewesen, hätte er Constanzens Antrag angenommen und zugegeben, daß sie sich unglücklich mache, nur um einer ganz gemeinen, abscheulichen, verruchten Klatscherei zu begegnen, die ja doch nach wenig Tagen sich an ihrer eigenen Nichtigkeit erschöpft und verloren haben müßte — und unglücklich — Constanze unglücklich, nein, das sollte sie nicht werden, dieses Wesen, dem er allen Segen des Himmels, alle Freuden der Erde wünschte, von der ihm jedes Haar ihres Hauptes mehr werth war, als alle Schätze der Welt — am wenigsten durch ihn sollte sie unglücklich werden! Und sollte er ertragen, daß sie sich einst mit blutendem Herzen an ihn gefesselt fühle, wenn sie den spöttischen Blicken ihrer Standesgenossen begegne, die sie „Frau Wallpott" nennen würden? Nein, dazu war er denn doch zu stolz! Oder wenn sie vor seiner Staffelei stehe und seinen Arbeiten zusehe und sich dann heimlich sage, daß sie einen beschränkten Menschen zum Manne habe, der sich gutmüthig und geduldig, mit dem Fleiße, welcher bornirten Köpfen eigen, abplage und es doch

zu nichts Rechtem bringe: das, nein, das sollte sie nicht sich sagen, den Gedanken ertrug Manfred nicht — lieber zehntausend Mal den Tod!

In solchen Betrachtungen durchwachte er die Nacht und wüthete förmlich gegen die Erinnerung seines ach! so bald verschwundenen Glückes, und dabei wühlte er sich immer tiefer in seine Verzweiflung ein und klagte sein Schicksal an, das ihn so raffinirt grausam verfolge; ja, er klagte mit der blinden, kindischen Ungerechtigkeit des Unglücklichen Constanzen selbst an — warum war sie auch ein so viel anderer Geist als ein gewöhnliches Mädchen, und warum war sie eine Gräfin Merwing? Hätte er sie nicht tausend Mal mehr geliebt, auf Händen getragen, als irgend ein Anderer auf der Welt, der ihr tausend Mal gleich gewesen an Geist und Geburt — hätte er sie nicht wie eine Heilige verehrt, vergöttert — o, es war um wahnsinnig zu werden!

Doch sein Entschluß stand fest. Als in der ersten Frühe des Morgens der Schließer in seine Zelle trat, raffte er sich auf und verlangte Schreibzeug. Der Schließer versprach, beim Inspector die Erlaubniß nachzusuchen, und kehrte auch ohne sehr lange Zögerung mit dem Verlangten zurück. Manfred schrieb an Constanze: er schüttete alles vor ihr aus, was ihm das Herz abdrückte. Er wies ihren Antrag zurück.

Um acht Uhr war der Brief vollendet. Der Schließer hatte versprochen, um diese Stunde ihn abholen zu wollen, und gegen ein Geldstück machte er sich jetzt verbindlich, ihn ohne Aufschub an seine Adresse befördern lassen zu wollen.

Um neun Uhr erhielt Constanze Merwing das Schreiben: es war erbrochen und lag in einem neuen, mit dem Siegel des Gerichts verschlossenen Couvert.

Als Manfred den Brief abgesandt hatte, wurde er ruhiger. Er begann jetzt über seine Verhaftung und deren Veranlassung nachzudenken; mit der eigenthümlichen, sanguinischen Zuversicht, womit fast jeder, der zum ersten Male verhaftet wird, einer Befreiung nach wenig Stunden entgegensieht, glaubte auch er nicht, daß etwas Anderes als ein Mißverständniß die Ursache seiner Gefangenschaft sei, und erwartete sofortige Entlassung, sobald er nur einmal vom Richter vernommen worden. Unterdeß glitt sein Auge ausdruckslos über die Wände, auf denen der nicht zu erstickende menschliche Schaffenstrieb in seinen Vorgängern sich in allerlei schlechten Kohlen-Zeichnungen bethätigt hatte: in Köpfen mit gewaltigen Nasen davor, Eseln mit fabelhaften Ohren und einer Reihe Soldaten, deren perspectivische Anordnung überaus viel zu wünschen übrig ließ. Solch' phanta-

stisches Durcheinander war am besten dazu geschaffen, um einzuschläfern, und in der That schlossen sich Manfred's überwachte, schmerzende Augen endlich zu einem halben Schlummer.

So verflossen ihm ein Paar Stunden.

Um eilf Uhr wurde er plötzlich erweckt. Der Schlüssel drehte sich im Schlosse seiner Thür, und der Schließer trat ein. Er kündigte Manfred an, daß er ihm sogleich zu folgen habe.

„Geht es zum Verhör?" fragte Manfred.

„Noch nicht," antwortete der Schließer; „es ist ein Herr da . . ."

„Mein Vater?!"

Der Wärter zuckte die Achseln.

„Kommen Sie nur," sagte er, „gehen Sie voran, hier rechts hinab."

Manfred ging den Corridor entlang, dann am Ende desselben eine Treppe hinunter, die ihn abermals in einen langen Corridor führte, der jedoch Spuren eines häuslichen Bewohntseins, eines sich frei, ja, nur allzu frei ergehenden Familienlebens zeigte; denn es waren Kinder da, die sich in dem Gange rauften, und Küchenabfall lag umher, und ein paar Mägde blickten neugierig aus einer Thür und sahen dem Gefangenen nach; es war offenbar

ein Theil des Gebäudes, der außerhalb der ‚Clausur‘ lag, die Privatwohnung eines der Aufsichts-Beamten. Daß aber hier alle Kerker-Disciplin darum noch nicht aufhöre, sah Manfred an dem strammen Wesen zweier Wärter, die schweigend auf einer Strohmatte vor einer der Thüren standen und offenbar Schildwache hielten. An diese Thür wurde unser Gefangener denn auch wirklich geleitet; sein Schließer öffnete sie vor ihm und ließ ihn eintreten, blieb selbst jedoch zurück.

Manfred sah sich in einer anständig möblirten Stube, die jenen bescheidenen Luxus aufwies, wie ein subalterner Beamter ihn seinem Empfangzimmer zu geben vermag. Ihm gegenüber zwischen den beiden Fenstern stand ein Sopha, und auf diesem ruhte in nachlässiger Stellung ein ihm fremder Mann von noch ziemlich jugendlichem Aussehen; er war schlank und schmächtig gebaut, sein Gesicht hager und gelb; auf seine Kleidung hatte er augenscheinlich viel Sorgfalt verwendet. Wenn er sich so wandte, daß das Licht auf seine Züge fiel, sah man freilich, daß sie älter und runzlichter waren, als sie im ersten Augenblick schienen, daß sein Schnurrbart nur so schwarz war, weil er ihn gefärbt hatte, und daß er falsche Haare zu Hülfe gerufen, um die Plünderungen, welche die Jahre

sich auf seiner Scheitel erlaubt, zu verdecken. Sein Wesen und seine Bewegungen kamen hinzu, um Manfred zu zeigen, daß er ein vollendetes Bild des cidevant jeune homme vor sich habe.

Die Sprache des Fremden hatte etwas Affectirtes; aber unser junger Maler war ein viel zu harmloser Menschenbeurtheiler, um dieß eben so bald heraus zu fühlen, oder um von vorn herein der ziemlich stark aufgetragenen Bonhommie zu mißtrauen, womit der Mann im Sopha ihn bewillkommte.

Außer dem letzteren war noch eine Person in dem Empfangzimmer des Inspectors anwesend; sie stand seitwärts von dem Fremden, die verschränkten Arme auf die Rückenlehne eines Stuhles gestützt und nachlässig den Oberkörper darauf schaukelnd. — Diesen Mann erkannte Manfred auf der Stelle wieder: es war sein Bekannter von Schloß Melsenz her, der Doctor Hugo Mellheim.

„Ah voilà pour deux!“ sagte der Fremde im Sopha kopfnickend zu Manfred. „Setzen Sie Sich, mon ami,“ fuhr er fort, herablassend auf einen Stuhl deutend und in einer Weise, als sei er ein alter Bekannter Manfred's.

Dieser, der begreiflicher Weise nicht in der Stimmung war, auf ein solches Wesen mit Bereitwilligkeit

einzugehen, blieb stehen, grüßte Mellheim mit einer Verbeugung und fragte auf jenen deutend: „Wohl der Herr Instructionsrichter?“

„O nein,“ lächelte Mellheim spöttisch, „der Herr ist nicht ex officio, sondern nur als Dilettant hier, aus angeborener Theilnahme für das Loos der Gefangenen, so à la Appert! . . .“

„Und diese Theilnahme ist in der That so groß,“ fiel der Fremde, Beide scharf fixirend und sehr ironisch, ein, „daß ich ihretwegen riskire, von einem so geistreichen Manne wie Herrn Doctor Mellheim verspottet zu werden!“ — Zu Manfred gewandt, fuhr er dann fort: „Der Inspector hat Sie auf meine Bitte herbeiholen lassen; ich möchte Sie nämlich kennen lernen und sprechen, um zu sehen, was ich für Sie und —“ er deutete auf Mellheim — „den sarkastischen Herrn dort thun kann; ich nehme in der That Antheil an Ihnen, Sie sind ein Paar unbesonnene junge Leute . . .“

„Ich muß Sie bitten, mein Herr . . .“ fiel Manfred ein.

„Hören Sie mich bis zu Ende — unbesonnene junge Leute, die Mitleid verdienen, weil das Verbrechen, das sie in eine so heillose Lage brachte, doch guten Theils nur Leichtsinn ist.“

„Wissen Sie denn, was mein Verbrechen ist?“ fragte Manfred, innerlich auch dadurch verletzt, daß er mit Mellheim so ganz auf ein Niveau des Verbrechens und der Heillosigkeit der Lage gesetzt wurde; „ich muß Ihnen gestehen, Sie wissen dann mehr als ich selbst.“

„Sie werden doch nicht zu Ihrer Vertheidigung die Taktik des Läugnens adoptiren?“ fragte wie überrascht der Fremde. „Daran thäten Sie sehr unrecht, mon cher!“

„Ich habe nichts zu läugnen,“ sagte Manfred stolz.

Der Fremde zuckte die Achseln.

„Darf ich fragen, wessen Theilnahme ich so glücklich bin, mir zugewendet zu sehen?“ fuhr Manfred mit einer Bestimmtheit fort, der nicht mehr auszuweichen war — der Fremde wurde ihm immer unangenehmer.

„Ich bin Graf Julian Merwing!“

Manfred machte eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe. Trotz seines Mangels an Weltklugheit begriff er sehr wohl, daß er vor diesem Menschen auf der Hut sein müsse.

Mellheim hatte während des Vorigen Manfred mit einem gewissen schadenfrohen Augenblinzeln

angesehen. Jetzt sagte er zu diesem gewendet: „Wissen Sie in der That nicht, weßhalb Sie verhaftet sind?"

„Nein! — doch denke ich mir, auf den Grund irgend einer Aussage von Ihnen hin, Herr Mellheim!"

„Aussage? Was bedurfte es da einer Aussage von mir? Haben Sie mir nicht in Melsenz Ihren Paß gegeben?"

„Allerdings; die . . . die Gräfin wünschte es —" wollte er hinzusetzen, aber er verschluckte die Worte, er wollte Constanzen auch in Gedanken von diesen Menschen fern halten.

„Nun wohl," fuhr Mellheim fort, „da Sie mir Ihren Paß gaben, so hat man ihn auch bei mir gefunden — das ist logisch, nicht wahr?"

„Und das ist mein Verbrechen?"

„Scheint Ihnen das nicht groß genug? Zum Teufel, Sie sind naiv!" antwortete Mellheim mit widrigem Lachen; „dem Doctor Mellheim zur Flucht Beihülfe geleistet zu haben, das ist ihm nicht genug! Und da Sie mir Ihren Paß gegeben haben, so müssen Sie doch auch ein Gesinnungs-Genosse von mir, ein Rother, ein Mitglied des großen Todtenbundes der Rache sein, das ist doch klar — glauben Sie, unsere Justiz habe nicht auch ihre Logik, so gut wie wir Beiden? O, die hat ihre ganz besonderen Kettenschlüsse, ihr barbari und . . ."

„Ihre Barbarei manchmal obend'rein," unterbrach Graf Julian. „Ja, Herr Wallpott, was Doctor Mellheim da bemerkt, ist nur zu wahr, und wenn Sie Sich auch schuldlos glauben, so werden Sie doch Ihre Unbedachtsamkeit mehrere Jahre im Kerker zu büßen haben. Deßhalb dauern Sie mich, und dazu kommt, daß ich von jemand, der Theil an Ihnen nimmt, gebeten bin, meinen Einfluß zur Linderung Ihres Schicksals aufzubieten; auch für Mellheim möchte ich etwas thun; denn auch ihn halte ich nicht für so strafwürdig."

„Sie sind sehr gütig, Herr Appert. — Herr Graf, wollte ich sagen!" warf Mellheim keck dazwischen.

Julian Merwing fixirte ihn wieder mit seinem stechenden Blicke. Dann fuhr er, ohne sich beirren zu lassen, fort: „Das Erste, was ich Ihnen nun rathen muß, damit ich überhaupt etwas für Sie thun kann, ist rückhaltlose Offenheit in den Verhören; rückhaltlos, verstehen Sie? Glauben Sie nicht, daß Sie Rücksichten zu nehmen, noch auch, daß Sie irgend Jemanden zu schonen haben: Sie sind bei Gott nicht in der Lage, Rücksichten auf Andere nehmen zu können . . . daß es auch Ihnen an den Kragen geht, mon très cher," setzte er zu Manfred gewendet hinzu, „darüber täuschen Sie sich ja nicht! . . .

also keine Hinterhalte, keine Restrictionen in Ihren Bekenntnissen zu irgend Jemandes Gunsten, es sei auch, wer es sei; Sie müssen vor Allem durch offenes bußfertiges Bekenntniß das Wohlwollen Ihrer Richter gewinnen."

Manfred fixirte nun seinerseits den Grafen mit einem sehr mißtrauischen Blicke. Er ahnte, worauf das hinaus sollte; und zugleich auch stieg ein Strahl einer ganz neuen Hoffnung in ihm auf.

„Auf meine Offenheit können Sie Sich verlassen, Herr Graf, um so mehr, als ich nicht wüßte, daß durch meine Bekenntnisse irgend Jemand auch nur im Geringsten bloßgestellt werden könnte."

„Sie wollen sagen, Sie haben keine politischen Mitschuldigen. Ich glaube es Ihnen; Sie sind dadurch in die Sache Mellheim's verwickelt, daß Sie in Melsenz waren und ihm Ihren Paß gaben. Die Hauptsache ist also, daß Sie mit dem Geständnisse alles dessen herausrücken, was in Melsenz vorgegangen, an jenem Abende der Flucht Mellheim's . . ."

„Darüber werde ich allerdings sehr offen sein; denn da ich zu Fuße von hier aus hingereist war, kam ich todmüde an und habe mich sogleich schlafen gelegt . . ."

„Das ist nicht wahr, Sie . . ."

„Nicht wahr?! Wissen Sie es besser, Herr Graf? Haben Sie mich etwa dort beobachtet in Melsenz?"

Der Graf schoß einen wüthenden Blick auf Manfred; er wollte einige heftige Worte ausstoßen, aber er bezwang sich und sagte sehr ruhig und sehr leise: „Desto besser für Sie, wenn es so ist! Aber sehen Sie Sich wohl vor ... wenn Sie nicht durch Ihre volle Offenheit meine Sympathie verdienen, mögen Sie Ihre fünf oder zehn Jahre brummen!"

„Er ist geärgert, daß ich Constanzen durch mein Zeugniß nicht bloßstellen will," schloß Manfred mit Blitzesschnelle; „also bedarf er meines Zeugnisses noch, um sie bloßgestellt zu sehen; also ist sie bis jetzt noch nicht compromittirt; — es kann noch Alles gut gehen!"

Unter ‚gut gehen' verstand Manfred für Constanze die Rechtfertigung vor dem Klatsch der Welt und für sich das Urtheil auf fünf oder zehn Jahre Kerker!

„Und Sie?" wandte sich Julian Merwing an Mellheim ...

„Ich — ich bin zu fest von der durchaus uneigennützigen philanthropischen Theilnahme des edlen Grafen Julian Merwing für uns arme Teufel

überzeugt, als daß ich nicht seine Rathschläge auf das Gewissenhafteste befolgen sollte," antwortete der Demokrat mit bitterer Ironie und einer spöttischen Verbeugung.

„Mon Dieu, Ihr seid ein Paar verstockte Gesellen!" sagte Julian Merwing unmuthig. „Aber ich will mich in meinen Vorsätzen dadurch nicht irre machen lassen. Sie, rother Doctor, haben ja auch schon, so viel ich weiß, in Ihrem ersten Verhöre ganz offene, aufrichtige Antworten gegeben, auch über die leidige Theilnahme einer gewissen mir verwandten Dame an Ihrer Flucht und über das etwas excentrische Verhältniß derselben Dame zu diesem hübschen jungen Bösewicht hier . . ."

„Verzeihen Sie, Herr Graf, darüber habe ich keine Silbe ausgesagt," — fiel Mellheim, zum ersten Male mit dem Ausdrucke vollen Ernstes redend, ein.

Manfred hätte Mellheim um den Hals fallen mögen für diese Worte. Er athmete tief auf.

„Nicht?" versetzte Julian Merwing mit dem Anschein größter Kaltblütigkeit, aber mit einem Zucken um den Mund, das Manfred nicht entging . . . . „Nicht? Nun, das machen Sie, wie Sie wollen; meiner Nichte kann es gleichgültig sein, die ist Gottlob außerhalb des Bereiches Ihrer Aussagen," setzte

er hinzu, indem er stolz den Kopf in die Höhe warf, als seien diese Worte nichts denn der Ausbruch des Cavalier-Hochmuthes. Und doch lag ihnen eine doppelte Berechnung zu Grunde. Sie sollten reizen — und zugleich über die Tragweite der Geständnisse, welche er hervorlocken wollte, beruhigen. Dann fuhr er fort: „Reden wir von etwas Anderem; erzählen Sie mir von Sich, geben Sie mir einige Daten über Ihr früheres Leben, Ihre Jugend; die Gegenwart eines Menschen läßt sich nur aus seiner Vergangenheit erklären, begreifen und entschuldigen, wenn sie wie bei Ihnen — ne vous en déplaise — der Entschuldigung bedarf."

„Um für Sie wirken zu können, muß ich Ihren ganzen Lebenslauf darlegen können. Erzählen Sie mir also — Sie, Herr Wallpott, zuerst. Wo wurden Sie geboren?"

Manfred blickte den Grafen, der sich nachläßig auf seinem Polster dehnte und streckte und seine Nagelspitzen zu reinigen begann, mit seinen aufrichtigen dunklen Augen eine Weile groß an. Es war, als hätte seine Lage dem jungen Manne alle Kräfte des Scharfblickes und der Combinationsgabe verdoppelt. Er durchschaute diesen Grafen völlig. Und in der That, hätte Julian Merwing gewußt, was

gestern zwischen Manfred und seiner Nichte vorgefallen, wie gut Manfred über die Urheber des Complottes, die Constanzens Ruf vernichten wollten, um die Neigung des Erbprinzen für sie zu ersticken, unterrichtet war, er hätte nicht eine von seinem Gegner so leicht zu durchschauende Taktik befolgt.

Jetzt wollte dieser intriguante Graf Julian ergründen, ob er, Manfred, in der That ein geborener Merwing sei; das war offenbar; zum guten Glücke hatte ja Ulrici Manfred noch gestern, am Morgen, während sie zu Constanzen gingen mitgetheilt, was er, Ulrici, um der Gräfin Widersacher in die Irre zu führen, ausgesagt . . . .

Manfred besann sich jetzt nicht lange. Entschlossen antwortete er: „Ich bin auf dem Lande geboren — wo? das ist mir unbekannt geblieben; mein Vater spricht nicht gern über die Zeit meiner ersten Kindheit; auch war ich nicht immer bei ihm; ich erinnere mich eines Pfarrhauses unter grünen Obstbäumen, im Schatten einer dunklen, moosigen Dorfkirche, wo ich mich als Kind umhertummelte. Den Namen des Ortes habe ich jedoch nie erfahren können; mein Vater weicht, wie gesagt, meinen Fragen aus; es ist, als ob etwas Geheimnißvolles darum liege."

Graf Julian Merwing horchte hoch auf. „Können Sie mir Ihr genaues Alter angeben?“ fragte er.

„Auch das ist mir nicht möglich,“ antwortete Manfred mit diplomatischer Vorsicht.

„Haben Sie Unterstützungen, oder hat Ihr Vater Erziehungsgelder bezogen, die ihm für Sie ausbezahlt wurden?“

„Das weiß ich nicht: mein Vater hat mir darüber keine Mittheilungen gemacht; doch habe ich freilich bemerkt, daß er über Geldsummen gebot, die ihm nicht aus dem Erlös seiner Arbeiten kommen konnten.“

Manfred wurde es, während er sich so zu diesen falschen Angaben zwang, immer beklommener und peinlicher zu Muthe; er zog sein Tuch hervor und trocknete die Stirn, auf der schwere Tropfen zu perlen begannen, und dabei gestand er sich, daß das Lügen eine furchtbar schwere Sache sei.

Mellheim hatte bei diesen Mittheilungen Manfred's gespannt und offenbar verwundert zugehört: aber er hatte, durch einen ängstlichen Blick Manfred's bewogen, den Ausruf unterdrückt, daß ihn diese Geschichte sehr lebhaft an sein eigenes Schicksal erinnere.

Graf Julian verstummte; er war für einen Augenblick in Gedanken versunken. Plötzlich öffnete sich rasch eine Seitenthür; ein Mann in halber Militärtracht trat mit einer gewissen Aufregung ein und winkte dem Grafen, zu ihm in die Brüstung des Fensters zu kommen, das zwischen dem Sopha und dem Eintretenden lag.

„Was wollen Sie, Inspector?" fragte Julian Merwing unmuthig über die Störung.

„Nur ein Wort, Herr Graf!"

Julian trat zu ihm; der Inspector machte ihm flüsternd eine kurze Mittheilung.

Diesen Augenblick benutzte Manfred. Mit Blitzesschnelle stand er neben Mellheim und raunte ihm zu: „Ein Compromiß — ein Geheimniß gegen ein Gelöbniß! wollen Sie?"

Mellheim streckte ihm die Hand hin und nickte mit dem Kopfe.

„Sie sind der Merwing, den er sucht. Erfährt es der Graf, so sind Sie verloren — Sie stehen zwischen ihm und einem Erbrecht. Diese Gefahr nehme ich auf mein Haupt, ich gebe mich für den Sohn seines Bruders aus, wenn Sie dafür der Gräfin Ruf schonen."

Mellheim blickte Manfred mit dem Ausdruck

der größten Ueberraschung an; aber er konnte nicht antworten, denn der Inspector trat trennend zwischen Beide. Graf Julian hatte unterdeß nach seinem Hute gegriffen und begann seine Handschuhe anzuziehen.

„Ich will lieber nicht mit ihr zusammentreffen," sagte er halblaut zum Inspector.

„Auf Wiedersehen," wandte er sich dann zu den beiden Gefangenen . . . „Sie, Herr Wallpott, mon cher, vergessen Sie nicht, daß Sie Ihre sehr unglaubliche Schläfrigkeit in Melsenz, die in der nächsten Nähe meiner schönen Nichte sehr ungalant war, werden beschwören müssen . . ."

„Ich werde sie beschwören, Herr Graf!" — antwortete Manfred, sich stolz aufrichtend und laut, aber dunkelrothen Gesichts und klopfenden Herzens.

„Was werden Sie beschwören, Manfred?" fragte in diesem Augenblicke eine unendlich wohltönende weiche Stimme hinter ihnen — die Thür war rasch aufgegangen, und Constanze Merwing stand auf der Schwelle; hinter ihr zeigte sich mit leuchtendem Gesicht Peter Paul Wallpott, der wackere Künstler, und ein milde blickender ältlicher Herr mit einem Papiere in der Hand.

„Herrn Appert hatten wir: voilà Mistreß Elise Fry!" sagte spöttisch Mellheim bei diesem Anblick.

Manfred's Röthe verwandelte sich in dem Augenblicke, wo er Constanzens Stimme vernahm, in eine vollständige Leichenblässe: er erzitterte von der Scheitel bis zur Sohle und faßte nach der Lehne des Sessels, um einen Halt zu gewinnen.

Constanze trat dicht vor ihn.

„Was wollen Sie beschwören, Manfred?“ wiederholte sie.

„Daß ich Sie an jenem Abende in Melsenz gar nicht gesehen habe, gnädigste Gräfin,“ antwortete Manfred, indem er alle Kraft aufbot, um möglichst laut und entschieden zu sprechen; aber leise und rasch setzte er hinzu: „Sie sind gerettet — es ist noch nichts verloren — Mellheim schweigt, und ich ...“

„Und Sie schwören um meinetwillen einen Meineid! Und das soll ich ruhig geschehen lassen?“

„Gräfin,“ sagte Manfred, in der Aufregung furchtbarer Leidenschaft. „Gräfin, lassen Sie mich Sie vor Ihrem entsetzlichen Geschicke retten — Ihre That der Verzweiflung, Sie sollen sie nicht thun — lieber gebe ich durch einen falschen Eid meine Seele verloren!“

„Manfred! Manfred!“ rief Constanze aus, und ein paar Thränen perlten über ihre Wangen — „wenn Sie wüßten, wie glücklich Sie mich machen..“

Manfred sah Sie verwundert an. Er verstand sie nicht.

„Sie lieben mich!“ sagte sie mit unbeschreiblicher Innigkeit.

„Und daran haben Sie gezweifelt?“ stotterte er und blickte mit den großen dunklen Augen zu ihr auf, daß sie die ihren zu Boden schlug.

„Wie sollte ich nicht!“ flüsterte Constanze — „war es nicht ein zu großes Glück für mich, als daß ich daran hätte glauben können? Nein meine Hand bot ich Ihnen, weil ich mußte. Sie nahmen sie, weil — nun, welcher junge Mann in Ihren Verhältnissen hätte sie nicht genommen? Daß Sie mich liebten, o, hätte ich das ahnen können, Manfred, wie viel leichter würde mir dann das Wort geworden sein, welches ich gestern zu Ihnen sprechen mußte, und das mir beinahe das Herz abstieß! Aber ich war eine Thörin — Sie lieben mich, und ich, ich will Sie wieder lieben dafür, ja, ich liebe Sie jetzt schon, Manfred, in dieser Leidenschaft, in diesem stolzen, heroischen Ankämpfen wider Ihr eigenes Glück ... o, reden Sie mir nicht mehr von Rettung, von Ausflüchten ...“

„Um Gottes willen, Gräfin ...“

„Ihr Brief, der erbrochen und gelesen ist, macht ja ohnehin Alles vergeblich! O, lassen Sie die Menschen sagen, was sie wollen, mein Freund — kommen Sie, wir lassen diese Stadt für immer hinter uns — wir fliehen in die Ferne, die Fremde . . ."

„Ist es denn möglich, ist es denn wirklich möglich, solch' ein Glück . . .?" sagte Manfred, dessen Augen jetzt ebenfalls feucht wurden und dann einen Strom von Thränen über beide Wangen nieder rinnen ließen.

„Ihre Unterredung wird gegenseitig sehr intim und überaus sentimental, meine gnädigste Nichte," sagte jetzt Julian Merwing, der, weil er sich nicht mehr unbemerkt hatte entfernen können, geblieben war und mit untergeschlagenen Armen herantrat.

„Finden Sie das auffallend, mein gnädigster Onkel?"

„Wenn Sie es nicht übel nehmen — beinahe!"

„Doch hoffentlich nicht anstößig bei Verlobten?"

„Verlobten?!" — Julian Merwing lachte laut auf.

„In vollem Ernst!" sagte Constanze mit stolzer Hoheit, indem sie sich von Manfred abwandte und ihrem Oheim kühn die Stirn bot.

Julian Merwing stand einen Augenblick ver-

stummt — erstarrt, so daß eine vollständige Pause eintrat. — Herr Peter Paul Wallpott benutzte sie, um sich mit extravaganten Freudenbewegungen an den Hals seines Sohnes zu werfen.

„Nun, das nenne ich eine Mesalliance!“ stammelte endlich blaß und außer sich vor Wuth Graf Julian.

„Und doch hat diese Mesalliance Niemand anders gestiftet, als mein theurer Oheim, Julian Graf von Merwing!“

„Ich! ich hätte die gestiftet?“

„Nur Sie!“

„O, bitte, erklären Sie doch . . .“

„Waren Sie es nicht, Julian, der vor Allen der Anwesenheit dieses jungen Mannes in meinem Schlosse zu Melsenz eine anstößige, in hohem Grade beleidigende Deutung gab?“

„Hatte ich Unrecht?“ fragte Julian mit zornfunkelnden Augen.

„Ja, das hatten Sie, vollkommen Unrecht. Aber ich begriff eben so vollkommen, daß ich Sie und alle Anderen nicht davon würde überzeugen können. Was blieb mir also Anderes übrig, als Manfred zu heirathen, um mich zu retten?“

„Teufel — Sie sind ein energisches Frauenzimmer, Constanze!“

„Ich danke Ihnen für das Compliment, Julian, und nehme es an, denn ich habe es verdient. Ich habe noch mehr gethan.“

„Aber,“ fiel Julian ein, „wie ist das? . . . um der Rettung Ihres Rufes willen nehmen Sie diesen Menschen da . . . und dieser Mensch log ja noch eben mit bewundernswürdiger Keckheit — er war ja bereit, einen falschen Eid zu schwören, nur um Sie nicht bloßgestellt zu sehen. Das ist ja unerklärlich — es lag ja gerade in seinem Vortheile, gegen Sie auszusagen und Ihre Gunst auf den Gassen auszurufen; ein Anderer hätte Sie so viel zu compromittiren gesucht, wie er nur immer vermocht..“

Constanze warf einen gerührten Blick auf Manfred.

„Ja, so thöricht, so unvernünftig war er — ich hörte es selbst,“ sagte sie mit größter Innigkeit, „daß er nicht that, was ein Anderer gethan hätte.“

„Und wollen Sie die Energie so weit treiben, Sich im Gefängniß trauen zu lassen, mein gnädigste Nichte?“

„Hier im Gefängniß nicht, nein, in meiner Hauscapelle.“

„Sie vergessen, daß . . .“

„Ich vergesse nichts. Herr Manfred ist frei. Nicht wahr, Herr Instructionsrichter?“

Der ältliche Herr, der sich bisher schweigend neben dem Inspector im Hintergrunde gehalten hatte, machte eine Verbeugung. „Allerdings," sagte er; „die gnädige Gräfin haben eine nöthige Cautionssumme hinterlegen lassen, und nach dem Beschluß des Criminalgerichts wird Herr Wallpott der Haft entlassen; er darf auf freiem Fuße das Ergebniß der Untersuchung abwarten. Hier ist das betreffende Decret des Gerichts;" setzte er hinzu, das Papier dem Inspector des Gefangenhauses überreichend.

„Und auch Sie, Herr Mellheim," wendete sich Constanze an diesen, „seien Sie getrost. Ich will Ihretwegen den Fürsten um eine Audienz bitten. Ich weiß es wohl, er ist ein gewissenhafter Herrscher, er wird den Arm seiner Justiz nicht lähmen, aber nach Ihrem Urtheile werden Sie, das hoffe ich fest, erfahren, wie unerschöpflich seine Milde ist!"

Mellheim sah sie einen Augenblick schweigend an. Er erwachte offenbar aus tiefem Nachsinnen, in das er während aller dieser Verhandlungen versunken gewesen zu sein schien. Plötzlich faßte er sich, schritt auf Constanze zu, ergriff ihre Hand und küßte diese mit einer Heftigkeit, als ob ein inneres Gefühl ihn hinrisse.

„Ich bin ein Graf Merwing!" sagte er halblaut,

so daß nur sie ihn verstand, zu ihr. — „Weßhalb sagten Sie mir das nicht? Das ist etwas Anderes!“

„Haben Sie es erfahren? nun ja, es ist etwas Anderes!“ antwortete Constanze lächelnd; „daß Sie es einsehen, bürgt mir für Ihre Zukunft. Für die Zukunft der Welt sind Sie kein Held geworden — werden Sie einer für Ihre Zukunft, indem Sie Sich selbst umgestalten. — Uebrigens,“ fuhr Constanze in demselben halblauten Tone, so daß kein Andrer sie verstand, fort, — „da Sie es nun einmal wissen, will ich Ihnen ausliefern lassen, was sich auf Ihre Geburt bezieht und womit Sie sie beweisen können. Ich glaube, wenn Sie es schwarz auf Weiß in der Hand haben, daß Sie ein geborener Reichsgraf sind, wird Ihr politischer Enthusiasmus so bald überlegener und freier Beurtheilung der Dinge weichen, daß Sie desto eher das Wohlwollen und die Milde der Richter gewinnen.“

„Damit sagen Sie mir eigentlich, schöne Cousine,“ antwortete Hugo Mellheim „daß der Kern meines politischen Enthusiasmus das alte: ‚ote-toi de là que je m' y mette!‘ gewesen!“

Er lachte dabei ohne im mindesten eine Spur von Beleidigtsein zu verrathen.

Sie wandte sich von ihm ab.

„Ihren Arm, Manfred. Mein Wagen erwartet uns unten. Ihr Vater begleitet uns, ich setze Sie beide an seiner Wohnung ab."

Herr Peter Paul verbeugte sich höflichst geschmeichelt und sehr tief. Er verbeugte sich nicht allein vor der Gräfin Merwing, sondern zugleich vor seinem Sohne; er war gränzenlos stolz auf seinen Sohn und fühlte etwas wie Ehrfurcht vor seinem Manfred.

Constanze, Manfred und der Maler gingen; Niemand als der Inspector, Mellheim und Graf Julian blieben zurück.

„Nun, Herr Graf Julian Merwing, haben Sie mir noch etwas zu sagen?" fragte Mellheim mit erhobener Gestalt und einer so bewußt stolzen Haltung, wie er sie noch nie in seinem Leben angenommen hatte, auch wenn er auf der Rednerbühne gestanden, umbraust von tausend Hurrah's seiner Urwähler und souverainen Proletarier.

„Ihnen? Ach, gehen Sie und lassen Sie Sich hängen."

Julian schritt der Thür zu.

„Das werde ich bleiben lassen," rief ihm der Gefangene nach ... „n'en doutez pas, mon cher comte, wir werden uns wiedersehen!"



Drittes Capitel.

Graf Julian Merwing macht eine unerwartete Erklärung.

Kurze Zeit nachher wurde die abgelegene Gegend, worin der stille Tempel sich barg, in dem Herr Peter Paul Wallpott den Musen seiner Kunst opferte, durch das Rasseln einer glänzenden Equipage aus ihrer tiefen Ruhe aufgeschreckt. Die in diesen Regionen ebenso ungewöhnliche Erscheinung wie sie es nur in einem Kraal bräunlicher Bewohner Südafrika's sein kann, hatte denn auch alsogleich eine ansehnliche Schaar junger Hottentotten und Kaffern gaffend um das interessante und denkwürdige Schauspiel versammelt. Des officiellen Kunstmalers Blicke

streiften mit lächelnder Befriedigung ihre ungekämmten Häupter, ihre Anwesenheit schmeichelte ihm ... es durchzog ihn wie eine freudige Gewißheit, daß von nun an ein Wendepunkt seines Lebens eingetreten, daß er von nun an haben werde, was sein Künstlerbewußtsein bisher schmerzlich entbehrt — ein Publicum! Bestand diese achtungswerthe Versammlung auch nur aus Individuen, deren Haltung, Behandlung des Costums und ganzes Aeußere keineswegs die Höhe der Ausbildung und die Reife des Urtheils voraussetzen ließen, auf die ein Künstler wie Herr Wallpott irgend ein Gewicht legen konnte: so waren sie doch da, und leisteten das, was sie leisten konnten, aus voller Seele — sie bewunderten ihn!

Constanze winkte aus dem Wagenschlag mit ihrer weißen Hand noch im Fortfahren Manfred ihre Grüße zu; in den Nachmittagsstunden, war es verabredet worden, sollte er zu ihr kommen; dann wollten sie von ihrer Zukunft reden!

Als Herr Wallpott nun an der Seite seines Sohnes den Hof beschritt, wo der hölzerne Hubert Wache stand, wo er so schön und stattlich das glänzende Wappen in gelungenem al fresco Versuch an die Wand gemalt hatte — da hätte der vergnügte Künstler es jedem Steine erzählen mögen, welches

Heil diesem alten, baufälligen, modergrauen Hause wiederfahren. Zum Glücke war die Aufwartefrau da — dieses lebhafte Individuum, dem Mangel an Theilnahme für Anderer Leiden und Freuden, bis in das allerkleinste Detail hinein, sicherlich niemals vorgeworfen war. Zu ihr trat Peter Paul Wallpott: ihr erzählte er; Würde und Herablassung throuten auf seiner Stirne, während sein beredter Mund nicht den allerkleinsten Umstand verschwieg, der geeignet war, Rührung, Bewunderung, Staunen hervorzurufen in dem mit Augen und Mund zuhörenden, von Theilnahme förmlich schwellenden dienstbaren Geist.

Wohl eine geschlagene halbe Stunde mochte Herr Wallpott so erzählt haben, nur unterbrochen von den häufigen Exclamationen seiner Zuhörerin, als die Klingel gezogen wurde; der Hausherr eilte höchsteigenhändig die sinnreiche Maschinerie in Bewegung zu setzen, welche ihm in solchen Fällen die Mühe ersparte, über den Hof zu schreiten und kostbare Minuten zu rauben seinem künstlerischen, von den bekannten „zwei Schwingen‘ getragenen Streben.

Eine Weile darauf trat langsamen, schlendernden Ganges Graf Julian Merwing in den Hausgang.

„Ihr Sohn?“ fragte Julian lakonisch und hielt dabei die Augenlider halb geschlossen, als ob er

kurzsichtig sei oder von den ihn umgebenden Gegenständen und Personen nicht mehr in den Spiegel seines aristokratischen Auges aufzunehmen Lust habe, als es allein nöthig sei.

„O ich dacht' es mir wohl," antwortete mit tiefer Verbeugung der Hausherr, „Sie wollen meinem Sohn Ihren Besuch machen — mein Sohn ist zu Hause, allerdings, belieben Sie nur zu folgen, Herr Graf!"

Und damit schritt Herr Wallpott vor dem Grafen her, in einer Aufregung, welche mit dem langsamen und geräuschlosen Wesen Julian's eigenthümlich contrastirte, dem Atelier seines Sohnes zu, das er Julian anzeigte, um dann bescheiden zurück zu treten.

Manfred war in einer eigenthümlichen Beschäftigung begriffen: er stand inmitten eines Haufens von Papierfetzen; eine große Mappe lehnte sich an seine Kniee und aus dieser reichen Vorrathskammer von Skizzen und Studien zog er ein Blatt nach dem andern hervor, warf einen prüfenden Blick darauf und mit einer raschen Handbewegung war es im nächsten Augenblick zerrissen; die Leinwandstücke, welche mit seinen Studien in Oel bedeckt, die Wände geziert hatten, lagen bereits zu unterst in dem Haufen.

„Aber Sie sind ja in einer wahren Berserkerwuth wider Ihre eigenen Meisterstücke, mein Herr Manfred,“ sagte Julian.

„Eben weil es keine Meisterstücke sind, vertilge ich sie,“ antwortete Manfred, in seinem Vernichtungswerke aufhörend.

Julian lächelte.

„Oel ist eines von den Dingen, die sich nicht gut abwaschen lassen!“ bemerkte er.

„Was wollen Sie damit sagen?“

Der Graf hatte sich auf einen Stuhl am Fenster niedergelassen.

„Daß es Ihnen schwer werden wird, durchzuführen, was Sie beabsichtigen,“ antwortete er.

„Und was beabsichtige ich, mein Herr Graf?“

„Nun, was ich sehe, das banausische Handwerk abzuthun und den Pinsel der Liebe zu opfern. Quentin Metsys wurde aus Liebe ein großer Künstler; hier aber weicht große Kunst der Liebe!“

„Sind Sie gekommen, Ihren Sarkasmus an mir zu üben?“

„Bewahre — ich bin gekommen in den allerbesten, allerfreundlichsten Absichten — ich komme, Ihnen Ihre Landschaft abzukaufen.“

„Landschaft? welche?“

„Nun, die von der Ausstellung, die Grundlage Ihres Ruhmes . . .“

„Die ist fort — ich habe sie vernichtet!“ antwortete Manfred mit einem Achselzucken.

„Das ist nicht wahr, wenn Sie erlauben; ich habe sie so eben, als ich durch das Atelier Ihres vortrefflichen Vaters schritt, in der Ecke stehen gesehen.“

„Ich verkaufe sie nicht!“

„Junger Mann, seien Sie nicht so hochmüthig... 500 Friedrichsd'or sind eine hübsche Summe Geldes auch für den zukünftigen Gemal der Gräfin Merwing!“

„Wie? Sie wollten dafür 500 Friedrichsd'or geben?“

„Nun ja . . . ist das nicht der Preis? Ich bin nicht reich, mein junger Freund, am wenigsten habe ich für schlechte Bilder Summen fortzuwerfen: aber für diese Schöpfung zahl' ich einen solchen Preis!“

„Ich danke Ihnen, Graf Merwing,“ versetzte Manfred trocken. „Mein Vater hat das Bild weit überschätzt; und deßhalb nehme ich das Geld nicht.“

„Bescheidenheit ziert den Künstler. Glücklicher Weise stehen Sie noch unter der väterlichen Gewalt. Herr Wallpott wird statt Ihrer das Geschäft mit mir abschließen.“

„Und weßhalb wollen Sie mir 500 Friedrichsd'or aufdrängen?"

„Sie gehen sehr gerade auf's Ziel los, mein junger Freund."

„Weil ich es wünsche, daß Sie es ebenfalls thun mögen," sagte der junge Maler so nachdrücklich, daß Graf Julian für gut fand, die ausweichenden Antworten bei Seite zu lassen.

„Also — wozu?" fragte Manfred noch einmal.

„Weil, wenn Sie eine solche Summe in Händen haben, Sie den dringenden Wunsch Ihres Herzens erfüllen können — nach Rom zu reisen und dort zwei, drei Jahre Ihrer künstlerischen Ausbildung zu leben."

„Nach Rom reisen? jetzt? Wer sagt Ihnen, daß das mein Wunsch ist?"

Julian sah ihn zum ersten Male offen an.

„Nun wahrhaftig," versetzte er dann — „wenn das jetzt nicht Ihr Wunsch ist, so wird es morgen, übermorgen ganz sicherlich Ihr Wunsch sein. Ich kann mir denken, daß der Kopf Ihnen wirbelt von allen Ihren Erlebnissen, daß Sie in diesem Augenblick nicht fähig sind, Ihre Lage klar zu überschauen; daß Sie aber, sobald Sie eine Stunde ruhiger Ueberlegung gefunden haben, einsehen werden..."

„Nun, was soll ich einsehen?"

„Brauche ich Ihnen denn zu sagen, daß aus dieser Heirath . . ."

„Nein," fiel Manfred lebhaft ein, „Sie haben Recht, Herr Graf; Sie brauchen mir darüber nichts zu sagen; denn Alles, was Sie mir sagen könnten, das und noch viel mehr habe ich mir längst selbst gesagt. Ich weiß recht wohl, was wider diese Verbindung spricht, welche Ihnen so fatal zu sein scheint; und doch — ich habe keinen Grund, Ihnen das zu verhehlen — bin ich entschlossen, sie einzugehen!"

Julian lächelte spöttisch.

„Heute sind Sie das — morgen werden Sie es nicht mehr sein!"

„Und was sollte zwischen heute und morgen sich ereignen, was meinen Entschluß umwürfe?"

„O sehr viel; erstens wird Ihr Selbstgefühl, Ihr Stolz erwachen und Sie werden sich sagen, daß sie unmöglich eine Hand annehmen können, welche durch fatale Umstände gezwungen sich Ihnen darreicht. Zweitens aber werden Sie zwischen jetzt und dann auch von mir gehört haben, daß Constanzens Entschluß auf eine Voraussetzung gebaut ist, welche gar nicht existirt!"

„Erklären Sie Sich deutlicher."

„Constanze wähnt, ihr Ruf sei vernichtet, wenn sie sich nicht entschließe, Ihnen ihre Hand zu reichen. Sie geht dabei von einer unrichtigen Beurtheilung meines Charakters aus. Sie glaubt, ich und meine nächsten Freunde würden ein Interesse dabei haben, sie compromittirt zu sehen, und nichts unterlassen, um es dahin zu bringen. Sie thut mir dabei das bitterste Unrecht. Ich würde ein Jahr meines Lebens hingeben, nur um meiner schönen Nichte Ruf retten zu können, wenn er in Gefahr stände . . ."

Manfred machte ein ungläubiges Gesicht bei dieser Versicherung des edlen Grafen.

„Und gesetzt auch," fuhr dieser, es unbeachtet lassend, fort, „ich hätte ein solches Interesse gehabt, ich hätte so diabolisch handeln wollen, wie meine bitterböse Nichte mir zutraut, so habe ich doch heute ein weit größeres, weit dringenderes Interesse am Gegentheil; das Interesse nämlich eine Heirath zu hintertreiben, welche Sie und meine Nichte gleich unglücklich machen würde."

„Was liegt Ihnen an dem Glück der Einen oder des Andern?" fragte Manfred trocken, doch ohne die Betroffenheit verbergen zu können, welche die Worte Julian's in ihm hervorgerufen hatten.

„Könnte ich auch mit dem besten Gewissen hierauf

antworten: nicht das Allermindeste," versetzte Julian auf Manfred's barsche Frage, — „so liegt mir doch sehr viel daran, daß meine Nichte, die Gräfin Constanze Merwing zu Melsenz nicht den jungen malereibeflissenen Manfred Wallpott, Sohn des officiellen Kunstmalers in hiesiger Stadt, als Ehegespons heimführt! Das werden Sie begreifen, mein junger Freund; und — darum, um diese Verbindung nicht nöthig zu machen, wird von mir und meinen nächsten Freunden, über deren Kreis hoffentlich die Geschichte von dem Melsenzer Abenteuer noch nicht hinaus ist, alles aufgewendet werden, daß sie erstickt werde. Wir würden alle mit dem ganzen Gewicht unserer Betheuerungen und Versicherungen Ihrer Anwesenheit in Melsenz und allem, was dort vorgefallen, eine harmlose Deutung geben, sollte irgend ein Klatsch darüber auftauchen; aber er wird gar nicht auftauchen, wenn wir ihn nicht aufkommen lassen wollen. Mellheim schweigt, das hat er mir so eben noch auf seine Ehre versichert. Sollte bei irgend Jemand, z. B. im Salon einer trefflichen jungen Dame in unserer Residenz darüber geredet sein . . ."

„Der Frau Habicht?" unterbrach Manfred mit tief beklommener Stimme — „ich hörte, sie sei bei ihren sämmtlichen Freundinnen bereits umhergefahren . . ."

„Ah bah — wer hat Ihnen das gesagt? Bei zwei Damen ihrer Bekanntschaft ist sie gewesen, und hat geplaudert allerdings; zu gutem Glück aber wissen diese Damen sehr wohl, daß Frau Habicht von wüthendster Eifersucht wider die Gräfin Constanze Merwing geplagt ist und Sie können also denken, wie mißtrauisch man aufgenommen haben wird, was diese kleine Klatschschwester wider ein so geachtetes Mädchen wie meine Nichte vorbringt. Zum Ueberfluß werde ich selbst die Mühe übernehmen, diese Damen zu versichern, daß Frau Habicht Constanze schändlich verläumdet hat. Sie sehen also, mit der Hoffnung, daß Constanzens verlorener Ruf den bleibenden Kitt ihrer Verbindung bilden müsse . . .“

„Hoffnung!“ rief auffahrend Manfred aus . . . „glauben Sie, Herr Graf, ich sei im Stande —“

„Ich glaube weiter nichts,“ unterbrach ihn Julian, „als: Sie sind ein vernünftiger, klarer, rechtschaffener Mann und als solcher sagen Sie Sich jetzt: Der Grund, aus welchem Gräfin Constanze Merwing mein werden will, ist zur Chimäre geworden; eine Leidenschaft, welche dieß junge Mädchen über eine so gewaltige Kluft hinüber zu mir führen könnte, hegt sie nicht: Wozu in aller Welt also noch eine Heirath zwischen uns?“

Manfred hatte, während Graf Merwing sprach, mehrmals die Farbe gewechselt. Er warf sich auf einen Stuhl und bedeckte sein bleiches Gesicht mit beiden Händen.

„Ich glaube, Sie geben mir in Ihrem Herzen Recht, nicht wahr, mein Freund? Sie sehen ein, daß nun für diese Verbindung auch nichts, gar nichts mehr redet, daß aber tausend Gründe dawider reden. Soll ich sie Ihnen schildern? Nein — Sie erlassen mir das — weßhalb soll ich Ihr Ehrgefühl verletzen. Bei einem Künstler ist das Ehrgefühl ja ohnehin so reizbar; und deßhalb allein schon werden Sie nie zwischen einem Spalier tückischer, spöttisch lächelnder Bedienten als Bräutigam in das Hotel Merwing einziehen, gefolgt von ihrem trefflichen Vater, diesem achtungswerthen aber — verzeihen Sie — etwas wunderlichen Manne, der sich nicht nehmen lassen würde, in Ihren Salons glänzen zu wollen und der in kürzester Frist die Fabel der Stadt wäre! Und machen Sie Sich auch keine Illusionen, Wallpott, über das Glück, welches Sie erwarten würde. Ja — wenn Constanze Sie liebte; dann könnte alles anders sein, dann könnten Sie mit ihr aus einer Gesellschaft, welche Sie immer als Eindringling betrachten wird, in die Ferne, in die Einsamkeit oder wohin Sie

wollten fliehen. Aber Constanze liebt Sie nicht, und täuscht sich nicht einmal darüber! Kurz — wenn Sie ein ehrlicher Mann sind, dürfen Sie nicht annehmen, was sie Ihnen unter so völlig irriger Voraussetzung bietet. Und wenn Sie ein Mann von Ehrgefühl sind, werden Sie es gar nicht einmal wollen. Wollen Sie es dennoch — nun, so mögen Sie es thun; es ist Ihre Sache, ob Sie die bitteren Opfer, welche Constanzens Stolz tagtäglich Ihnen bringen müßte, anzunehmen die Lust und den Muth haben; ich, was mich betrifft — ich möchte es nicht um ein Königreich!"

Durch die Finger Manfred's, welche sein Gesicht bedeckten, waren, während Graf Julian sprach, ein Paar Thränen gequollen.

„Hören Sie auf," sagte er jetzt, „hören Sie auf, Herr Graf, Sie können Ihre Beredtsamkeit sparen!"

„Sie sind entschlossen?"

„Habe ich denn eine Wahl?" antwortete Manfred aufstehend und das Gesicht Julian zuwendend.

Dieser erschrack beinahe vor dem Ausdruck tiefen Seelenschmerzes, der sich in den Zügen des jungen Malers aussprach.

„Sie haben Recht!" sagte Graf Merwing. „Es

ist so einfach, daß ich Sie nicht einmal deßhalb loben kann. Also Sie wollen reisen? — Nun gut; das Geld erhalten Sie noch heute. Auch einen Paß. Es wird Schwierigkeiten haben ihn zu bekommen, Ihrer Untersuchung wegen; aber lassen Sie mich nur machen, ich schaff' ihn. Die für Sie hinterlegte Caution ersetze ich; machen Sie Sich darüber keine Sorgen!"

„Und was die Gefahr betrifft," fragte Manfred, „welche den Ruf der Gräfin bedroht . . ."

„So gebe ich Ihnen die heiligsten Versicherungen, schwöre es Ihnen bei meinem Wort als Edelmann, daß er rein und unverletzt bleiben soll!"

Manfred sank wieder auf seinem Stuhle zusammen und verbarg sein Gesicht. Er machte eine Bewegung mit der Hand, wie um Merwing anzudeuten, daß er gehen solle.

„Nur noch Eines," sagte dieser; „Sie dürfen Constanze nicht mehr sehen. Meine Nichte würde vielleicht glauben, es sei für sie ein Ehrenpunct, ihr Wort zu halten und Hoffnungen nicht zu täuschen, welche sie einmal erweckt habe!"

Manfred winkte noch einmal den Grafen mit der Hand ab.

„Ich weiß, ich weiß!" sagte er; „verlassen Sie mich."

„Ich verlasse Sie, um Ihrem Vater zu sagen, daß die Landschaft von mir angekauft ist. Leben Sie wohl, Manfred. Wenn Sie in Italien einer Hülfe bedürfen, so kennen Sie meine Adresse. Aber halten Sie die Ihrige geheim; meine Nichte wäre im Stande, aus bloßem Eigensinn oder point d' honneur Ihnen nachzureisen!"

Er ging und trat in das Atelier des officiellen Künstlers, der jetzt hitzig darüber aus war, eine neue Leinwand aufzuspannen, auf die er seinen theuren Sohn nebst Gräfin Braut, umschlungen von einer zarten Rosenguirlande, und sitzend unter einer schönen Jasminlaube vom saftigsten Grün — das Ganze wahrscheinlich auch überwölbt von einem glänzenden Regenbogen — abzukonterfeien im Schilde führte. Der arme Mann ahnte nicht, wie hart und grausam alle seine Glückshoffnungen bald getäuscht werden sollten. Julian Merwing steigerte nur das Entzücken, in welchem Herr Wallpott senior heute schwamm, indem er ihm kurz mittheilte, daß er die Landschaft seines Sohnes angekauft habe und noch heute abholen lassen werde. Dann ließ er sich, ohne weiter eine Silbe an den redseligen Künstler zu verlieren, von diesem zur Thüre hinaus complimentiren.

„Dessen hätten wir uns entledigt!" flüsterte

Julian, als er draußen war, zwischen den Zähnen. „Ich möchte doch wissen, ob er wirklich der Sproß des wackeren Onkels Florian ist? dann wäre er uns gefährlich geworden, wenn er in das Hotel Merwing eingezogen! Hoffentlich ist er morgen über alle Berge. Jetzt zu Dunow, um die fünf Hundert Friedrichsd'or zu beschaffen, und dann zu Helene Habicht, um ihrer Schwatzhaftigkeit die Sourdine aufzusetzen! Meine schöne Nichte wird sich verwundern, wenn sie die hinterlegte Caution für den jungen Menschen verfallen hört! Nun wahrhaftig, sie hat dann das Glück, ihn losgeworden zu sein, immer noch wohlfeil genug bezahlt!"

Viertes Capitel.

Vier Jahre später.

Wir müssen jetzt eine Strecke von einigen Hundert Meilen und einen Zeitraum von vier Jahren überschreiten, um Gräfin Constanze Merwing wiederzufinden. Dieß gelingt uns in der ewigen Stadt Rom, auf der Piazza del Populo am großen vielstöckigen Fremdenhause, das am Ausgang des Corso und gegenüber dem Monte Pincio liegt. Die Gräfin bewohnt mit ihrer alten Cousine und mehreren aus Deutschland mitgebrachten Domestiken das zweite, oder wenn man den Entresol mitrechnen will, das dritte Stockwerk des Hauses.

Sie liegt im off'nen Fenster und blickt melancholisch

und ohne an die in's Auge gefaßten Gegenstände zu denken, abwechselnd auf den weiten vor dem Hause ausgebreiteten Platz auf die Bäume des hochliegenden Pincio. Sie ist in ihrem Aeußern verändert; obgleich ihre Züge noch eben so jugendlich und tadellos schön zu nennen sind, so ist doch der Ausdruck ihres Gesichtes nicht mehr derselbe. Der offene fröhliche Uebermuth des schönen Mädchens, der Stolz der vornehmen Frau, die Sicherheit der vielseitig und gründlich Gebildeten, ja selbst der schwärmerische Ausdruck der Enthusiastin, und alles, was sonst noch sich früher so rückhaltlos in ihren schönen Zügen spiegelte, ist dem Gepräge eines scheuen und sogar mißtrauischen Ernstes gewichen. Sie öffnet ihre großen dunkeln Augen nur noch in ihrer vollen Weite, wenn sie sich allein in Gottes freier Natur oder unbelauscht den Wundern der Kunst gegenüber befindet; ihr rückhaltloses helles Lachen hört Niemand mehr und selbst ihre hohe Gestalt, die sonst so gebietend sich zurücklehnte wie, um die ihr tributpflichtige Welt zu überblicken, geht jetzt gewöhnlich gesenkten Hauptes einher. Graf Julian nannte sie in letzter Zeit: ‚das verschleierte Wunder.‘

Ja ein Schleier ist es auch und zwar ein dichter undurchdringlicher Schleier, der sie von den

Menschen trennt; denn selbst den Ursprung, die Ursache ihres veränderten Wesens weiß Niemand, jeder der sie früher kannte, sieht, daß sie leidet, aber keiner vermag die Quelle ihrer Schmerzen zu erforschen. Natürlich sind aber, wie das in der so wohlwollenden theilnehmenden Welt der Freunde, Verwandten und Bekannten nicht anders möglich ist, die verschiedensten Gerüchte darüber im Umlauf, und je näher die Menschen ihr früher standen, desto tolleres Zeug behaupten sie von ihr. Der Eine sagt, ein treuloser Liebhaber hat sie verlassen, der Andere, sie hegt eine leidenschaftliche Liebe zu einem verheiratheten Mann; der Dritte, sie grämt sich, weil Prinz August noch immer nicht von seinen Reisen zurückgekehrt ist; der Vierte sagt, sie zieht sich von allen Menschen zurück, weil sie zu hochmüthig ist, mit irgend einem umzugehen und wir alle ihr nicht unterthänig genug zu Füßen liegen.

Die arme Constanze! Zwei Jahre lang hatte sie all' diesen Unsinn über sich ergehen lassen, um dann endlich sich mit einem kräftigen Entschluß loszureißen und nach dem Süden, der Balsam jeder kranken Brust und jedem kranken Herzen bringt, zu wandern.

Seit den zwei Jahren, daß sie Frankreich,

Spanien, die Schweiz und Italien durchreiste, war ihr Leiden nicht besser geworden — ihr Geist freilich hatte sich gehoben aber wieder auf Kosten ihres Glückes; sie hatte beschlossen sich möglichst ganz zu vergessen, denn weder in ihrer noch in Prinz August's Anschauungsweise von der Aufgabe des Lebens war für ihre Stimmung und für ihr Herz Heil mehr zu finden.

Sie litt nämlich, ohne daß Jemand auf Erden es ahnte, an einem furchtbar quälenden Gedanken, einer Einbildung, einem Wahn, der aber für sie die ganze Kraft der tiefsten Ueberzeugung hatte.

Sie glaubte allen Menschen, denen sie Theilnahme schenkte, Unglück zu bringen und ihre Liebe hielt sie für gradezu verhängnißvoll und verderblich.

Diese Idee hatte sich bei ihr zu einem förmlichen System ausgebildet, zu welchem ihr ganzes vergangenes Leben die Grundlagen und die Pfeiler liefern mußte.

Da sie Niemand diesen entsetzlichen Gedanken mittheilte, konnte ihn auch Niemand bekämpfen und ihr Benehmen und sie durch Vernunftgründe und den Zuspruch sorglicher Freundschaft eines andern belehren.

Die erste Veranlassung, den ersten Keim zu

dieser Unglücksidee hatte wohl Mellheim's, sie so widrig berührendes Wesen in ihr geweckt. Sie sagte sich: Hätte ich ihn in meinen Briefen nicht immer zu Großem gespornt, zu Außerordentlichem aufgefordert, nicht gar in meiner Schwärmerei einen Helden der Zukunft in ihm gesehen, er würde nie diese halsbrechenden Pfade gewandelt sein, nie sich in diese selbstmörderischen Umsturzpläne versenkt haben.

Und Manfred? War Manfred nicht ein harmlos glücklicher Mensch, der pflichtgetreue Liebling seines alten Vaters gewesen, bis sie kam und ihm eine tiefe Leidenschaft einpflanzte? War nicht dadurch sein innerstes Leben für ewig vergiftet und zugleich in seinem edlen Herzen der Aufopferungstrieb, der bisher nur seinen Vater beglückt hatte, zu solcher Glut angefacht worden, daß er ihm das Elternhaus, das Vaterland, seinen Namen und was mehr als alles, auch sich selbst opferte — denn er hatte sie ja geliebt und ihr entsagt! Und war Prinz August's nie endende Abwesenheit von der Heimat nicht vielleicht auch eine Folge ihres unglücklichen Einflusses?

Ja selbst zu dem frühen Tod ihrer Brüder wußte sie sich die Veranlassung aufzubürden und selbst Habicht's jetzt stadtkundig gewordenes Eheunglück, als dessen einzige Ursache Frau Habicht

Constanze nannte, bedrückte zuweilen ihr armes selbst-quälerisches Herz!

Sie suchte und fand jetzt ihr einziges Heil im Vergessen ihrer selbst und ihrer Vergangenheit, und seitdem sie in Italien und besonders wieder in Rom sich befand, gelang ihr dieß auch oft vollständig. Was war ihr einziges Schicksal im Vergleich mit jenem, welches die Menschheit getragen in diesen Mauern, ja selbst im Vergleich zur Pein der Einzelnen aus der Zahl jener Märtyrer für Kirche und Vaterland, die hier sich martervoll verblutet hatten! Was war sie selbst, ihr ganzes Dichten und Streben gegen jenes der gigantischen Naturen, die hier auf Jahrtausende hinaus sich durch ihren Geist, ihr Talent, ihren Meißel und ihre Palette Denkmale geschaffen?

Das Gefühl der Demuth, welches die Wunder der Kunst in ihr erzeugten, steigerte sich aber zuweilen bis zur Trostlosigkeit; — was konnte sie einem Schöpfer sein, sagte sie in bangem Zweifel — der solche Geschöpfe hatte; wie konnte er auf den Grashalm achten, wenn solche Cedern zu ihm aufsproßten und seine Macht in alle Welt verkündeten? Und was hatte sie gethan, um seiner Herrlichkeit eine Stufe zu bauen — sie hatte nichts bezweckt als ihre Nebenmenschen aus den ihnen vorgezeichneten Bahnen zu reißen, um sie dem Unglück preis zu geben!

Heute war sie besonders trüb gestimmt. Manfred's Bild, das aus allen Gestalten der Vergangenheit mit seinen treuen Augen ihr am häufigsten vor die Erinnerung trat, schwebte ihr auch heute vor. Was war aus ihm geworden? Alle Aufforderungen, die nach seinem plötzlichen Verschwinden der Feder seines Vaters entflossen und so rührend stilisirt waren — sie waren vergebens durch die französischen, englischen und italienischen Zeitungen gelaufen; nie hatte Jemand wieder eine Silbe von ihm erfahren; sein Vater hatte sich endlich getröstet und sah, von einem reichlichen Jahrgehalte Constanzens unterstützt, jetzt mit ziemlicher Seelenruhe des Sohnes Wiederkehr entgegen.

Da weckte Constanzen ein am Thorweg haltender Reisewagen aus ihren Träumen; deutsche Laute schallten bis zu ihr herauf und als sie die Lorgnette vor das Auge nahm, erkannte sie in den unten Aussteigenden Niemand Anders als — Herrn Habicht und seine Hochwohlgeborne Gemalin Helene.

Sie wollte vom Fenster zurücktreten, aber die noch im Wagen sitzende und neugierig aufblickende junge Frau hatte sie mit ihren zwar unbewaffneten aber stahlscharfen Augen bereits erkannt.

„Gräfin Constanze!" rief sie mit einer so hellen

und freudigen Stimme als habe sie ihr Liebstes auf Erden gefunden und ohne ihres Mannes helfenden Arm anzunehmen, sprang sie leichtfüßig aus dem Wagen, die breiten Stiegen hinauf, bis in Constanzens Zimmer und in ihre Arme.

„Welches Glück! Welche Freude!“ jauchzte sie ein um das andere mal — „und was wird mein Mann sagen? Der hat Sie noch nicht gesehen, denn ich war zu eilig es ihm zu erzählen — er wird außer sich sein — beinahe zu viel Glück für einen Mann; im Hause, wo er sich eine Wohnung bestellt, findet er die Dame, die er vor Allen seit Jahren verehrt!“

Constanze wußte nicht, hörte sie recht oder war die kleine Frau verrückt — mit wahrhaft erschrockenen Augen musterte sie das hochrothe Gesicht Helenens, bis diese ihre Verwunderung bemerkte und in helles Lachen ausbrach:

„Sie wundern Sich, daß ich nicht mehr eifersüchtig bin — davon bin ich curirt auf ewige Zeiten!“

„Und was hat dieß Wunder vollbracht?“ sagte nicht sehr zuvorkommend Constanze.

„Vier Wochen in Paris! Da ist Niemand eifersüchtig —“

„Und“ — fragte Constanze mit ziemlich hörbarer

Ironie ihre einst so unversöhnliche Feindin — „und welche Wirkung hat der Pariser Aufenthalt auf Ihren Gemal ausgeübt — ist Er vielleicht dort eifersüchtig geworden?"

Helene jauchzte laut auf vor Vergnügen über diese Frage. — „Immer dieselbe geistreiche penetrante Comteß Constanze! Sie haben's getroffen! Er ist es jetzt à n'y plus tenir! Und deßhalb komme ich hierher — Sie sollen ihn curiren!"

„Ich?" fragte Constanze und glaubte zu träumen.

„Glauben Sie denn Ihr Einfluß auf ihn, seine Bewunderung für Sie seien vermindert? — er hat noch in Paris Ihrem Vetter erklärt —"

„Meinem Vetter?"

„Nun ja, wissen Sie denn nicht, daß er jetzt eines der größten diplomatischen Lichter am kaiserlichen Hofe ist?"

„Mellheim?"

„Aber wie können Sie ihn so nennen, liebste Gräfin? hat ja doch selbst der Fürst die Verirrungen, die er unter diesem Namen beging, vergessen und ihm nach einem Jahre Festung die Freiheit und Amnestie ertheilt; er ist jetzt Graf Hugo Merwing und wohl nächstens ambassadeur extraordinaire de sa Majesté Imperiale l'Empereur des Francais près du Saint Siège!"

„Ist das wahr?"

„Aber mein Gott — Sie wissen ja, daß er seit lange schon in Paris sich aufhält?"

„Das wußte ich. Mein Geschäftsführer, der wegen der Auslieferung seines Vermögens mit meinem Vetter in Verhandlungen zu treten hatte, hat ihm dorthin Alles senden müssen."

„Nebenbei gesagt," fiel Helene ein, „dieser Geschäftsführer ist seitdem in den Hafen der Ehe eingelaufen und glücklicher Gemal von Fräulein Curtius geworden. Er hat den Ruhm der solideste Ehemann in der ganzen Stadt zu sein. Was aber Graf Merwing betrifft," fuhr Helene Habicht fort, „so weiß ich nicht —"

„Ob er in Paris den Ruhm des solidesten Garçons genießt?" fragte Constanze lächelnd.

„O, sagen Sie ihm nichts Uebles nach," fiel Helene ein — „wenn Sie ihn sähen, würden Sie geblendet sein durch die vortreffliche Tournüre, durch den Geist und die überlegene weltmännische Bildung, die Ihr Vetter sich angeeignet hat!"

„In der That? Welche Wandlung!"

„Sie würden sicherlich nicht einen ehemaligen Demokraten in ihm erkennen. Er würde heute," so fuhr Helene in ihrer lebhaften Schutzrede fort, „er

würde heute den Grafen d'Orsay eifersüchtig machen können. Er ist im Jokeyclub eine Autorität geworden!"

„Und nun zu allen diesen Vollkommenheiten noch das Verdienst zu fügen, ein Diplomat geworden zu sein!"

„Nicht wahr?" beantwortete Helene mit naiver Aufrichtigkeit Constanzens etwas ironischen Ausruf.

„Niemand würde es geglaubt haben! Es muß doch aber im Blute liegen!"

„Das Blut hat früher nicht eben sehr merklich sich in ihm geltend gemacht," meinte Constanze.

„Wer weiß es?" sagte Helene. „Vielleicht war es eben nur der Contrast seines Bewußtseins und seines Selbstgefühls mit der mehr als bescheidenen Beschaffenheit seiner wirklichen Lebensverhältnisse, was ihn unter die Malcontenten trieb. Uebrigens," fuhr Helene fort, „scheinen doch auch Sie ihm Ihre Theilnahme lebendig forterhalten zu haben, denn er hat mir sogar ein paar freundliche Zeilen gezeigt, die Sie ihm nach Paris geschrieben haben und hat dabei nur beklagt, daß sie ohne Datum und ohne Angabe Ihres Aufenthaltes waren, weil er sonst gewiß Ihnen geantwortet, vielleicht sogar" — setzte Helene mit einem kleinen neckenden Lächeln hinzu, „zu Ihren

Füßen Ihnen für Ihre Theilnahme gedankt haben würde."

Constanzen berührten diese letzten Worte wie ein Wespenstich — aber sie unterdrückte ihre Empfindlichkeit und sagte ruhig: „Auf solchem Fuße stehen wir nicht — mein Vetter und ich. Und ich habe ihm auch nur geschrieben, weil ich glaubte, er lebe in Paris in ganz isolirter Stellung und werde sich über ein Zeichen der Theilnahme aus dem Vaterlande freuen."

„Isolirt ist er durchaus nicht, er ist der Liebling der Gesellschaft, die Vorliebe der Pariser Damen für ihn geht so weit, daß sie sogar seinen harten deutschen Accent wundervoll finden!"

„Das hat er Ihnen wohl selbst gesagt?" fragte Constanze mit mehr Härte als sie eigentlich beabsichtigte, aber das Wesen der jungen Frau, durch das sie sich früher, wenn auch nicht angezogen, doch auch nicht abgestoßen gefühlt hatte, berührte sie so unangenehm, daß sie instinctmäßig etwas sagte, was Helenen besonders beleidigen mußte.

Die Frau des Banquiers richtete sich stolz auf.

„Sie verkennen Ihren Vetter und mich —"

In diesem Augenblick wurde sehr zu gelegener Zeit Herr Habicht gemeldet, der von den Domestiken erfahren hatte, wo seine Frau geblieben sei.

Constanze empfing ihn unwillkürlich viel freundlicher, als sie es vor einer Stunde noch möglich gehalten. Sie reichte ihm herzlich die Hand, deren Fingerspitzen er dankbar gerührt an seine Lippen führte. Helene sagte mit etwas impertinentem Spott: „Bringe ungestört der Gräfin Deine Huldigung dar, ich will einstweilen für den Transport des Gepäcks in unsere Zimmer sorgen," und mit einer leichten Verbeugung gegen Constanze war sie verschwunden.

Herr Habicht war von diesem unerhörten Vertrauen durchaus nicht überrascht. Constanze beherrschte also ihre Bewunderung auch und bot ihm einen Sessel an, während sie selbst sich niederließ.

„Wie finden Sie meine Frau," fragte Habicht mit einer gewissen Spannung.

„O sehr wohl aussehend, ganz vortrefflich!"

„Ja — aber ich meine ihr Wesen, ihr Benehmen, finden Sie sie nicht verändert, gnädige Gräfin?"

„Viel munterer und lebhafter!" sagte Constanze, der diese Fragen eine Art Tortur waren.

„Finden Sie aber nicht auch, gnädige Gräfin, daß ihr das stille, schüchterne Benehmen, welches sie früher in Gesellschaft hatte, besser kleidete, als diese unternehmenden Manieren?"

„Auf Reisen ist man immer lebhafter und unternehmender!“

„Nein — ach nein, es ist die Frucht ihres Pariser Aufenthaltes und des burschikosen cavalièren Tones, der in der dortigen Frauengesellschaft seit der letzten Revolution Mode geworden. Die Französinnen werden aber durch diese Manieren nicht so entstellt wie die deutschen Frauen —“

„Sie machen uns deutschen Frauen dadurch ein großes Compliment, ohne daran zu denken,“ äußerte um abzulenken Constanze. „Aber nun bitte ich Sie, erzählen auch Sie mir etwas von meinem Vetter, von dem mir Ihre Frau gesagt hat, daß Sie öfter mit ihm zusammengetroffen sind, und daß er ein vollendeter Weltmann, ein Stern der haute volée geworden ist!“

„Ich soll von ihm erzählen? Das ist eigentlich viel verlangt, denn ich liebe ihn nicht — er ist mir als Aristokrat noch viel unausstehlicher, denn als Demokrat!“

„Ist es wahr, was Ihre Frau sagt, daß er in französische Dienste treten will — daß er vor dem absolutesten und durchgreifendsten aller Herrscher den Nacken beugen will, den er früher so stolz für ‚das Volk‘ erhob?“

„Nein, so weit glaube ich, geht doch seine Conversion noch nicht — so unausstehlich er mir ist, so muß ich ihm doch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber er ist ein persönlicher Freund des neuen Machthabers, der vielleicht von seiner Vergangenheit gar nichts weiß und nur den deutschen Reichsgrafen in ihm sieht und ihn deßhalb sich zu verpflichten wünscht."

„Ihre Frau ging so weit zu behaupten, wir würden meinen Vetter bald als Gesandten hier sehen!"

Ein so spöttisches Lächeln zog über Habicht's Gesicht, wie es Constanze nie in diesen gutmüthigen Zügen bemerkt hatte. „Meine Frau irrt — sie wird wenigstens sicher den Grafen nicht mehr hier sehen, denn meine Geschäfte erlauben mir nur noch, eine ganz kurze Frist hier zu verweilen. Uebrigens kann es wohl sein, daß man in Paris dem Grafen, der zum Vergnügen hierher reist, einige officiöse Aufträge gegeben — officiel aber wird Graf Merwing nicht auftreten, das — so hat er mir versichert — das zieme sich nicht für seine Stellung!"

„Als ehemaliger Freiheitsheld?"

„Nein, als deutscher Reichsgraf."

„Im Ernste, sagte er das?" fragte Constanze lachend.

„Wahrhaftig! Aber ich muß nun meiner Frau

folgen, die doch wohl ohne mich nicht die exorbitanten Forderungen des Kutschers und der Träger wird befriedigen können."

„Seien Sie nur höflich mit ihnen!" rief ihm Constanze nach — „wir sind nicht in Deutschland."



Fünftes Capitel.

Graf Hugo.

Die Räume des Vaticans sind nur an einem einzigen Wochentage dem Besuche des Publicums geöffnet. Constanze pflegte nie an diesem Tage zu fehlen, und der Anblick ihrer hohen Gestalt war längst Allen, die regelmäßig, wie sie den Pallast besuchten, zur lieben Gewohnheit geworden. Das Einzige, was ihren Genuß ihr störte, war das öftere Zusammentreffen mit Personen, deren Bekanntschaft sie in früherer Zeit in der Gesellschaft ihrer heimatlichen Residenz oder auf Reisen gemacht hatte. Sie entzog sich aber diesen Begegnungen immer so bald als möglich und deßhalb drängte sich ihr auch ein und dieselbe Person

nicht leicht zweimal in den Weg, wenn sie, den ernsten Blick nur auf die Schöpfungen der Kunst gerichtet, die hohen Hallen durchschritt. Nur von Helenen, seit diese angekommen, konnte sie sich nicht befreien. In ihren Zimmern ließ sich Constanze vor der neuen Hausgenossin beinahe immer verleugnen, aber auswärts konnte sie sich, so zurückhaltend und kalt sie sich benahm, durchaus nicht von ihr losmachen, und bei solchem Zusammensein flatterte Helene fortwährend unter irgend einem Vorwand bald da-, bald dorthin, und ließ unterdessen Habicht als cavaliere bei Constanze.

Es dauerte lange, ehe Constanzen das Absichtliche dieses Benehmens auffiel, das in so schreiendem Contraste zu Helenens früherem Verhalten ihr gegenüber stand; und leider gab es nur eine einzige Erklärung dafür! Helene wollte offenbar ihrem Manne Gelegenheit geben, zu seiner alten Flamme (wofür sie Constanzen nun einmal unwiderruflich hielt) zurückzukehren. — Weßhalb die junge Frau das that, wagte Constanzens reines Gemüth kaum sich selbst zu gestehen.

Ueberdem war ihr Habicht's Gesellschaft unerträglich. Er war immer ein sehr unbedeutender Mensch gewesen und wie die Geistreichen immer geistreicher

so werden ja auch die Unbedeutenden immer unbedeutender — oder fällt die Beschränktheit nur bei ihnen mehr auf, weil bei reiferem Alter man unwillkürlich auch einen reiferen Geist verlangt?

Constanze stand ganz allein in der kleinen Rotunde des vaticanischen Museums, die kein anderes Kunstwerk beherbergt, als den Apoll des Belvedere. Bei dem Anblick dieses schönen, weichen und doch männlichen Profils fiel ihr heute zum erstenmale die Aehnlichkeit mit Manfred auf. Wo war er jetzt — er, den sie vergeblich überall gesucht hatte, freilich mit den durch die Sitte beschränkten Mitteln, die ein junges vornehmes Mädchen anwenden kann, wenn sie einen jungen Mann sucht. Hier in Rom hatte sie bestimmt gehofft, ihm zu begegnen, ja eine unabweisbare Ahnung verhieß ihr das noch immer! Aber keine Spur von dem Entflohenen, den der Fürst längst in seine allgemeine Amnestie eingeschlossen und der dennoch nicht eine Silbe dem Vater gemeldet hatte.

Sie wollte natürlich ihm selbst nicht mehr ihre Hand aufdringen; denn sie hatte es ja nur damals gethan, um ihre Ehre zu retten, weil sie sie in Gefahr geglaubt — diese Furcht war jetzt von ihr gewichen — ihr Ruf war damals ganz unangetastet

geblieben; und wäre er es nicht, hätte Graf Julian auch nicht durchgesetzt, was er damals Manfred gegenüber auf sich genommen — was lag ihr hier in Rom am Ende daran, was Vettern und Basen im deutschen Krähwinkel von ihr sprachen! Aber sie wollte sich Manfred's annehmen und nach Möglichkeit gutmachen, was sie an diesem großen edlen Herzen, an diesem harmlosen Gemüthe verschuldet.

Da hörte sie eine bekannte Stimme hinter sich: „Ja der Schnitt ist wunderschön.“ Als Constanze den Kopf wandte, sah sie, daß es Helene war und nur, um nicht ganz unhöflich zu sein, sagte sie kurz grüßend, indem sie sich dem Apollo wieder zuwandte:

„Ja der Schnitt des Profils ist bewunderswerth.“

Helene lachte laut auf! „Ich sprach vom Schnitt der Mantille der Dame, die vor uns her wandelte; kommen Sie rasch, dann können Sie den prachtvollen Ueberwurf noch sehen, halb Jacke, halb Mantille und alle Vorzüge Beider in sich vereinigend, indem er die Taille verhüllt und doch ihre Eleganz errathen läßt. Nicht wahr?“

Constanze machte ihren Arm von Helenen, die sie durchaus in den nächsten Raum in das Gefolge

der Mantille ziehen wollte, los, und sagte nur kurz: „Ich danke, das interessirt mich nicht."

„Aber ich," sagte Habicht, der hinter Helenen stand und gutmüthiger und tactvoller als sie, der Gräfin Ungeduld bemerkt hatte, und nun begütigen wollte, „ich habe etwas entdeckt, was Sie interessirt!"

„Und das ist?"

„Ein neues Atelier!"

„Bildhauer oder Maler?" fragte Constanze, die Lorgnette auf Apollo's Stirne gerichtet mit dem gleichgültigen Tone einer Person, die nichts besonderes erwartet.

„Maler, und zwar Landschaftsmaler und Genremaler. Ich habe ihn selbst noch nicht gesehen, denn das Allerheiligste, worin er arbeitet, wird nur seinen Bekannten geöffnet und er ist nur denjenigen sichtbar, die es ausdrücklich verlangen. Er malt ein Bild für den General Baraguay, für welches dieser mir in Paris das Geld mitgegeben hat, um es möglichst bald ihm durch einen der von hier abreisenden Officiere zu schicken. Gestern erhielt ich einen Brief, worin mir der General schreibt, daß heute Abend ein Atachée von hier abreise, dem ich das Bild mitgeben solle. Ich bin also gleich gestern im Atelier gewesen, habe dort wahre Wunder von schönen Bildern gesehen, und der unsichtbare Schöpfer dieser

Herrlichkeiten hat mir heraussagen lassen, ich möchte heute um zwei Uhr das bestellte Bild, das glücklicherweise fertig ist, für den General in Empfang nehmen."

„Wie heißt der Maler?"

„Cavaliere Costante."

„Costante?"

„Ja; es soll noch ein junger Mann sein, aber der Papst hat ihm einen Orden ertheilt für ein wunderbares Bild, das er gemalt hat, eine Scene aus der Römischen Revolution, wo Frauen der Campagna einen verwundeten Soldaten retten."

„Ist er ein Italiener?"

„Der General Baraguay sagte mir, er habe die Aussprache eines Schweizers — aber sein Name klingt italienisch."

„Deutsch, seiner Bedeutung nach!" sagte Constanze zu sich selbst; laut bemerkte sie nur: „Er ist beinahe etwas wie ein Namensvetter von mir!"

Vom ersten Moment, wo Habicht von dem Maler gesprochen, hatte sie an die Möglichkeit gedacht, daß es Manfred sein könne — und jede Minute steigerte diesen Glauben in ihr.

„Wollen Sie mich mitnehmen," fragte sie deßhalb, „wenn Sie um zwei Uhr hingehen — es ist jetzt schon drei viertel und mein Wagen hält vor dem Vatican."

Habicht blickte sie überrascht an, denn bisher hatte sie allen Anerbietungen an seinem Arme etwas zu sehr sich entzogen. — Helene aber rief rasch: „Vortrefflich — dann habe ich Ferien und fahre mit der Frau des Oberst Lanneau auf den Pincio, es ist ohnedieß Sünde bei dem herrlichen Wetter zwischen vier Wänden zu stecken; addio, addio!"

Und fort war sie und draußen bestieg sie lachend ihren kleinen eleganten Wagen, und sich behaglich in die Kissen zurücklehnend, sagte sie triumphirend:

„So weit wären wir denn; sie haben sich in ihren Freuden associirt!"

Constanze aber, der es freilich nicht eingefallen war, daß Helene nicht Theil nehmen werde am Besuche bei dem Maler, ließ sie dennoch ruhig sich entfernen; denn der Gedanke, daß sie vielleicht in einer Viertelstunde Manfred als gefeierten und großen Künstler treffen könnte, ließ ihre Seele für alles Andere gleichgültig. Und der Banquier — da Helene keinen Herrn und am allerwenigsten einen gewissen Herrn in ihrer Gesellschaft haben konnte, gab er sich beruhigt der Freude hin, mit Constanze, die er wirklich so lebhaft verehrte, — nur allerdings nicht in der Weise, wie seine Frau es früher fürchtete und

jetzt wünschte — einen durch die Plaudereien Helenens ungestörten Kunstgenuß haben zu können.

Er bot Constanzen den Arm, die ihn in tiefen Gedanken versunken annahm und gesenkten Hauptes mit ihm durch die Galerien zurückkehrte.

„Das nenne ich Glück!" rief plötzlich ein tiefes ächt deutsches Organ neben ihr. Constanze fuhr zusammen — die Stimme war ihr nur zu bekannt!

„Das nenne ich Sympathie! Schöne Cousine! Nun sind wir ja Alle zusammen," fuhr Hugo Merwing fort — denn Niemand anders als unser alter Bekannter, der ‚Doctor Mellheim' war es.

Constanze zog ihre Hand aus Habicht's Arm, Hugo legte dieselbe ohne weiteres in den Seinigen und sagte mit einer hisance, die für Constanzen etwas Affenhaftes hatte:

„Dieß schöne Freundschaftsband muß ich zerreißen und meine näheren Rechte geltend machen. Sie erlauben es doch, schöne Cousine?"

Constanze wußte zum erstenmale in ihrem Leben nicht, was sie sagen sollte, denn sie war so grenzenlos erschrocken über diese Begegnung, die ihr zwar von Helenen vorausgesagt war, die sie aber nicht so nahe geglaubt, sonst würde sie Rom schon längst verlassen haben.

„Wußten Sie gar nicht, daß ich hierher kommen würde," fragte Hugo, von neuem ihre Hand mit seiner Hand fester in seinen Arm legend.

„Wir hatten es der gnädigen Gräfin gesagt," fiel Habicht ein, dem Constanzens Verwirrung peinlich war.

„Sie hatten es ihr gesagt? Welche Aufopferung! Denken Sie Sich, gnädige Cousine, hier unser Freund beehrt mich mit seiner Ungnade, weil ich in Paris seiner kleinen Frau etwas den Hof gemacht habe, und es war doch nur Aufopferung für ihn, um seiner Frau das fashionable Attribut zu geben, denn eine Frau, die in Paris keinen Courmacher hat —"

„Wir sind aber jetzt nicht in Paris!" sagte Habicht mit mehr männlicher Energie, als ihm Constanze zugetraut, indem er Hugo einen zornigen Blick zuwarf.

„Nein, Gott sei Dank," sagte Hugo, indem er laut auflachte, „hier in Rom huldigt man nicht mehr à ce qui est charmant, sondern man beugt nur noch sein Haupt dem Classischen!" — und dabei neigte der neue Graf sein ausdrucksvolles Gesicht so bedeutsam gegen Constanze, daß sie über den Sinn seiner Worte nicht zweifelhaft sein konnte. Zu Habicht

aber neigte sich dann Hugo auch, aber nur um ihm in die Ohren zu flüstern: „Soyez tranquille à Rome; j' ai ici d' autres chats a fouetter!"

Habicht war nichts weniger als ein unerfahrener Neuling, aber über diese Worte wurde er doch roth, beinahe so roth wie Constanze, die nicht wußte, ob es aus Zorn oder Furcht geschah.

„Wohin wollten die Herrschaften?" frug jetzt ganz behaglich der Störenfried.

„In die Peterskirche!" sagte rasch Constanze, indem sie Habicht einen Blick zuwarf. Diesen Blick hatte aber Hugo gesehen, wie er mit seinen großen hellen Augen alles sah, und eigenthümliche Schlüsse daraus gezogen!

Constanze wollte jetzt nicht in das Atelier, weil sie, wenn wirklich Manfred der Maler war, ihn um keinen Preis in ihres Vetters Gesellschaft wiedersehen mochte.

Habicht war in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Auf der einen Seite wußte er, daß der Maler ihn erwarte, und ebenso, daß das Bild den Händen des Officiers, der es mitbringen sollte, noch heute Abend übergeben werden mußte; auf der andern Seite entging ihm nicht, wie Constanze ein Alleinsein mit Hugo unangenehm sein werde — er sann also auf eine Auskunft und fand sie, indem er etwas vorschlug, was ihm selbst das Allerwiderstrebendste

war: daß sich nämlich die Gesellschaft auf dem Monte Pincio zu seiner Frau verfügen möge, die man dort leicht finden werde.

Hugo sah ihn überrascht an, schwieg aber stille, weil Constanze rasch sagte:

„Richtig, bringen wir meinen Vetter zu Ihrer Frau, und gehen wir dann zusammen nach dem Atelier, wo wir ja doch bald erwartet werden."

Hugo sah immer verwunderter von Habicht auf Constanze, denn er war zu klug — vielleicht schon zu stolz, nur einen Augenblick zu glauben, daß seine edle Cousine sich von dem unbedeutenden und verheiratheten Habicht die Cour machen lasse; er fragte sich also: Warum wollen sie allein sein?

Sie fuhren nun alle nach dem Monte Pincio. Es dauerte eine Weile, ehe man Helenen aufgefunden, die mit ihrer Freundin langsamen Schrittes durch die Promenaden fuhr. Als sie Hugo erblickte, bekam sie einen hochrothen Kopf, er aber begrüßte sie sehr gleichgültig und nahm den Rücksitz in ihrem Wagen, zur unaussprechlichen Verwunderung der jungen Frau, auf den ausdrücklichen Wunsch ihres sonst so eifersüchtigen Gemals ein, während Constanze und Habicht rasch nach der Stadtgegend fuhren, wo das Atelier des Malers sich befand.



Sechstes Capitel.

Das Atelier.

Es war beinahe drei Uhr, als die Beiden in der Nähe von Santa Maria Maggiore die hohen Steintreppen eines Hauses hinaufstiegen und dann ein großes kaltes, nach Norden gelegenes Gemach betraten, das mit Bildern und Staffeleien angefüllt war. Ein ältlicher kleiner Mann im Malerkittel, mit scharfgeschnittenen Zügen, kam ihnen höflich entgegen.

„Il signor Cavaliere non è più in casa,“ sagte er zu Habicht in welchem er den Herrn erkannte, der gestern da war, und setzte dann hinzu, Signor Costante habe lange gewartet und erst vor einer Viertelstunde sich entfernt, weil er den Besuch nicht

mehr erwartet habe. Er aber könne das Bild Herrn Habicht übergeben und sei auch vom Padrone beauftragt, die Zahlung in Empfang zu nehmen und zu quittiren.

Während Habicht nun Geld zählte und rechnete und eigentlich in dem von ihm verleugneten Elemente schwamm, ging Constanze lautlos umher und musterte die Bilder eines nach dem andern. Es waren im Ganzen nur vier Bilder, welche Originalgemälde waren, das übrige Studien nach Michel Angelo, Raphael, Titian und Paolo Veronese.

Die vier Gemälde trugen den Stempel eines überlegenen und ganz originalen Genius. Zwei davon waren Landschaften, Ansichten aus dem Sabinergebirge, Beide mit trübem, nichts weniger als blauem Himmel, wie in Italien alle fremden Künstler ihn für die Heimath des Contrastes wegen darstellen; die beiden andern Gemälde stellten Scenen aus dem römischen Volksleben dar. Das eine zeigte eine Bauernhütte; in der Mitte auf ärmliche mLager ein sterbender Vater, dem sein Sohn, ein ganz jugendlicher Mönch, die letzte Oelung reicht. Mit sehnsüchtigen Blicken und ausgestrecktem Arm erhebt sich der Greis, um aus den Händen des geliebtesten Sterblichen den unsterblichen Trost zu empfangen.

Der alte Italiener, der den Erklärer machte, bemerkte mit Genugthuung die tiefe Wirkung, welche das Bild auf Constanzen hervorrief. Sie konnte den Blick nicht abwenden von den bleichen Zügen des jungen Mönches, in denen das Glück, dem sterbenden Vater ein Bote Gottes zu sein, den Schmerz des Sohnes ganz verklärt hatte.

Das letzte Bild stellte eine zwar weniger traurige aber doch auch ernste Scene dar: ein Gefangener, der von zwei Sbirren über die Gränze gebracht wird. Der Kopf des Verbannten war rückwärts gewandt und hing mit solcher Sehnsucht an dem Saume der blauen Berge, die seine Heimath umschlossen, daß man fühlte, er würde fern von ihnen nicht das Leben tragen. Die Physiognomie des einen Sbirren war stumm und gleichgültig und blickte vorwärts nach dem Wege; die des anderen mit unverkennbarer Schadenfreude auf das von Trauer beschattete Antlitz des Jünglings gerichtet, der im Costume eines albanesischen Bauern dennoch einen politischen Verurtheilten darstellen sollte — denn diese allein wurden verbannt.

Constanze stand noch immer in Sinnen verloren vor dem Bilde, und daß die Bilder so gut gemalt, so meisterhaft angelegt, verstimmte sie eigentlich, denn

sie dachte — „sie sind zu gut für Manfred; solch' ein Meister kann noch nicht aus ihm geworden sein! — Es war wieder eine der hundert Täuschungen, die ich schon erlebt hatte, seit dem ich ihn suchte" — als die krähende Stimme des Italieners rief: „Ecco il padrone."

Sie wandte sich — in der Thüre stand ein großer blasser Mann mit langem dunklem Bart; er war ihr fremd — da nahm er den Hut ab; hell fiel das Licht in seine Augen — diese Augen kannte sie, es waren dieselben, die sie einst die Augen eines Mädchens genannt hatte — und Alles nicht achtend eilte sie auf den Maler zu, und ihm beide Hände hinstreckend, rief sie mit dem Tone, der jubelnd aus dem Herzen kommt: „Manfred, Gott sei Dank, Manfred, ich habe Sie gefunden."

Manfred sagte nichts; er beugte aber tief sein dunkles Haupt auf ihre Hände und preßte sie an Mund und Stirne — er konnte nicht denken — viel weniger sprechen! Sie wiederzusehen, sie die Einzige, die er je geliebt, und so wiederzusehen in seinem Atelier, ihn suchend, wie sie ja selbst sagte, — dieß Glück verwirrte seine Gedanken!

„Gnädige Gräfin!" — hier blieb Herr Habicht stecken, als er die Beiden sah, denn auch ihm

gingen die Gedanken aus beim Anblick der Gruppe, die sich so überraschend seinem Auge zeigte.

„Manfred! wo waren Sie?“ rief endlich wieder Constanze aus — „wo, all' die lange Zeit?“

„In meinem Atelier, in meinen Studien und Erinnerungen!“ antwortete er — „in Ihnen habe ich gelebt — das wo ist gleichgültig!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Das ist es nicht — es ist nicht gleichgültig. Wären Sie nicht hier in Rom gewesen, hätten Sie nicht Jahre lang die weiche Luft Italiens geathmet und Ihr Auge an den Formen und Farben des Südens gebildet — würden Sie dann der Schöpfer dieser Bilder hier geworden sein?“

„Glauben Sie, daß es nur die Bildung des Auges an Formen und Farben, die Bildung des Geschmacks an großen Meistern ist, wodurch ich weiter gekommen bin?“

„Und was Anderes sollte es sein?“ fragte Constanze.

Manfred sah sie einen Augenblick schweigend an, dann sagte er:

„Es ist freilich wahr, ich verdanke Italien viel. Ich habe auch viel und eifrig studirt. Wohl nie hat ein Kunstjünger unermüdlicher das Albanergebirge

durchstreift und nach Stoffen für sein Skizzenbuch gieriger die Höhen Sabinums umwandert; nie kann die Schöpfungen Raphael's, Titian's und Michel Angelo's ein gläubig andächtiger Pilger tiefer in seine Seele aufgenommen haben. In der That, an heiligem Eifer, an Fleiß, an rastlosem Streben mit einem Wort habe ich es nicht fehlen lassen."

„Aber?" fragte Constanze — „Sie wollen ein Aber folgen lassen."

„Aber was nutzt das Alles," fiel Habicht ein, „wo nicht das Talent die Hauptsache ist!"

„Das wollte ich nicht sagen," antwortete lächelnd Manfred — „so arrogant bin ich nicht; ich wollte sagen — die Hauptsache scheint mir, welche Welt der Künstler selbst in sich trägt, in welche Atmosphäre ihn sein Schicksal gestellt hat, an welchen Gedanken sein Inneres still sich nährt. Und so glaube ich denn, daß ich den besten Theil dessen, was ich erreicht habe und geworden sein sollte, doch mit aus Deutschland nach Italien gebracht habe!"

„Das ist recht gesprochen — stolz liebe ich den Spanier" — rief Habicht aus.

Aber Manfred's Auge blickte in das Constanzens, und sie las darin, daß es nicht Stolz war, was eben aus Manfred sprach!

Herr Habicht begann sich in Ausrufungen über seine Freude zu ergeben, der Erste gewesen zu sein, welcher den großen Künstler entdeckt und nun den werthen Landsmann in ihm gefunden habe; er zeigte eine wirklich liebenswürdige Theilnahme und Aufregung darüber.

Constanze hatte sich unterdeß noch einmal den Bildern betrachtend zugewandt; doch bald kehrte ihr Auge von denselben zurück, und blieb auf der Gestalt Manfred's haften, die ihr die alt bekannten Züge, und doch eine so eigenthümliche, so anziehende Veränderung des ganzen Menschen zeigte. Wie männlich, wie ernst gehalten in edlem Selbstbewußtsein war der junge schüchterne Kunsteleve geworden! Welcher sprechende Ausdruck war auf dieß feingeschnittene, schöne, von der südlichen Sonne gebräunte Antlitz getreten!

Manfred wandte sich von Habicht ab, und der Gräfin wieder zu:

„Eines vor allen Dingen, eine Frage erlauben Sie auch mir, gnädige Gräfin," sagte er.

„Fragen Sie!"

„Ich erhalte durch die dritte Hand so unzuverlässige Nachrichten über meinen Vater. Wissen Sie nichts Näheres von ihm?"

„Es geht ihm gut, schrieb man mir noch vorgestern. Aber warum schreiben Sie ihm nicht?“

Manfred ließ ihre Hand los, die er bis jetzt zwischen den seinigen gehalten, und fuhr sich damit über die Augen; dann zu dem ersten Bilde hinzeigend, welches den jungen Mönch am Sterbebette seines Vaters darstellte, sagte er mit schmerzlichem Lächeln:

„Ich bin in der Lage des jungen Mönchs; die Würde des Priesters überwiegt in mir den Schmerz des Sohnes; erst wenn er schwach und kränklich meiner bedarf, kann ich mich ihm zeigen und ihm zugleich mit der Liebe des Sohnes den Trost der Kunst bringen. Sobald ich meinem Vater schreiben würde, würde er zu mir eilen, und mir alle meine Bilder —“

„Beregenbogen!“ sagte Habicht lächelnd, der hinzugetreten war, von beiden unbemerkt.

Constanze lachte herzlich bei der Vorstellung, wie zu diesen vier Bildern ein Regenbogen stimmen würde, während Habicht seinem alten Bekannten herzlich die Hand schüttelte, und so alles wieder in's Geleise des gewöhnlichen Lebens trat.

Constanze bestand darauf, daß Manfred mit ihr nach Hause fahren solle, obgleich er durch allerlei Vorwände und durch traurige und bedeutsame

Blicke sie anzuflehen schien, ihn in seinem Asile zu lassen, und nicht von neuem dem Zauber ihres Wesens, dem er sich so heldenmüthig entzogen, auszusetzen.

Es war aber wahrhaftig nicht Koketterie oder Grausamkeit in Constanzen, sondern der Wunsch, sobald als möglich aus Manfred's eigenem Munde seine Geschichte zu hören, wie es ihm ergangen, wie er zu einem großen Maler geworden, was sie trieb, Manfred's vernünftigem Verlangen nicht nachzugeben. So stieg er denn mit ihr und Habicht in den Wagen. Als Habicht sich vor ihrer Thüre verabschiedet, um hinauf zu seiner Frau zu gehen, wandte sich Constanze zu ihrem Diener und befahl ihm für das Diner noch ein Couvert aufzulegen.

„D'rin im Salon sitzt auch noch ein Herr, wird er auch mit der gnädigen Gräfin speisen?"

Constanze öffnete die Thüre, da saß auf ihrem Canapé ganz behaglich mit einigen alten Münzen spielend ihr Vetter.

„Sie sehen, theure Cousine, ich nehme das Recht des Verwandten in Anspruch, und lade mich hiemit selbst zu Tische, bin Ihnen aber doch sehr dankbar, daß Sie an mich gedacht und für mich ein Couvert aufzulegen befohlen haben, wie ich eben höre."

Hugo hatte Manfred noch nicht gesehen, erst

jetzt betrat der Maler die Schwelle, aber Hugo erkannte ihn nicht und blickte neugierig nach Constanze wie um sie zu bitten, ihm den Ankommenden vorzustellen.

Sie that das lächelnd mit einer Art befriedigten Rachegefühls, indem sie ziemlich pathetisch sagte: „Il signor cavaliere Manfred Costante.“

Der Name frappirte Hugo, er fixirte den Maler, der ihn lächelnd ansah und sagte dann giftig: — „Wenn ich nicht irre, früher Manfred Mallpott oder Wallpott.“

„Aber jetzt nicht mehr Mallpott oder Wallpott, ich heiße jetzt nur noch Costante — ich thue das, um das Gleichgewicht herzustellen.“

„Wie so?“

„Haben Sie nicht einen Namen mehr angenommen? Anstatt Hugo Mellheim heißen Sie jetzt, wie ich höre, Hugo Merwing zu Melsenz.“

Daß Manfred jeden Titel wegließ, verdroß den neuen Grafen, aber er ließ es sich nicht merken, sondern nahm sich nur vor, durch verdoppelte Malice es dem Maler entgelten zu lassen.

Hugo fragte Constanze, wie lange sie in Rom sei.

„Diesesmal bin ich seit zwei Monaten hier.“

„Und Sie, Herr — Costante.“

„Seit drei Jahren."

„Da hat gewiß meine Cousine unter Ihrer vortrefflichen Leitung bewundert und genossen, was das alte und das junge Rom (er betonte ‚jung' besonders stark) dem Fremden bietet?"

„Ich kenne nur das alte," — sagte ruhig Manfred, „und verstehe auch gar nicht, was Sie unter dem ‚jungen' meinen."

„Nun, die Masse neuer Künstler, die hier schaffen und wirken, sind Sie nicht selbst ein Repräsentant des jungen Roms?"

„Nein, Herr Graf, ebensowenig wie Sie den alten deutschen Adel repräsentiren."

Hugo wollte auffahren, aber Constanze, die, nachdem sie die Herren einander vorgestellt, das Zimmer verlassen, um einige auf ihr kleines Diner bezügliche Befehle zu geben, trat gerade jetzt ein und sagte:

„Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Manfred, mein Vetter muß als Verwandter des Hauses sich ohne Dame begnügen, da hier nur eine ist."

„Für mich ist in der ganzen Welt nur Eine!" sagte Manfred leise, wie zu sich selbst, indem er ihre Hand in seinen Arm legte — daß diese Hand heftig zitterte, war nicht gerade geeignet, sein Blut, das ohnehin schon hohe Wellen schlug, zu beruhigen.

Constanze, deren Freude eben noch durch ihres Vetters Gegenwart so ganz zerstört worden, fühlte sich jetzt durchaus von dessen Gegenwart nicht mehr belästigt — im Gegentheil sie war durch Manfred's leise Worte in eine so unaussprechliche Verwirrung gerathen, daß sie Gott dankte, daß ein Dritter zugegen war und sie mit dem Manne, der sie in solche Bewegung versetzt, sich nicht allein befand. Ueberdem freute sie Manfred's ruhige Haltung dem anmaßenden Vetter gegenüber — und sie hätte jubeln mögen, daß er seine frühere Schüchternheit abgelegt hatte. Hugo's Hauptabsicht war es zu ergründen, auf welchem Fuße Manfred zu seiner schönen Cousine stand, um derentwillen er selbst Paris verlassen und die er jetzt, nachdem er sie wiedergesehen, keinem abzutreten geneigt war, am allerwenigsten aber dem Maler Manfred, dessen Berühmtheit ihm nicht im mindesten imponirte. Er ahnte nicht, daß sich die Beiden heute zum erstenmal in Rom gefunden und Constanze fand eine boshafte Freude daran, ihn nicht darüber aufzuklären. Selbst als er geradezu fragte, ob sie häufig zusammen den Vatican besucht, hatte Constanze durch die Antwort: „Herr Manfred ist eine viel zu ernste Künstlernatur, um so eine Dilettanten-Seele wie ich bin neben sich ertragen zu können,“

ihm die Wahrheit verhüllt. Manfred aber, der ihre Absicht durchschaute und den sie freute, sagte lächelnd: „Sagen Sie die Wahrheit, gnädige Gräfin und gestehen Sie, daß ich Ihnen zu pedantisch bin! Frauen sind das nie und wir deutsche Männer sind es immer.“

„Ich nicht,“ sagte Hugo trotzig, „ich nicht! Ich bin kein Pedant, und alle Pedanterie ist mir ein Gräuel!“

„Herr Manfred hat aber doch Recht, das heißt, im Allgemeinen, wenn er sagt, jeder deutsche Mann ist ein Pedant und muß es sein — und blos vielleicht, weil Sie eine Ausnahme waren, was immer gefährlich, ist es mit Ihnen so weit gekommen, daß man Sie zum Tode verurtheilt hat!“

„Diese Thorheiten liegen hinter mir!“ brummte Hugo verdrießlich.

„Thorheiten nennen Sie das jetzt?“ rief Manfred verwundert — „vielleicht sogar Irrthümer?“ — setzte er ironisch hinzu. —

„Warum nicht?“ — sagte der neue, sich fühlende Graf trotzig, „warum nicht? man macht sich nur lächerlich damit. Eben so lächerlich, wenn man einem in Dunkelheit versunkenen und in Dunkelheit behaglich sich fühlenden Volke den Regenbogen der neuen

Gnade zeigen will, als wenn man in eine friedliche unbedeutende Landschaft mit matter Beleuchtung einen siebenfarbigen Regenbogen malt!"

„Vielleicht noch lächerlicher," sagte ruhig Manfred „und man wird deßhalb auch härter bestraft."

„Sie haben Recht," lachte laut und gezwungen Hugo, „wenigstens habe ich noch nie vernommen, daß ein Maler wegen eines schlechten Bildes arretirt wäre; aber die dümmste Rede kann Einem das zuziehen, d'rum hat jeder Recht, der Maler wird; es ist eine sichere und ganz gefahrlose Art, die Leute ‚hinter's Licht zu führen' und ihnen zugleich dann in der Dunkelheit der Kunstduselei die guten Goldstücke aus der Tasche zu locken."

„O wie viel Vorzüge hat überhaupt meine Kunst vor der Ihrigen."

„Der Meinigen?" fragte Graf Hugo.

„Nun der Kunst ein Redner zu sein!"

Ehe Hugo antworten konnte, fiel Constanze rasch ein: „Ich erinnere mich bei den Vorzügen der Malerkunst einer Anecdote, über die wir viel gelacht haben. Es war bei dem Besuch eines Ateliers. Eine junge Polin, die zu den Leuten gehört, welche immer etwas sagen wollen und immer das Verkehrteste vorbringen, sagte pathetisch zum Maler: ‚J'aime

beaucoup votre talent!' und meinte dabei das Malertalent im Allgemeinen, aber durchaus nicht das des gegenwärtigen Malers, wie dieser und wir alle natürlich glaubten. Als er sich dankbar für das Compliment verbeugte, frug Gräfin Lisinski naiv: 'Savez-vous pourquoi?' Der Maler zuckte bescheiden die Achseln und sie versetzte nun mit großer Befriedigung: 'Parcequ'il ne fait pas de bruit!' Der Maler war über diese anscheinende Grobheit außer sich, die Gräfin aber entfernte sich sehr zufrieden mit sich selbst und ihrer neuen Idee!"

Obgleich Constanze es so auf alle Weise versuchte, die Unterhaltung im ruhigen Geleise zu lassen, so gelang ihr dieses doch durchaus nicht, denn Hugo suchte etwas darin, Manfred, er mochte sprechen von was er wollte, auf seine Maler-Beschäftigung zurückzuweisen, was dann Manfred vergalt, indem er ihn an seine Demokratenlaufbahn erinnerte, weil er mit feinem Tact sehr wohl die absichtliche Beleidigung herausfühlte. So frug Hugo nach einer Pause: „Sind Sie Portraitmaler?" Worauf Constanze verweisend sagte: „So haben Sie doch kein so schlechtes Gedächtniß! Ich habe Ihnen ja erzählt, daß Herr Manfred nur das Genre und die Landschaft anbaut."

„Schade," sagte in seiner eigenthümlichen

rücksichtslosen Weise Hugo: „Ich hätte ihm dann viel Beschäftigung zuweisen können. Die halbe französische Garnison würde sich von ihm haben malen lassen."

„Sollte die mit Ihnen über Portraits sich unterhalten?" sagte lächelnd Manfred — „dann kennen die Herren sicher nicht Ihre Vergangenheit und wissen nicht, zu welchem Zweck einst Ihr Portrait bei meinem guten Vater bestellt wurde."

„Und zu welchem Zweck war es denn," fragte Constanze, die sich dessen nicht erinnerte.

„Für den Galgen!" fiel Hugo bitter ein, „und das war ein Glück, so hatte Herr Wallpott doch wenigstens einen hohen Kunden."

Manfred sagte eiskalt aber sehr scharf: „Es ist wieder ein Beweis von dem, was ich vorhin behauptete, daß Sie nämlich kein Repräsentant des alten Adels sind, wenn Sie in Gegenwart einer Dame über meinen Vater spotten."

Hier sprang Hugo auf — aber sich sogleich wieder setzend, sagte er nur: „wir sprechen uns nachher — möge Ihnen dann der Beweis, den ich Ihnen führen werde, daß ich meinen Stand zu vertreten weiß, nicht unbequem werden."

Manfred beugte ruhig lächelnd das Haupt und sagte nichts, Constanze aber hätte ihren Vetter

ermorden können, daß er so rücksichtslos sich in ihrem Salon benahm. — Weil sie aber dennoch Hugo's Rachsucht fürchtete und wohl sah, daß sie seiner Eifersucht entsprang, sagte sie nach einer Weile, wo alle stumm gesessen:

„Haben Sie mich gleich erkannt heute, Herr Manfred — ich kannte Sie erst, als Sie Ihren Hut abnahmen.“

„Wie,“ rief mit unverstellter Freude Hugo, „Sie haben ihn erst heute getroffen?“

Da sagte Constanze lächelnd, „Herr Habicht war dabei und ihm verdanke ich auch allein die Entdeckung dieses flüchtigen Landsmanns.“

Von diesem Augenblicke an änderte Hugo sein Benehmen; hatte er vorher Manfred überall zu kränken, zu verletzen, ja zu beleidigen gesucht, so war er jetzt höflich gegen ihn, ja sogar verbindlich — er konnte ja nicht Constanzens Liebhaber sein — sie hatte ihn ja erst vor einer Stunde wiedergesehen und bei ihrer letzten Zusammenkunft, vor so langer Zeit, im Arresthause, war er ja selbst gegenwärtig gewesen. Hugo hatte jetzt wieder Fahrwasser.

Manfred nahm aber durchaus keine Notiz von Hugo's Freundlichkeit, er konnte natürlich so rasch dessen Beleidigungen nicht vergessen, und nahm

deßhalb seine Artigkeit eben so kalt wie früher dessen Unhöflichkeiten auf.

So wurde die Mahlzeit ohne Harmonie zu Ende gebracht, es war schon dunkel, als die Herren aufbrachen, Hugo ging noch zu Habicht's hinauf, denn die kleine Frau hatte schon zweimal herunter geschickt, um Alle zum Thee einladen zu lassen, Constanze aber und Manfred sich entschuldigt, was Hugo wegen seiner frühern Beziehungen doch nicht zu thun wagte. Hugo empfahl sich zuerst, aber Manfred stand zu seiner Beruhigung auch schon an der Thüre, den Hut in der Hand und Constanze frug ihn nur noch nach dem Wege nach Andrea della Valle und so ging er in der festen Ueberzeugung, daß Manfred unmittelbar nach ihm auch gehen werde. Als er aber nach zwei Stunden die Treppe von Habicht's herunterkam, traf er Manfred, wie er erst jetzt von Constanze ging — zwei Stunden also waren sie noch allein gewesen — sein Zorn — seine Eifersucht übermannten ihn so sehr, daß er auf Manfred zutrat und ihn auf das Barscheste frug: „Was haben Sie bis jetzt bei der Gräfin gemacht?"

„Welches Recht haben Sie das zu fragen?"

„Recht genug," lachte höhnisch Hugo, „einem Mann gegenüber, der einst um dieselbe Stunde bei

meiner schönen Cousine für mich den Ehemann spielen mußte. Haben vielleicht Herr Manfred Wallpott wieder solches hohe Spiel gespielt?"

Manfred faßte Hugo's Arm, daß dieser aufschrie.

„Sie sollen," sagte er zornig, „morgen den Ritterschlag von mir erhalten, der Ihnen sehr nothwendig ist, und zugleich kann er Ihnen einen Denkzettel für Ihren losen Mund geben, wenn er ihn nicht ganz versiegelt."

„Wo?" frug Hugo, seinen freigelassenen Arm schüttelnd.

„In meinem Atelier, wir sind nirgends sicherer — und auf jeden Fall wird Ihnen dann ein Verband zu Theil!"

„Zupfen Sie aus Ihrem Malerkittel Ihre Charpie für Sich selbst!" sagte Hugo grimmig, indem er den Corso hinabschritt, während Manfred den Weg über die Piazza del Popolo einschlug, weil er noch einmal Constanzens Fenster sehen wollte, der er seit zwei Stunden seine einfachen Schicksale, seine Prüfungen, seine Studien, sein ganzes Leben mitgetheilt hatte.



Siebentes Capitel.

Die Wahrheit.

Aus Manfred's Atelier waren die vier großen Bilder mit ihren Staffeleien weggebracht worden und nur eine Menge von Studien, die den untern Theil der hohen weißen Wände bekleideten, verriethen die Bestimmung des großen Saales, der einst einer fürstlichen Familie Empfanggemach gewesen. Am obern Ende, an der Hauptwand konnte noch, wer genau hinblickte, die Klammern gewahren, die einst den Thron festgehalten, den ehemals jede fürstliche Familie in Italien in der antecamera del trono aufschlagen ließ. Wo einst dieser Thron gestanden, stand jetzt ein alter Marmortisch mit vier vergoldeten Füßen;

auf der ovalen Platte liegen zwei Degen von gleicher Länge und daneben steht mit wichtigem Gesicht unser alte Italiener, der Gehülfe, Freund und Begleiter des Signor Cavaliere, mit welchen drei hochtönenden Titeln der gute Alte die Stellen eines Farbenreibers, Kammerdieners und Kochs bei Manfred bezeichnete.

Das gutmüthige Individuum hatte selbst in jüngeren Tagen einige sehr kühne und originelle, aber leider ganz mißlungene Versuche gemacht, in den Parnaß zu gelangen, tröstete sich aber jetzt damit, wenigstens sein Leben in einem Atelier zuzubringen, und nur seiner Künstlereigenschaft allein verdankte Manfred die Dienste dieses Factotums, das selbst zu keinem Fürsten in ein untergeordnetes Verhältniß getreten sein würde, nur ‚al genio,‘ wie er sich ausdrückte, vermochte seine große Seele sich zu beugen. Pancrazio hieß dieß Wesen, das nur eines von der allverbreiteten Classe in Italien ist, die alle ‚artista‘ sein wollen, Wesen, deren Begabung leider nicht Schritt hält mit ihrer Verehrung und Liebe zur Kunst.

Manfred behandelte ihn besonders gütig, weil Pancrazio's ganzes Treiben ihn immer an seinen Vater mahnte.

Signor Pancrazio hatte einen ganz nagelneuen

Malerkittel an, vom Schnitt wie ihn Raphael getragen, sein Bart und sein Haupthaar, ja selbst seine eingefallenen und scharfen Züge erinnerten an Michel Angelo, das heißt, so wie die Hauskatze an den bengalischen Tiger erinnert. Seine Haltung war, als er dem hereintretenden Hugo entgegen schritt, so würdevoll wie die von Rubens, als er als Gesandter der Infantin Isabella auftrat.

Hugo schien jedoch diesen großen Reminiscenzen in keiner Weise Zugang zu gewähren.

„Ist Euer Padrone nicht da?“ fragte er.

„Er ist zu Hause!“ antwortete der Alte kalt und pathetisch.

„Wo ist er? Setzt er vielleicht in diesem Augenblick gar vorsorglich sein Testament auf?“

Der Alte schien für gut zu finden, diese Aeußerung, welche in einem Tone gesprochen wurde, der zu dem Ernst des Augenblicks so wenig paßte, ein absolutes Schweigen entgegen zu setzen.

„Es wäre eine Mühe,“ fuhr Hugo fort, „die er sich ersparen könnte!“

„Hoffentlich,“ sagte Pancrazio.

Hugo ging lebhaft und, wie es schien, sehr ungeduldig im Saale auf und nieder. Pancrazio suchte bei dem Grafen einen scheuen Seitenblick auf seine blanken

Waffen zu ertappen. Aber er hatte diese Genugthuung nicht. Der fremde Signor schien sich nicht das Allermindeste darum zu kümmern.

„Wahrhaftig, er läßt mich warten, Euer Padrone," sagte Hugo nach einer kurzen Pause. „Ich habe Eile — geht und bittet, ihn zu kommen!"

„Ich will ihn rufen!"

Pancrazio schritt würdevoll ab.

Gleich darauf öffnete sich die Thüre wieder und Manfred trat ein. Er warf einen verwunderten Blick auf Hugo, weil er diesen allein, ohne Freund und Kampfzeugen sah.

„Sie kommen allein?" fragte er.

Aber Hugo trat ihm entgegen und streckte ihm die Rechte hin, indem er lebhaft und mit, wie es schien, ungeheuchelter Freundlichkeit sagte:

„Ich sehe, alle Vorbereitungen sind feierlichst getroffen. Wir können jeden Augenblick beginnen, uns die Hälse zu brechen. Ihr alter Famulus sieht gerade aus, als ob er meinen Todtengesang anstimmen wolle. Aber aus dieser ‚nadowessischen' Todtenklage wird nichts. Es wird auch aus unserem Zweikampfe nichts — kurz, es wird nichts aus Allem."

Manfred hatte die dargebotene Hand nicht angenommen.

„Es wird nichts daraus?“ fragte er überrascht.

„Nein!“

„Und weßhalb nicht?!“

„Blutgieriger Mensch, der Sie sind — wird es Ihnen schon schwer, dem Gedanken, mir das Leben zu nehmen, zu entsagen? Ist es in den Schicksalen geschrieben, daß ich umkommen soll entweder in effigie oder in der Wirklichkeit von der Hand . . . aber lassen wir die schlechten Scherze bei Seite —“

„Ich bin vollständig damit einverstanden,“ fiel Manfred kalt ein.

„Gut denn — es wird nichts daraus, weil ich Ihnen etwas einräume, was Sie vollständig befriedigen wird.“

„Und das ist?“

„Daß ich am gestrigen Abende betrunken war,“ versetzte Graf Hugo Merwing.

Manfred verstand dieß Benehmen nicht. Er sah seinen Gegner mit einem Blicke an, daß Hugo leicht darunter erröthete.

„Sie haben ja gestern kaum ein Paar Gläser gekostet,“ sagte Manfred.

„Kann man nur von Wein trunken sein?“

„Was soll das heißen?“

„Was Sie wollen! bedenken Sie aber, daß ich

erst bei der Gräfin war, in die ich verliebt bin ohne Hoffnung, das heißt, vor der Hand, und nachher bei der schönen Habicht, die in mich verliebt ist, auch ohne Hoffnung — aber da heißt es: nach der Hand!"

„Sie sind wenig großmüthig —"

„Seien Sie es desto mehr und verzeihen Sie mir meine in halber Bewußtlosigkeit gesprochenen Worte. — Unten hält Gräfin Constanze in ihrem Wagen und will mit uns nach dem Colosseum und dann zu Paulskirche fahren."

Er hielt noch immer die Hand hin, in welche Manfred einzuschlagen zögerte, da hörte man von der Straße herauf Pferde stampfen — der Gedanke, daß das Constanzens Pferde seien, und sie selbst im Wagen sitze und auf ihn warte, überwog alles; er nahm Hugo's Hand und sagte lächelnd: „Einstweilen! Denn ich ahne, daß unsere Freundschaft nicht von langer Dauer sein wird — wir sind beide zu stolz."

„Und zu verliebt," lachte Hugo laut auf. „Sie haben recht, aber ‚einstweilen' können wir doch gute Freunde sein."

Manfred ging mit Hugo zum Zimmer hinaus. Signor Pancrazio aber blieb zurück und sagte mit tiefer Verachtung, indem er auf die Degen blickte,

die auf dem Marmortische lagen: ‚Il miserabile! non potera indurare questo aspetto!' — Er war überzeugt, der Anblick seiner so schön kreuzweis gelegten Waffen so wie seines eigenen feierlichen Selbst hätten den Muth des Conte tedesco zu Boden geschlagen. Er hätte beinahe in einem langen Monologe voll ächt italiänischer Beredtsamkeit seine Verachtung kund gethan, als ihm einfiel, daß eigentlich gar nichts daran liege ob ein gewöhnlicher Mensch sich so jämmerlich benehme oder nicht — denn Hugo war ja nicht artista!

Manfred selbst wußte nicht, was er von Hugo's veränderrem Benehmen halten sollte, denn er konnte ja nicht ahnen, daß dieser heute Morgen bei Constanze gewesen, und daß sie ihm die Freundschaft oder doch das gute Vernehmen mit dem Maler zur Bedingung ihrer eigenen Freundschaft gemacht hatte. —

Der nun beginnende Verkehr zwischen Constanze, ihrem Vetter und Manfred hatte für alle Drei den höchsten Reiz und befriedigte doch Keines! Constanze fühlte sich gequält von Hugo's geradezu gestandenem Verlangen nach ihrer Hand, die er von ihr forderte als ein ihm gebührendes Recht, als etwas Versprochenes, in ihren früheren Briefen ihm Verheißenes. Er sagte zu ihr:

„Sagen Sie mir nur, was ich werden soll, was Sie von mir verlangen, was ich leisten soll, ich schrecke vor nichts zurück, ich halte mein Wort, aber lösen Sie auch das Ihrige!“

„Ich habe Ihnen nie mein Wort gegeben!“

„Das haben Sie allerdings gethan, hier sind Ihre Briefe, lesen Sie, was Sie verheißen!“

Constanze las und konnte sich selbst nicht läugnen, daß ihre Briefe gemacht seien, in eines Mannes Herzen Hoffnungen zu wecken; aber als sie diese Briefe schrieb, hatte sie ihn ja noch nicht gesehen; — so gehörten diese Blätter also einem Roman, einem reinen Gebilde der Phantasie an, aber nicht zur Wirklichkeit, und konnten also auch keine Verpflichtung auferlegen.

Auf der andern Seite sah sie ein, daß Hugo's energischer Charakter wirklich zu Großem fähig sei, und daß ihr dieses eine Art Verpflichtung auferlege, ihren Einfluß auf ihn zu benützen, geschehe es auch mit dem Opfer ihrer selbst — wäre er ihr nur nicht so unerträglich gewesen! Manfred liebte sie dagegen, das fühlte sie tief, aber sie glaubte ihm nicht nothwendig, zu seiner Zufriedenheit nicht unentbehrlich zu sein; im Gegentheil, sie glaubte, die Trauer um seine unglückliche Liebe sei die beste Muse für ihn

und begeistere ihn mehr wie das Glück. Ueber ihre eigenen Gefühle zu ihm legte sie sich aber weiter keine Rechenschaft ab; sie sah ihn täglich, still, aufmerksam in melancholischer Freundlichkeit mit ihr verkehren, ihren lebhaften, immer kräftiger wieder erwachenden Feuergeist mit der Ruhe eines Weisen beobachten, fein und sinnig das Schöne auffassen, in gränzenloser Bescheidenheit nie sich selbst erwähnen, und doch mit männlichem Stolze Hugo's Uebermuth die nöthigen Schranken setzen. Wenn sie über Manfred längere Zeit nachgedacht, so war ihr Resultat, daß er ihr Freund für das ganze Leben bleiben müsse. Daß das anders sein könne, fiel ihr bei seiner Ergebenheit und wolkenlosen Treue nicht ein.

Manfred selbst litt aber bei dem täglichen Verkehr mit ihr, er liebte sie zu sehr, um ohne Verlangen nach ihrem Besitz sie zu sehen und er war zu klar, zu bescheiden und zu männlich, um dieß Verlangen nicht als eine Thorheit zu verdammen.

Hugo aber war der Allerunzufriedenste. Auf der einen Seite die Frau des Banquiers, der Rom nicht verließ, weil er sich selbst zu gut dort gefiel, und seiner Frau die Lection des abgebuhlten und entfremdeten Liebhabers gönnte — diese Frau, die mit ihrer Liebe, ihrer Eifersucht, ihren hundert kleinen

und großen Prätensionen ihn quälte, und die Hugo oft sehen mußte, weil Constanze sie als Schutzwehr gegen seine Bewerbung jetzt häufig einlud!

Auf der andern Seite Constanze, über die selbst seine Eitelkeit sich nicht täuschen, von der er sich nicht einbilden konnte, sie liebe ihn und die deßhalb ihm täglich reizender und unentbehrlicher erschien! — Auf Manfred war er nicht mehr eifersüchtig, des Malers Melancholie bewies seiner Menschenkenntniß zu gut und deutlich, daß diesem keine Hoffnungen gegeben waren.

Eines Tages erhielt Constanze einen Brief vom Prinzen August. Er frug sie, welche Erfolge ihre Lebensmoral ihr eingetragen. Er war glücklich aus dem Orient zurückgekehrt, war jetzt in Constantinopel angekommen, und schloß seinen Brief mit der Versicherung, daß seine Anschauung ihm so goldene Früchte eingetragen, daß er, wenn sie es wünsche, auf der Rückreise in die heimathliche Residenz zu ihr nach Rom kommen und von seiner erlangten Weisheit ihr mittheilen und sie nach Hause zurückgeleiten wolle!

Sie hielt den Brief lange in der Hand und blickte ernst auf die wohlgeformten Züge der fürstlichen Hand.

„Also auch er liebt mich noch und nichts ist wahr, was die Zeitungen behaupten, daß er als glücklicher Bräutigam einer schönen Fürstentochter an den heimischen Hof zurückkehre?"

Da trat Hugo ein und frug, welch' ein Brief das sei, den sie zusammenhalte.

„Vom Prinzen August."

„Zeigt er Ihnen seine Verlobung an?" fragte er spöttisch.

„Nein," sagte Constanze mit entschuldbarem weiblichem Stolze und verletztem Selbstgefühl; „nein, er schreibt mir, daß er hierher kommen und mich nach Hause geleiten wolle, wenn ich es wünsche."

Hugo biß sich die Lippe blutig. Denn er kannte Constanze zu gut, um nicht zu wissen, daß sie die Wahrheit sage, und den Prinzen auch, um nicht sicher zu sein, daß er einen solchen Vorschlag nur der Dame mache, deren Hand er begehre.

Da kam auch Manfred, und Hugo konnte sich den Genuß nicht versagen, ihm die Hälfte seiner Qual aufzubürden.

Er rief ihm entgegen: „Wissen Sie schon die große Neuigkeit, die ich eben aus dem Munde meiner schönen Cousine erfahre?"

Manfred schüttelte nur lächelnd das Haupt.

„Nun so erfahren Sie es denn: Prinz August, unser künftiger allergnädigster Landesherr, trifft nächstens hier ein, um als zweiter Johann von Paris seine schöne Braut nach Hause zu geleiten.“

Manfred sah von Hugo auf Constanze; sie lachte aber nur und nahm sich vor, den wahren Zusammenhang dem Maler mitzutheilen, aber Hugo ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Ja, ja, verbeugen Sie Sich vor ihrer künftigen Landesmutter,“ sagte er; „Sie können dann noch einmal Hofmaler oder gar fürstlicher Galeriedirector werden, ich selbst bitte mir natürlich auch eine Hofcharge aus, finden Sie nicht, daß ich mich gut zum Hofmanne eigne?“

„Aber Vetter!“ sagte verweisend Constanze.

Doch Hugo fuhr in der wilden Laune seines Zornes fort: „Aber nehmen Sie Sich in Acht, schöne Cousine! Machen Sie mich zum Obermundschenk, so vergifte ich Ihren Wein; zum Oberstallmeister, so gebe ich Ihnen ein wildes Pferd, das Sie schleift; zum Hofmarschall, so lade ich Ihnen Gäste, welche Sie zu Tode langweilen; und gar zum Oberkammerherrn —“

„Ich will nichts weiter wissen,“ fiel Constanze ein, „Sie sind heute unerträglich —“

In diesem Augenblicke trat Frau Habicht ein, die von ihrem Fenster aus Hugo in das Haus kommen sah und, seitdem Constanze sie immer höflich empfing, jetzt diese Art, ihren abtrünnigen Anbeter zu sehen, nicht verschmähte.

Während die Gräfin sie begrüßte, entfernte sich Manfred rasch mit einer stummen Verbeugung; Constanze wollte ihn zurückrufen, aber schon war er verschwunden.

Am andern Morgen schrieb Constanze an den Prinzen August.

‚Es ist schade, mein Prinz,‘ lautete der Brief, ‚daß meine Philosophie mir auch gute Früchte getragen hat, und ich also keine sehr gelehrige Schülerin sein werde. Es gab eine Zeit, wo ich in höchster Gefahr schwebte, Ihrem System anheimzufallen; aber diese Zeit ist vorüber, ich habe erkannt, daß mein Handeln auch gute Früchte getragen hat. Manfred, von dem ich Ihnen früher Einiges mitgetheilt, ist durch meinen kühnen Eingriff in seine Lebensbahn ein großer Künstler geworden und mein Vetter Hugo jetzt auf dem besten Wege ein großer Aristokrat zu werden — Sie wissen, Proselyten sind immer die feurigsten Gläubigen! Sind diese beiden Resultate, und besonders das letztere in Ihren Augen nicht

glänzende Zeugnisse für die Tüchtigkeit meines Systems? Doch im Ernst, ich bin verstockter als je, mein Prinz, werde aber dennoch bald Ihre Erfahrungen zu hören verlangen, da mein Oheim Julian solche kühne Eingriffe in mein Vermögen sich gestattet und mir so viel Processe in Aussicht stellt, daß ich nächstens mich selbst vertheidigen muß und deßhalb zurückzukehren gedenke —!'

Am folgenden Morgen erschien Manfred nicht zur gewohnten Zeit bei der Gräfin. Sie erwartete ihn vergeblich den ganzen Tag und sie ‚erwartete' ihn wirklich, zum erstenmale wünschte sie die Stunde seines Kommens herbei, weil sie ihm eine Aufklärung über Hugo's Worte in Beziehung auf den Prinzen geben mußte. Hugo kam wie immer, Constanze ließ sich auch herab, ihm zu sagen, daß der Prinz nicht nach Rom kommen, wohl aber sie nach Deutschland zurückkehren werde.

„Wohin ich Sie begleite!" fiel Hugo ein.

„Mit nichten!"

„Aber folgen darf ich Ihnen doch?

„Nur deßhalb, weil ich es Ihnen nicht verbieten kann."

„Und wann reisen Sie?"

„In zwei, in vier, vielleicht auch erst in sechs Wochen."

„Wie Sie befehlen," sagte Hugo, indem er sich in einem Fauteuil breit machte.

Man brachte ein Billet. Es war von Manfred, an Constanze gerichtet und enthielt einen kurzen höflichen Abschied. Der Maler war für einige Wochen nach Neapel gereist und hatte sich nicht persönlich bei der Gräfin beurlaubt, weil er, wie er sich ausdrückte, unter einem Zauberbann stehe, der ihm dieß nicht gestatte.

Constanze warf das Zettelchen in ihren Arbeitskorb und sagte nichts zu Hugo, der sie darnach frug. Aber sie beschloß ihrem Freunde nach Neapel zu schreiben, durch die Vermittlung eines berühmten Malers dort, der ihr Bekannter war und den Manfred sicher aufsuchen würde. Sie ahnte natürlich, daß die Nachricht ihrer Verlobung mit dem Prinzen August ihn von Rom fort getrieben; aber sie konnte ihm freilich nicht schreiben, daß diese Nachricht eine Erdichtung Hugo's sei. Sie hätte dadurch gestanden, daß sie annehme, diese angebliche Verlobung sei die Ursache von Manfred's Flucht, was sie ihm gegenüber doch nicht aussprechen konnte. Sie beschränkte sich also darauf, ihn durch Andeutungen von der Unwahrheit von Hugo's Behauptung zu überzeugen. Sie schrieb von ihrer baldigen Abreise von Rom, aber

ohne Begleitung, wie sie hinzusetzte. Dann sagte sie Manfred, wie sehr sie wünsche, ihn vorher zu sprechen, weil sie seinen Vater sehen werde.

Als der Brief abgegangen war, fühlte sie sich wohl erleichtert, aber wir müssen es leider gestehen, dieser Trost hielt nur kurze Zeit vor; denn was sie für unmöglich gehalten, geschah, sie vermißte Manfred.

Erst jetzt seitdem er fort war, bemerkte sie was er ihr gewesen. Menschen wie Manfred, so schweigsame, so bescheidene, so contemplative und so aufmerksame Gesellschafter, werden oft erst nach ihrem wahren Werth gewürdigt, wenn sie nicht mehr da sind. Constanze wußte jetzt nicht mehr, wem sie ihre Beobachtungen, ihre Bemerkungen mittheilen sollte, wen sie zum Mitträger der Empfindungen und Gedanken machen solle, die jede Wanderung durch die ewige Stadt in ihr erregte. Manfred hatte so oft nur schweigend ihr zugehört, aber in seinem dunklen Auge hatte sich immer das tiefe Verständniß ihres lebhaften und enthusiastischen Geistes gezeigt.

Sie schrieb eines Abends in ihr Tagebuch: — „Dieses Mannes ruhige, edle, von keinem Sturm und keiner Schwachheit getrübte Seele ist der meinigen geworden, was dem Schiffer der Hafen ist nach langer stürmischer Fahrt.“ Sie erschrack über sich selbst, als

sie dieß geschrieben, aber sie hatte doch nicht den Muth es auszulöschen. Sie vermißte Manfred zuletzt so sehr, daß es Hugo, der sonst viel zu unruhig war, um Seelenzustände zu bemerken, auffiel.

„Was haben Sie seit einiger Zeit?“ fragte er eines Tages. „Sie sind verändert! Anstatt lebhaft zu sein wie früher, sind Sie nur unruhig, anstatt heiter, nur aufgeregt, und selbst Ihr Aussehen ist verändert — Sie haben um Augen und Mund den nervösen Zug, der heut zu Tage die schönsten Frauenköpfe entstellt und den Sie bisher nie geduldet haben.“

„Ich bin krank,“ sagte Constanze und senkte das Haupt.

„Und nun gar Thränen? Gnädigste Cousine, es hat Sie doch Niemand verletzt?“

„Sie thun es jetzt durch Ihre Fragen!“

Die Gräfin nahm sich etwas zusammen, aber nicht auf lange; die Ueberzeugung, daß sie Manfred's Entfernung nicht überwinden und vergessen könne, ja daß er ihr, ohne daß sie es geahnt, nothwendig geworden, beugte sie tief.

Nach einer Pause sagte sie:

„Wissen Sie, Hugo, daß etwas in mir vorgeht, was eine Art Ehrenerklärung für Sie ist?“

„Was ist das, meine schöne Cousine?“

„Ich denke an das Leben und fühle in diesem Augenblick so recht die unwiderstebliche Macht, womit es uns oft zur Umkehr von unsern Pfaden, zur Treulosigkeit an unserem heiligsten Glauben zwingt.“

„Fühlen Sie das wirklich, Gräfin Constanze?“

„Wie habe ich einst,“ versetzte sie, „die Lebensaufgabe als eine nach außen sich richtende, von unserer Persönlichkeit losgelöste, den Dingen außer uns hingegebene gefaßt. Und wie sehr sehe ich jetzt ein, daß alle meine schönen und uneigennützigen Aspirationen eitel waren, daß die Aufgabe des Lebens eine ganz andere, eine viel näher liegende, bescheidenere ist und einen viel persönlicheren Charakter hat!“

„Das heißt,“ sagte Hugo, nachdem er eine Weile sie schweigend fixirt hatte . . . „Sie haben der Welt den Helden der Zukunft erziehen wollen. Das ist nicht allein nicht gelungen — Sie fühlen auch schmerzlich, daß nun Ihrer eigenen Zukunft etwas fehlt, was Sie der Welt geben wollten.“

Constanze mußte eigentlich einräumen, daß Hugo fast das Richtige getroffen, aber sie bereute es, gesprochen zu haben, da ihr dieser Einblick in ihr Inneres, auf den sie Hugo geleitet, unangenehm war.

„Und da Sie nun,“ fuhr dieser fort, „Sich gestehen, daß Sie selbst anderen Sinnes, anderen Glaubens

geworden, so fangen Sie an, es für nicht mehr so ganz abscheulich zu halten, daß auch Ihr mißrathener Zögling und Vetter etwas Aehnliches gethan hat, und daß er frank und frei, ohne lange bemäntelnde Uebergänge zu suchen, zu anderen Ueberzeugungen übertreten ist. Ich danke Ihnen dafür, Cousine — und da wir einmal ernst davon reden, so will ich Ihnen auch im Ernst sagen, was ich denke. Der Mensch ist nichts als ein armer Schüler in der Schule des Lebens. Die Schule des Lebens aber theilt sich in Classen. In den untern Classen ist es die Kenntniß des Lebens im Allgemeinen, was ihn beschäftigt. Er hält sich an das Ganze, er schöpft aus dem Vollen, und weil das Ganze ihm unentschuldbare Verkehrtheiten zu haben scheint, so hält er es für die heilige Pflicht einer so unfehlbaren Intelligenz und eines so unbestechlichen Charakters, wie des seinen, das Ganze zu stürzen und besser einzurichten. In diesen Classen sitzen also die ‚Weltverbesserer.‘ In den höheren Schulclassen ist es umgekehrt. Der Unterricht geht zu den Specialien über. Man lernt das Einzelne kennen; man lernt die Menschen kennen. Es handelt sich darum, aus den Allgemeinheiten heraus zum Besonderen zu kommen. Das ist freilich schwer, ja vielen Charakteren unmöglich. Deßhalb

vermögen auch nur wenige sich Eintritt in diese Classen zu verschaffen. Die, welche hineingelangen aber, sehen ein, daß sie irrten, als sie glaubten, daß die Welt geändert werden könne, und daß sie dazu berufen sein, daß ihre Kräfte dazu irgend beitragen könnten. Sie sehen, daß das Gemälde der menschlichen Existenz, der orbis pictus des Erdenlebens eine sehr lücken- und schadhafte Mosaik ist, daß es aber nichts fruchtet, diese Mosaik zu lockern und auseinander zu nehmen, um sie besser zusammenzusetzen, da man ja immer wieder dieselben alten Stifte dazu nehmen muß!

So lange aber ein Mensch in einer seiner Lebensschulclassen ist, kann man ihm nicht übel nehmen, daß er dichtet und trachtet, wie er's eben vermag, wie er's versteht. Leben, etwas thun, uns durch eine Thätigkeit beschäftigen, wollen wir eben Alle. Wer kann es uns zum Verbrechen machen? Der Weltverbesserer ist an sich nicht lächerlicher und nicht strafbarer als die Raupe, die spinnt, einen feinen oder einen groben Faden, je nachdem sie eine Seiden- oder eine gemeine Raupe ist. Wenn man aber aufrückt in der Lebensschule, wenn man, in die höheren Grade dieser großen Loge gelangt und hier die Offenbarungen der Geheimlehren erhält, die nur den besseren

Köpfen werden — eh bien, dann wäre man ein Heuchler, falls man nicht offen und frei bekennte: Ich bin klüger jetzt, ich urtheile jetzt anders! Jeder Mensch macht diese Wandlung durch. Macht er sie in zwanzig, dreißig Jahren durch, so findet die Welt es sehr natürlich und nichts daran auszusetzen. Macht er sie aber durch, so rasch wie ich, so möchte man ihn als Ueberläufer, Convertiten, Gesinnungslosen steinigen! Und doch sollte man ihm nur Glück wünschen. Man sollte ihn bewundern, daß er so rasche Fortschritte in der Weisheit, in der Erkenntniß des Lebens gemacht hat. Man sollte ihn rühmen, daß er die Hauptkatastrophe im Epos seiner innern Existenz kühn und ohne Stottern improvisirt, statt daß Andere eine Reihe von Jahren daran reimen, leimen und feilen!"

„Gut gesprochen!" lächelte Constanze „und wenn in die Katastrophe Ihrer inneren Existenz nichts als erweiterte Erkenntniß, nicht auch gewisse äußere angenehme Ereignisse hineinspielten und Ihrer kühnen Improvisation auf die Sprünge geholfen hätten, so möchten Sie in der That zu großem Theile Recht haben!"

„Diese Ereignisse," fiel Hugo ein, „können mir meinen Ruhm nicht schmälern. Es war doch eben

nur ein Aufrücken in der Schule. Es war ein Schritt in die Höhe. Wenn ich höher gestellt wurde, so war es doch immer das Verdienst meiner Augen, daß sie den weiteren Gesichtskreis, der sich ihnen nun öffnete, auch auf der Stelle wirklich und richtig überschauten. Wäre ich kurzsichtig, so hätte mir das Aufsteigen nichts geholfen."

Constanze hörte aufmerksam ihrem Vetter zu, denn sie fühlte, daß er sie durch seine geistreichen Sophismen erheiterte und zerstreute.

„Wollen Sie mir denn nicht sagen, mein hochgestellter Cousin," fragte sie ironisch, „was Sie nun eigentlich von Ihrer Höhe, zu der Sie so plötzlich hinaufbefördert sind, im Augenblick überschaut haben?"

„Sie kommen mir vor mit der Frage, wie der Schüler im Faust," versetzte Hugo. „Sie geben mir die schönste Gelegenheit, den langen Docentenmantel umzuschlagen wie Mephistopheles und wie Mephistopheles über alle Welt und jeden Stand mein Sprüchlein zu sagen. Aber wahrhaftig, ich habe keine Lust, eine Ilias post Homerum zu schreiben!"

„Weßhalb sollte sich Ihr schmiegsamer Geist nicht in der Rolle des Magisters dem fahrenden Schüler — oder noch leichter der Schülerin gegenüber erziehen können?"

„Weil die Schülerin viel zu ironisch ist und weil sie unter dem Gelehrtenhabit nicht den Professor, sondern immer nur den Mann mit dem Pferdefuß sehen würde."

„Und sollte der mir nicht amüsanter, in seinem Urtheil über die Welt und die Zeit competenter erscheinen als ein Professor? Darauf hin können Sie es immer wagen."

„Aber ich wage es nicht, weil Sie mir nicht so geduldig zuhören würden. Würden Sie mich ruhig ausreden lassen, wenn ich Ihnen sagte, daß meine Haupterfahrung, die ich aus den Ergebnissen der hinter uns liegenden Jahre entnommen habe, die ist: es giebt gar keine Ideen der Art, wie man geglaubt hat, sie als mächtige Hebel der Völkerentwicklungen gebrauchen zu können? Es giebt nur eine Idee, und das ist das Brod. Alle andern werden den Völkern von gesunden oder ungesunden Köpfen octroirt. Es giebt nur ein Princip, und das ist die Macht. Alle andern weichen vor diesem einen, letzten, höchsten. Sie lächeln, Constanze, aber es ist wahr, es ist mein voller Ernst, was ich gesagt habe, es ist der letzte Inhalt der Wissenschaft vom heutigen Staats- und Völkerleben!"

„Und man muß Ihnen einräumen, daß Sie ihn

kurz zu fassen wissen!" antwortete Constanze und schwieg dann.

Hugo hatte erwartet, daß sie einen lebhaften Widerspruch erheben werde. Aber Constanze machte ihm keine Einwürfe. Vielleicht mochte sie es vermeiden wollen, sich mit Hugo in wirkliche ernste Debatten einzulassen. Vielleicht war etwas in ihrer Stimmung, ein Gefühl innerer Demüthigung vor sich selbst, was sie hinderte in die Schranken zu treten für alles Das, was ihr jetzt, wo sie sich in der Haft des eigenen persönlichen Lebensschmerzes fühlte, wie der Luxus des Lebens erschien. —

In der Frühe des andern Morgens wurde der Gräfin ein Brief gebracht. Sie griff mit zitternder Hand danach, und dann legte sie ihn einen Augenblick wieder hin auf ihren Arbeitstisch, um Luft zu schöpfen und sich zu sammeln. Es war Manfred's Hand, die die Aufschrift geschrieben, es war seine Antwort!

Er schrieb:

„Gnädigste Gräfin!

Ich habe einen sehr langen und sehr gut stilisirten Brief an Sie geschrieben, habe ihn aber zerrissen, weil er von Anfang bis zu Ende unwahr war. Und warum sollte ich armer Maler lügen, ich, dem die

Wahrheit im Leben wie in der Kunst über Alles geht und gar Ihnen gegenüber, die selbst auch jede Lüge verschmäht — wenn auch nur aus Stolz!

Sie schreiben mir überaus gnädig — Sie gestatten mir, ja Sie laden mich sogar ein, wieder in Ihre Nähe zu kommen, sei es auch nur um Abschied zu nehmen.

Ich will jetzt ganz ehrlich sein, Gräfin Constanze und hoffe, Sie zürnen nicht einem Menschen, dem Sie immer so gnädig sich gezeigt. Ich darf Sie nicht mehr sehen. Jetzt nicht, nie mehr! Aus jeder Stadt, die Ihr Fuß betritt, muß ich mich verbannen! Früher lag nichts an mir; ein Mensch, der so mittelmäßige Bilder malt, kann sich unbekümmert zu Tode grämen; aber jetzt — verzeihen Sie mir den einzigen Stolz meines Lebens, jetzt bin ich es meiner Kunst schuldig, mich ihr zu erhalten, weil ich ihr einst noch etwas zu nützen hoffen kann, wenn ich muthig und unbeirrt auf dem Wege fortschreite den ich betreten habe.

Seitdem ich Sie in meinem Atelier gesehen, habe ich die Palette nicht mehr zur Hand genommen, und so würde das immer bleiben! Ihr Anblick versengt alle meine Entwürfe!

Sie lassen mich errathen, daß Sie des Prinzen

Hand ausschlagen — aber obgleich ich deßhalb gebrochnen Herzens Rom verließ, so sehe ich doch jetzt ein, daß das für mich ganz gleichgültig sein muß — Mein einziges Heil besteht darin, Sie nicht mehr zu sehen, nicht mehr von Ihnen zu hören — Schreiben Sie mir deßhalb auch nie mehr; ich darf nur die geträumte Gräfin Constanze, das Mondbild meines Innern schauen, die Wirkliche, Athmende, Leben- und Licht Ausstrahlende ist mir, was Jupiter der Semele war — d'rum leben Sie wohl, Gräfin! Gott vergelte Ihnen, was Sie an meinen Vater thun, dessen Wohlthäterin Sie bleiben sollen, bis ich mich stark genug fühle, wieder vor Sie zu treten!

Manfred.'

Als Constanze diesen Brief gelesen hatte, war sie tief erschüttert, aber ein innerer Jubel zog zugleich mit einem starken Entschluß durch ihre Seele. Ohne sich zu besinnen, ergriff sie die Feder, um dem Flüchtling zu antworten.

‚Manfred!' schrieb sie — ‚ich danke Ihnen, danke Ihnen unaussprechlich, daß Sie zuerst den Ton der Wahrheit rückhaltlos angeschlagen haben. Ja — nur Wahrheit sei fortan zwischen uns — und so sage ich Ihnen denn, daß Ihre Worte die letzten Schleier weggerissen haben, welche mein Inneres noch vor

mir selbst verbargen; ich weiß jetzt weßhalb mein Geist suchte, meine Seele sich verzehrte, seitdem Sie geflohen waren; ich weiß jetzt, daß ich das Leben nicht mehr ertragen kann ohne Sie! Manfred — vier Jahre lang habe ich Sie gesucht; Nichts, Niemanden als Sie; ich bin aus Deutschland bis nach Rom gewandert, um Sie zu finden; wollen Sie, daß ich auch noch bis Neapel wandern soll, um Sie zu suchen? Was könnte jetzt noch zwischen uns stehen, da die Wahrheit gekommen ist, unsere Hände zu vereinigen? Nichts als ein kleinlicher engherziger Stolz — ein Gefühl so untergeordneter Natur, daß die große Künstlerseele meines Freundes seiner nicht fähig ist.

Ihre Constanze!"

Achtes Capitel.

Schlußtableau.

Ob der Stolz, dessen Constanze am Ende dieser Zeilen erwähnte, in Manfred's Seele aufgestiegen ist, als er den Brief der Gräfin erhielt, wissen wir nicht; daß er jedoch nicht vermocht hat, sich dem leidenschaftlichen Zuge des Herzens zu widersetzen, das geht aus dem Landschaftbilde und seiner Staffage hervor, welches als ‚Schlußtableau‘ unserer Erzählung dienen soll.

Die Meeresufer, welche die Küste von Genua bis hinab nach Spezzia bilden, sind wie alle Welt weiß, von einer unvergleichlichen Schönheit. Das Meer hat tausend kleine Buchten-Einschnitte in die

Gestade gemacht, und die launenhaft, in malerischer Regellosigkeit vorgeschobenen Hügel und Felsen, welche ihre zerklüfteten Wände in der dunklen Bläue des mittelländischen Meeres spiegeln, tragen auf ihren Häuptern eine reiche Vegetation von wildem Lorber, Agaven und buntgemischtem Gesträuch, während die Berghalden landeinwärts mit dichten Waldungen bedeckt sind. Dörfer, Städtchen, malerische Siedelungen und Villen sind über diese Abhänge zerstreut; Klostergebäude heben sich mit Kuppeln und Thürmen aus den Waldwipfeln empor. Zu den schönsten Puncten der ganzen Fahrt von Genua bis Spezzia gehört Sestri di Levante, von wo aus man den herrlichen Busen von Rapallo überblickt, den auf der einen Seite das Gebirge von Portofino bildet, während auf der anderen lachende, mit Pinien, Cypressen, Castanien- und Olivenbäumen bedeckte Höhen ihn umziehen.

Unfern dem Meeresufer auf einer über gemauerten Terrassen aufsteigenden Anhöhe, die eine entzückende Aussicht über den Golf bietet, liegt die Villa Grimani, welche jetzt von einer deutschen Künstlerfamilie bewohnt wird.

Es war im Herbst 1853, als ein schlanker und kräftiger junger Mann in Begleitung eines Führers

von Sestri her sich der Villa Grimani näherte. Er hatte den wohlgemessenen, festen und doch elastischen Schritt eines vornehmen Mannes; die Züge waren klar und edel, und der Ausdruck eines gewissen Stolzes, der auf ihnen lag, wurde nur erhöht durch die Gewohnheit des Reisenden, von Zeit zu Zeit, wie um die Falten seiner Atlaßbinde zurück zu drängen, den Kopf in den Nacken zu werfen . . . die Phrenologen deuten ja diese Bewegung als die Mimik des Selbstgefühls. Sein weißer Piemonteser Hut bedeckte eine Fülle hellbraunen, an den Spitzen gelockten Haares; ein blonder, noch sehr junger Bart kräuselte sich auf der Oberlippe.

„Ecco 'cellenza, la Villa Grimani!" sagte der Führer, als sie das Gitterthor erreicht hatten, dessen Steinsäulen zu beiden Seiten große Kübel mit Schlinggewächsen trugen. Der Reisende lohnte den Burschen ab und betrat den Garten. Langsam schritt er über die Kieswege weiter, die Treppen der Terrassen hinauf, und nach jedem Schritte hätte er stehen bleiben mögen. Sein Herz schlug vor Freude an der Schönheit, welche ihn umgab. Von den Terrassen nieder bot sich ihm die entzückendste Aussicht auf Gebirg, Küste und Meer; um ihn hoben sich still und stolz die Wände hoch aufgezogener Lorber-

hecken, an deren dunkelgrünen Grund sich weiße marmorne Hermen lehnten; die Wipfel hoher, uralter, immergrüner Eichen hoben sich malerisch über die Lorberwände empor, und über diese ganze grüne, von keinem Laut durchbrochene Einsamkeit war ein Himmel vom tiefsten und dunkelsten Blau ausgespannt.

Eine solche Scenerie war unserem Wanderer nicht neu; er hatte oft schönere Villen gesehen, als diese, die weder als sehr umfangreich, noch als besonders wohl erhalten sich zeigte, im Gegentheil Spuren der Vernachlässigung und des Verfalls aufwies. Aber diese strenge, stolze, jeden Flitter nordischer Künstelei, jeden kindischen Tand hyperboräischen Geschmacks verschmähende Schönheit ergriff ihn jedes Mal, und deßhalb hatte Italien einen so unbeschreiblichen Zauber für ihn. Er freute sich nicht nur dieser großartig angelegten breiten Alleen, dieser dunkelschattigen Cypressen-Berceaux, dieser weißen Marmorbilder, dieser Götter des Schweigens — er erfreute sich auch des kleinlichen Schlangen-Weggeflechts, der coquetten Blumen-Corbeilles und Rabättchen, der chinesischen Tempelchen und der buntfarbigen Volièren, die nicht da waren. Und eben so war es, als er die Villa selbst betreten hatte, welche auf der höchsten Terrasse lag und sich so still und schweigend

über den Reihen von Orangen- und Granatbäumen, welche den Raum zwischen der letzten Terrassenmauer bis zu dem Gebäude einnahmen, empor hob, als sei das Gebäude die Schöpfung eines Traumes, nie bewohnt von Menschen, nie betreten vom Fuße eines Sterblichen. Wohl zeigte die Villa Spuren des Alters, wohl war hier und da ein Riß in den Mauern sichtbar, in welchen beim Nahen des Wanderers pfeilschnelle Lacerten schlüpften . . . die eine Treppenstufe war zerbröckelt, und mehrere der Blenden hingen schief, mit zerbrochener Angel an der Façade: aber kein zertretener Rasen, keine Spuren, daß das Werk der Zerstörung von menschlichen Bewohnern ausgehe. Der Wanderer betrat die Halle. Auch hier verrieth kein Laut, daß das Gebäude bewohnt sei. Er blickte harrend, bis Jemand erscheine und seinen Führer mache. Links führte eine breite Marmorstiege empor; Gypsabgüsse von berühmten Statuen schmückten die Wand rechts, und im Hintergrunde zeigte sich eine mit Muscheln und Erzstufen ausgelegte Brunnengrotte mit einem bronzenen Triton, der jedoch längst schon aufgehört hatte, durch sein gewundenes Muschelhorn Wasserstrahlen zu blasen. Der Wanderer ließ seine Augen empor zur Decke gleiten, wo eine Copie von Guido's berühmter rosenfingriger

Eos in verblaßten Fresco-Farben prangte. Zehn Minuten etwa mochte der Wanderer geharrt haben, daß ihm irgend ein Geräusch anzeige, wohin er sich wenden solle: er war in die offene Hausthür zurück getreten, um sein Auge noch einmal über die hier oben unvergleichliche Aussicht schweifen zu lassen, als er plötzlich hinter sich einen leisen Ruf der Ueberraschung und das Wort: „Hoheit — Sie sind's!“ ausrufen hörte. Er wandte sich — ein junger Mann im leichten Nankingkittel stand hinter ihm.

Der Prinz machte eine leichte Verbeugung, die nicht ganz ohne eine gewisse Gezwungenheit und förmliche Steifheit war.

„Ich bin's, Herr Wallpott, ich komme, Ihrer ...“ das Wort schien auf den Lippen etwas zu zögern, doch sprach er es aus ... „Ihrer Frau meinen Besuch zu machen.“

„Sie ist in meinem Atelier!“ antwortete Manfred und ging, um den Prinzen zu führen, zuerst durch ein Vorzimmer, dann in einen nach Norden liegenden kühlen großen Salon, in dessen Mitte eine Staffelei mit Manfred's Arbeit stand. Im Hintergrunde ruhte lässig in einen Fauteuil ausgestreckt Constanze Merwing; an einem Tische in der Nähe saß ein anderer alter Bekannter des Lesers —

Niemand anders als Herr Albert Ulrici, der einen Haufen loser Blätter vor sich liegen hatte und Constanzen daraus seine neuesten Verse vorlas.

Als die Flügelthür des Salons sich öffnete und der Fremde über die Schwelle trat, erhob sich Constanze — sie erröthete, als sie den Prinzen erkannte.

„Prinz August, Sie sind's?" sagte sie, ihm entgegen gehend und ihm die Hand reichend.

„Ich bin's, Comtesse, ein heimkehrender Wanderer, der zuerst seine alten Götterbilder wieder grüßt."

„O, das ist schön von Ihnen — wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen! Setzen Sie Sich dort — hier ein Landsmann von uns, Herr Ulrici, hat mir gerade ein Gedicht vorgelesen, worin die Cedern des Libanons ihre Häupter neigen und die Palmen über den Wellen des Jordan rauschen, und nun kommen Sie direct, mir den frischesten, harzigen Cederndust zu bringen."

„Es ist nur Schade," sagte lächelnd Prinz August, während er sich setzte, „daß an den Ufern des Jordan keine Palmen wachsen und die Cedern des Libanon verdorrte Stümpfe sind."

Albert Ulrici erröthete seinerseits bei diesen Worten des Prinzen, die ihn so lebhaft an seines theueren Bruders Heinrich liebreiche Kritik mahnten. „Die

vermaledeite Geographie!" sagte er im Stillen für sich, „sie raubt den Menschen allen poetischen Sinn!"

„Nun erzählen Sie mir von Sich," fuhr Constanze lebhaft theilnehmend fort. „Wie ist es Ihnen ergangen auf Ihrer langen Wanderung — und vor Allem zuerst, nicht wahr, es ist aus der Luft gegriffen, was man daheim gerüchtweise erzählt hat, Sie wollten auf Rechte verzichten, die . . ."

„Nicht ganz aus der Luft gegriffen, aber doch unwahr: ich hatte vielleicht einst wirklich einen solchen Gedanken; vielleicht war es nur der Wunsch, eine gewisse Antagonistin, die Sie kennen, zu überzeugen, daß meine Lebensanschauung nicht zum Egoismus, sondern im Gegentheil zu einer großen That der Entsagung und Selbstverläugnung führen könne..."

Constanze erröthete bei diesen bezüglichen Worten des Prinzen; dieser fuhr fort: „Aber das ist nun seitdem alles anders geworden, und auch ich denke anders. Ich habe im Orient viel gelernt: im Lande der Extreme habe ich gelernt, daß jede Lebensanschauung ihr Recht hat, so lange man sie nicht zum Extreme treibt . . ."

„O, wie wahr ist das!" fiel Constanze lebhaft ein.

„Und daß uns erst dann vergönnt sein kann,

in harmonischem Sein zu ruhen, wenn wir gestrebt haben, unsere Pflichten zu erfüllen. Damit wäre denn ja auch die Formel für unseren Friedensschluß gefunden," setzte er lächelnd und Constanzen nochmals die Hand reichend hinzu.

„Ich weiß nicht," antwortete sie zögernd, „ich habe eine andere Lösung gefunden; aber lassen wir das jetzt, stillen Sie meine Neugier nach Ihren Erlebnissen, seit wir uns nicht sahen."

Der Prinz erzählte nun von seinen Reisen und blickte dabei von Zeit zu Zeit mit kritisch spürendem Blicke nach Manfred's Arbeit, der sich unterdeß ruhig wieder an seine Staffelei gesetzt und fortgefahren hatte, zu malen. Es war eine italienische Landschaft, die ihn beschäftigte. Dem Prinzen entging nicht, daß der junge Mann ganz unglaubliche Fortschritte gemacht hatte. Er stand endlich auf, trat dem Bilde näher und sprach seinen ganzen Beifall aus. Auch Constanze war dabei hinter Manfred getreten, hatte ihre Hand auf seine Schulter gelegt, und ihr Auge glänzte von einer rührenden Freude bei den Worten des als scharf urtheilender Kenner bekannten Prinzen. Dann hieß sie Ulrici, der sich in schweigender und schüchterner Zurückgezogenheit hielt, die Klingelschnur ziehen, und als ein Diener eintrat, befahl sie,

Erfrischungen zu bringen. Prinz August bat, diese draußen im Freien, im Angesicht der schönen Landschaft, nehmen zu dürfen; so begab man sich auf die Terrasse hinaus, wo die Diener Stühle brachten und den Tisch bereiteten. Von diesem Puncte aus bot sich denn freilich ein entzückender Anblick.

Der Abend begann sich niederzusenken, der Golf hatte sich in ein dunkleres Blau gehüllt, über dem der weißschäumende Ring der Brandung doppelt hell empor blitzte, wie er sich in weitem Bogen die Küste entlang zog. In der Ferne auf der Höhe des Golfes sah man weiße Segel heimkehrender Fischerbarken leise und still sich bewegen, wie lichte Gedanken über der dunklen Unendlichkeit, in die kein Senkblei reicht und auf der nur das Vertrauen unsere kleine Lebensbarke aufrecht erhält — dasselbe Vertrauen, welches jene Fischer in ihrer Nußschale auf die gränzenlose Unermeßlichkeit hinaus gelockt hat.

Der Glanz der Abendsonne hatte den Umrissen der Berge und der Wälder, so wie allen Gegenständen das Harte und Scharfe der Zeichnung genommen, welches die Klarheit italischer Luft ihnen während des Tages verleiht; desto dunkler, gesättigter, glühender waren alle Farben geworden, vom tiefen Grün der schweigenden Castanien- und Lorberwipfel

bis zum Violet der Bergfernen, zum braun-roth aufglühenden Grau der Uferfelsen und dem schönen gesättigten Grün der Triften.

„Es ist doch ein wunderbares Land, Ihr neues Vaterland," sagte Prinz August, „und was ich zu seinem schönsten Zauber rechne, das ist die stolze Ruhe und Stille, die über solch eine Landschaft gebreitet liegt und die doch eine unendlich beredte, dichterische, wehmüthige Sprache spricht. In diesem Dome der Natur, diesen Tempelhallen der Geschichte, diesem geweihten Hause der Schönheit, auf diesem Grabmal der Jahrtausende, hat dieses Schweigen etwas Grandioses. Nichts unterbricht uns hier, wenn wir in jene Träumereien fallen, die einer unserer feinfühlendsten Dichter, Eichendorf, so schön in Worte gekleidet hat:

,Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf',
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten d'rauf;
Versunk'nes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah'
Aus and'rem Reich ein Grüßen —
Das ist Italia!'"

„Es ist charakteristisch für Sie," sagte Constanze lächelnd, „wie sich Italien in Ihrem Auge spiegelt, und daß Sie die stolze Ruhe und Stille, die über

den Trümmern einer untergegangenen Welt liegt, am meisten hervorheben . . . Manfred denkt zum Theil auch so, aber was mir dieses Land so werth und theuer macht, das sind die nachgelassenen Spuren großer Intelligenzen, welche die höchsten Höhen menschlicher Entwicklung erreicht haben. Wenn ich vor Werken stehe wie den Sibyllen Rafael's oder vor dem Moises des Michel Angelo, sehen Sie, dann gerathe ich außer mir."

„Da stehen wir im Begriff, auf unsere alte Debatte zurück zu kommen," sagte der Prinz. „Lassen wir es, und erzählen Sie mir lieber von Sich, nachdem ich Ihnen vorhin meine Erlebnisse mitgetheilt habe." — Er sah sich nach Manfred um; dieser war in ein Gespräch mit Ulrici vertieft, und der Prinz fuhr, ungehört von ihnen, fort: „Wie hat sich alles dieß so ganz anders gestaltet und gemacht, als — ich hoffte, Constanze!"

Constanze schaute einen Augenblick auf den Boden, als ob eine Antwort sie peinige.

„Sie schrieben mir damals," fuhr Prinz August fort, „Sie folgten mit den Augen des Geistes einer anderen Person, die einer von der meinigen ganz verschiedenen Entwicklungsbahn nachgehe . . . . war das . . . ?"

Der Prinz deutete mit einer Bewegung der Augen auf Manfred.

„Ach, nein,“ sagte Constanze rasch einfallend, „das war Niemand anders als mein Vetter Hugo Merwing, von dessen Heraustreten aus einem langen tiefen Incognito man Ihnen aus der Heimath geschrieben haben wird. Mein Vetter,“ fügte sie lächelnd hinzu, „war mit meiner Heirath nicht ganz einverstanden; er ist nach Paris gereist und macht jetzt einer spanischen Grandin den Hof, wahrscheinlich, weil er bei ihr in hinreichender Ausbildung jenes Standesbewußtsein gefunden hat, dessen Mangel er mir so bitter beim Scheiden vorwarf! Aber nicht Hugo, sondern Manfred ist es, der mir die rechte Antwort auf unsere alte Lebensfrage gegeben.“

„Und die ist?“

„Sie ist schwer in Worte zu fassen. Beobachten Sie ihn und beobachten Sie jenen anderen jungen Mann aus unserem Vaterlande dort. Er ist auch ein Künstler, er ist Dichter. Ihr Vater hat sich ihm so gnädig erwiesen, ihm ein Reise-Stipendium zu geben, damit er Italien sehen könne. Das führt ihn zu uns. Aber ich glaube, er wird aus Italien heimkehren, wie er hingegangen ist. Er ist ein Strebender, er strebt rastlos mit allen Kräften seiner Seele, ein

großer Poet zu werden. Aber auch nur das. Er denkt nur an Stoffe für seine Gedichte, an Bilder für seine Gedichte, an Reime für seine Gedichte. Weder die anderen Künste, noch das Leben der Völker, noch die Verhältnisse der Einzelnen gewinnen ihm irgend ein Interesse ab. Und so bleibt er bei allem Streben eine dürftige Natur und wird sein Ziel nicht erreichen. Anders Manfred. Er strebt auch, er strebt mit intensiver Kraft vorwärts auf der Bahn zum höchsten Ausdruck des Schönen. Aber er hält dabei Ruhepuncte inne, welche ihm zu neuen Ausgangspuncten werden; er hält sein großes Auge offen für die Betrachtung, er verschließt sich keiner Erscheinung des Lebens und keinem Rufe der Zeit. Er gönnt seiner Seele Ruhe, die Ruhe, zu wachsen. Oft wirft er das Handwerksgeräth fort, wir machen kleine Reisen und suchen die schönsten Puncte Italiens auf, oder wir lesen zusammen und suchen große Bilder oder große Gedanken in uns aufzunehmen, die unsere Anschauungen erweitern."

„Ich verstehe Sie," fiel der Prinz ein: „Sie wollen beide Anschauungen, die meine und die Ihrige, verbinden — das mag freilich dem Künstler erlaubt sein, aber die, welche keine Künstler sind . . ."

„Ja, freilich, für die mögen Sie Recht haben,

mein Prinz," sagte Constanze — „aber was mich angeht, ich sage mit der Sand: ‚O, d'être artiste! cela seul vaut la peine de vivre!'"

Während der letzten Hin- und Wiederreden dieses Gespräches hatte sich Manfred ihm zugewandt und zugehört.

„Ich meine," fiel er jetzt ein, „wir sollten bei allem dem nicht vergessen, wie wenig es überhaupt in unserer Macht liegt, willkürlich über unser Schicksal zu entscheiden und ihm nach vorgefaßter Ansicht diese oder jene Richtung zu geben. Am wenigsten aber sollten wir uns vermessen, auch Anderen ihren Weg durch's Leben vorzeichnen zu wollen. Es ist am Ende doch ein höherer Wille, der uns führt. Gerade uns liegen die Beispiele sehr nahe! Sie, Hoheit, der Sie einem von innerer Ruhe bedingten harmonischen Dasein Sich hingeben möchten, sind berufen, als Regent die sorgenvollste, unruhigste Stelle auf der Höhe des Lebens, die es nur giebt, auszufüllen, und Hugo mit seinem fieberhaften Streben für das Allgemeine, das ihn früher erfüllte, scheint dem zerstreuenden, aufreibenden Leben und Treiben der Gesellschaft verfallen, das ihn ohne Resultate und Erfolge seine großen Kräfte aufzehren läßt. Und da Constanze eben die Worte einer Dichterin

anführte, so will auch ich, mit denen eines Dichters schließen; sie heißen: Est quo fata trahunt, quo ire recusant."

„Herr Ulrici wird uns das übersetzen," sagte Constanze lächelnd.

„Der Himmel stellt uns schon an unsern Ort,
Und weis't von Andern uns vorsorglich fort!"

improvisirte Ulrici.

„Möge es so sein," sagte der Prinz, „jedenfalls wollen wir — was uns das Beste — glauben, daß dem so ist!"



Ende.

Residenzgeschichten.

Von

Theodor Mundt.

Erstes Capitel.

Bekanntschaften im Opernhause

Im Königlichen Opernhause zu Berlin wurde Meyerbeer's ‚Prophet' gegeben, und alle Plätze des schönen Hauses waren mit einem dichtgedrängten und glänzenden Publicum besetzt, welches seine Entzückungen zwischen der Musik des berühmten Maestro und dem seine Gastspiele darin eröffnenden Pariser Sänger Roger theilte. In einer der ersten Ranglogen, in der nur Damen Platz gefunden hatten, war zu Anfang der Vorstellung eine etwas unruhige Bewegung aufgefallen, die seltsamerweise auf einen zwischen den Inhaberinnen dieser Plätze entstandenen Conflict deutete. Die Wirkungen der Musik schienen

einen Augenblick Frieden in dieser Sache gestiftet zu haben.

Man war in den Nachbarlogen auf diesen noch nicht hinlänglich klar gewordenen Vorgang aufmerksam geworden, als der erste Actschluß und das Fallen des Vorhangs die Gelegenheit zu neuen Beobachtungen boten. Man sah, daß eine junge Dame, die unter den Uebrigen in der ersten Reihe saß, ohne, wie es schien, zu denselben zu gehören, zum Gegenstand eines nicht sehr zurückhaltenden Mißvergnügens bei den Andern geworden war. Sie zeichnete sich durch eine ungewöhnliche, in jeder Weise pikant zu nennende Schönheit, zugleich aber durch eine Toilette aus, deren Einzelnbestandtheile so glänzend und geschmackvoll als möglich waren, die jedoch in ihrem ganzen Zuschnitt auf eine über alle Maßen freigebige Weise darauf berechnet war, das Studium des Nackten an diesen freilich ungemein schönen und edlen Formen zu begünstigen. Es wurden dadurch die weitreichendsten Entblößungen von Nacken, Schultern und Busen dargeboten und, bei einem sonst durchaus haltungsvollen und vorwurfsfreien Benehmen, doch die öffentliche Enthüllung der Gestalt so weit getrieben, daß die neben ihr sitzenden Damen ihre anfängliche Verlegenheit bald in eine laute Empörung übergehen ließen.

Es war dazu insofern ein gerechter Anlaß vorhanden, als diese Damen in einer so auffallenden und alle Lorgnetten herausfordernden Nachbarschaft sich selbst in ihrer Unbefangenheit beeinträchtigt fühlten und zu Mitleidenden dieser eigenthümlichen Situation gemacht wurden. Aber die Art und Weise, wie man diese Entrüstung geltend machte und durch starke Geberden und Aeußerungen jede Gemeinschaft mit der schönen Unbekannten ablehnte, ging wieder weit über alle Grenzen hinaus und ließ die Schuldige, die bisher in stillem Sinnen und harmlosem Umherschauen die gegen sie gerichteten Feindseligkeiten gar nicht zu bemerken schien, bald nur wie das Opfer einer ungehörigen Verfolgung erscheinen. Zuweilen erröthete sie jedoch im tiefsten Purpur, der bald das schöne ernste Gesicht überdeckte, bald sogar Schulter und Nacken, deren zauberische Entblößung dieß Alles angerichtet hatte, wie mit zuckenden Schatten überflog. Diese Farben schienen einem tiefverschlossenen Zorn anzugehören, der zu anderer Zeit vielleicht der hellsten Flammen der Leidenschaft fähig war, jedoch jetzt einer harmonischen und in den Weltformen geübten Selbstbeherrschung gehorchte.

Sie war in dem eingetretenen Zwischenact aufgestanden und hatte sich mit graciöser Schnellkraft

aus den Ellbogen und Stuhlrücken befreit, die ihre Nachbarinnen in der Loge, um sie gewissermassen auf sich selbst abzusperren, gegen sie wie eine Phalanx aufgerichtet hatten. Man hatte sich in einer so ausgesprochenen Abwendung von ihr gesetzt, daß sie dadurch auf ihrem Logenplatz nicht nur gänzlich isolirt, sondern auch beinahe gefangen gehalten wurde. Sie erhob sich mit einer lächelnden Sicherheit, die allen Hindernissen überlegen schien, und schritt durch die Zwischenräume der Loge, die man jetzt bloß auf das dringende, aber unabweisliche Ansuchen ihrer Blicke frei ließ, rasch hindurch. Dann, nachdem sie den Shawl ganz dicht über ihre Schultern zusammengezogen, eilte sie zur Thür hinaus, verfolgt von den ziemlich lauten Ausrufungen der zurückgebliebenen Damen, welche ihren Unwillen darüber ausdrückten, daß Personen dieser Art der Zutritt zu den Zuschauerräumen des Königlichen Theaters gestattet sei. Zugleich rückte man auf den Stühlen der beiden ersten Logenreihen eng an einander, um sie bei ihrer etwaigen Rückkehr von ihrem Platz auszuschließen.

In der unmittelbar angrenzenden Nebenloge befand sich ein junger Mann, der mit gespannter Aufmerksamkeit den ganzen Vorgang beobachtet hatte. Er sagte zu einer alten Dame, die neben ihm saß:

„Sieh, Mutter, das ist die heutige gebildete Gesellschaft! Man zerfleischt sich schon gegenseitig, wenn die Schultern des Einen dem Andern nicht gefallen. Und diese Schultern waren doch gewiß schön!“

Das geistvolle, einnehmende Antlitz des jungen Mannes wurde bei diesen Worten von einem leuchtenden Spott überflogen. In seinem scharf ausgeprägten Wesen charakterisirten sich zwei Eigenschaften, die in einem starken Contrast mit einander standen, und in ihrer Verbindung die ziemlich pikante Eigenthümlichkeit seiner Erscheinung zeichneten. Er hatte das Gesicht eines, ernstem und schwierigem Studium hingegebenen Gelehrten, und zugleich das elegante und ungemein sorgfältige Aeußere eines Mannes nach der Mode, der in den Einzelnheiten seiner Toilette sogar manchen Prunk nicht verschmähte, und an der einen, vom Glacéhandschuh entblößten Hand, die mit der goldenen Lorgnette spielte, mit einigem Wohlgefallen den werthvollen Brillantring funkeln ließ.

„Mein Sohn, weißt Du wohl, woran mich dieser Vorfall erinnert?“ sagte die Angeredete zu ihm mit dem scharf artikulirten Pathos, das mehr noch als das dunkle, gelbe Gesicht und die ungewöhnlich gebogene Nase ihre jüdische Abstammung verrieth.

„Und woran, Mamachen?“ fragte Simon zerstreut, indem er mit unverwandten Blicken nach der Thüre der Nebenloge spähte, durch welche er, wie es schien, jeden Augenblick die Fremde zurückkehren zu sehen hoffte.

„Ich meine,“ entgegnete Madame Simon mit gesteigerter Lebhaftigkeit, „als wir uns vor acht oder zehn Jahren auch zusammen in einer Theaterloge befanden und einige, wahrscheinlich etwas angetrunkene Judenfeinde neben uns saßen, die ganz laute Betrachtungen, mein Sohn, über unsere jüdischen Nasen anstellten und Dein und mein Riechwerkzeug, als das von Mutter und Sohn, mit einander verglichen, ja sogar so weit gingen, von einem specifischen Geruch zu sprechen, der allen unseren Glaubensgenossen eigenthümlich sei. Ich war einer Ohnmacht nahe über die öffentliche Beschimpfung, denn alle Leute hörten den gemeinen Spott, und unsere Feinde, die sich komisch auszudrücken verstanden, hatten die Lacher auf ihrer Seite. Bald zischelte und hohnlachte es in allen Logen rings um uns her und man zeigte mit Fingern auf meine Nase, mein Sohn, von der die Deinige ein wunderbar getreues Abbild ist! Ich konnte mich nicht mehr halten und verließ an Deinem Arm, fast zusammensinkend, die Loge, wir

Beide begleitet von einem Gelächter, mit dem, wie mich in dem schrecklichen Augenblick dünkte, das ganze Haus sich auf uns werfen zu wollen schien."

„Es war ein fataler Moment!" sagte Simon, indem er, in ein augenblickliches Grübeln versinkend, sich mit der Hand über die schöne, gedankenvolle Stirne fuhr und sich die schwarzen, krausen Locken an derselben zurückdrückte. Für solche Situationen der Beschimpfung giebt es allerdings keine hinlängliche Genugthuung, man muß sie leiden wie man schlechtes Wetter und Straßenkoth leidet, und selbst meine Herausforderung wurde von diesen Subjecten verlacht, weil ich ein Jude sei. Aber Du hast Recht, Mutter, unsere Judennasen und die schönen, nackten Schultern zu vergleichen, die hier so eben zum Gegenstand einer ähnlichen Demonstration geworden. Alle Ausgestoßenen sollten einen Bund in der Welt mit einander schließen, und vielleicht würde es dann besser um dieselbe stehen!"

„Und wer mag die arme Dame sein, der man so übel mitspielte?" fragte Madame Simon mit dem unverkennbaren Interesse, welches ihr die Unbekannte eingeflößt zu haben schien. „Ich glaube, Du thust ihr Unrecht, mein Sohn, sie für etwas Zweideutiges anzusehen. Sie hatte zugleich eine gewisse Würde

und Bescheidenheit in ihrem Wesen, die mich ganz und gar für die hübsche Person eingenommen haben."

Ein ältlicher Herr, der in derselben Loge saß, hatte diese Worte aufgefaßt und flüsterte ihr zu: „Ihr Schützling heißt Euphrosine Conti, ein in der Theaterwelt wohlbekannter Name, dem sie selbst als frühere Schauspielerin einige Geltung verschaffte, obwohl er eigentlich durch ihren Mann, der noch vor Kurzem Sänger in Wien war, aber jetzt seine Stimme verloren hat, zu Ehren gekommen ist. Sie selbst ist nur noch als schöne Frau berühmt, die freilich eine etwas auffallende Toilette macht, und was ihr heute im Theater begegnet ist, dürfte ihr kaum etwas Neues sein.

In diesem Augenblick war Euphrosine wieder in ihre Loge zurückgekehrt, und stand betroffen im Hintergrunde derselben still, als sie bemerkte, daß ihre feindseligen Nachbarinnen durch ein ziemlich plumpes Manoeuvre sie von ihrem Vorderplatz ausgeschlossen hatten. Sie schien noch unschlüssig, wie sie sich ihren Gegnerinnen gegenüber verhalten solle, und ihr flammendes schwarzes Auge maß dieselben mit durchbohrenden Blicken, während es gleichzeitig auf den jungen Simon fiel, der, von seiner Mutter dringend dazu aufgefordert, sich eben zu ihr hinüber-

beugte und sie bat, seinen Platz mit dem ihrigen zu vertauschen.

Euphrosine sah ihn mit dankbar erstaunten Blicken an, und erwiederte ziemlich laut, mit einer herrlichen, klangvollen Altstimme: „Ihr rücksichtsvolles Anerbieten befreit mich von der großen Unannehmlichkeit, mit unverschämten und überlästigen Personen rechten zu müssen. Ich mache daher den dankbarsten Gebrauch davon."

Simon kam ihr entgegen, um sie auf ihren neuen Platz zu führen und dafür den in ihrer Loge übriggebliebenen einzunehmen. Als er ihr draußen auf dem Corridor, wo sie zusammentrafen, zuerst näher in die Augen sah, fühlte er sich von der großen Wirksamkeit ihrer Erscheinung auf eine zauberische Weise getroffen. Ihre Schönheit war ungewöhnlicher Art, obwohl er jetzt sah, daß derselben bereits die Jugendlichkeit fehlte und die ersten drei Decennien des Lebens jedenfalls schon um vier oder fünf Jahre überschritten waren. Aber schöne Frauen in dieser schicksalsvollen Wendung der Jahre hatten für den jungen Simon von jeher einen besonderen Reiz gehabt. Seine Begeisterung für die Schönheit und Bedeutung der Frauen verband sich auf diesem Punct bei ihm noch mit einem Anflug philosophischen Edelmuths,

der sich berufen fühlte, durch seine Huldigungen zugleich zu trösten und durch seine Liebesbeweise alle Einflüsse der harten und mächtigen Zeit zu läugnen. Diese doctrinäre Richtung seiner Gefühle für die Frauen ging so weit, daß die Huldigungen, wo er sie darbrachte, fast einen gefährlichen Nebensinn in sich schließen konnten, weil sie dem Gegenstand derselben jedesmal beweisen mußten, daß derselbe sich schon auf der ersten Station seines Rückzuges befand.

Aber Euphrosine, wenn sie auch, wie dem geübten Scharfblick Simon's nicht entging, in dieser für ihn so eindrucksvollen Sonnenwende der Jahre und der Schönheit stand, beherrschte doch diesen verhängnißvollen Moment an sich selbst mit einer Macht, die noch unwiderstehlich genannt werden konnte, und in der Natur und Kunst sich zwar gegenseitig unterstützten, aber doch so, daß die Kunst dem herrlichsten Material, das die Natur ursprünglich dargeboten, nur eben gerecht zu werden suchte. Euphrosine hatte das dunkle, von gesättigtem Colorit strahlende Gesicht einer Spanierin, das von zwei Augen durchleuchtet wurde, deren schimmernder Glanz mit ihrem vielbeweglichen und sinnigen Ausdruck wetteiferte. Dazu kam eine Gestalt, die schlank und füllereich zugleich war und Formen von seltener Vollendung in einer

wunderbaren Elasticität und in beständiger harmonischer Schwebe zeigte.

Euphrosine hatte den ihr eingeräumten Platz an der Seite der Madame Simon eingenommen und sich, wie es schien, schon nach den ersten Begrüßungsworten die ungetheilte Gunst der alten Jüdin erobert. Simon saß im Hintergrunde der andern Loge und hatte, obwohl die Vorstellung längst wieder ihren Anfang genommen und die Gewalt der Musik und der Sänger das ganze Haus in eine rauschende Bewegung versetzte, keine Aufmerksamkeit mehr für alle diese Eindrücke übrig. Er beschäftigte sich nur mit dem ihm zugewandten Rücken seiner neuen Bekanntschaft, in dessen durchweg edle und schöne Formen er sich ganz und gar vertiefte. Zugleich bewunderte er die Frische und Weiße des Halses, an dem sich einige kleine schwarze Locken des Kopfhaares ganz für sich mit einer allerliebsten Koketterie kräuselten. Den Kopf, zu dessen Schmuck einige Brillanten aufgesteckt waren, fand er so künstlerisch schön geformt und nicht minder von so ausgezeichneter physiognomischer Bedeutung, daß er in den in seinem Innern erblühenden Träumen zuweilen hätte laut aufjubeln mögen.

Aber mitten in diesen enthusiastischen Beobachtungen fiel ihm plötzlich auf, daß die Brillanten in

Euphrosinens Haar nicht mehr denselben glühenden und ächten Schimmer hatten, in dem sie ihm zu Anfang, als Euphrosine in einem andern Lichte saß, als ganz besonders schön und werthvoll aufgefallen waren. Mit Kennerblicken, die ihm auch in dieser Beziehung nicht abzusprechen waren, musterte er darauf noch einmal, als sie sich gerade halb zu ihm umwandte, den Schmuck, und zwar in demselben Augenblick, wo seine Mutter, deren Diamanten wegen ihrer Größe und Schönheit berühmt waren, ebenfalls eine lebhafte Bewegung mit denselben machte, wodurch sich aber ein blitzender Feuerstrom durch das ganze Opernhaus zu ergießen schien.

Simon überzeugte sich jetzt, daß durch die ächten Brillanten seiner Mutter die falschen Euphrosinens in dieser unmittelbaren Nachbarschaft gewissermaßen entlarvt worden waren. Er sah ein, daß die letztere die sogenannten imitirten Diamanten einer Pariser Fabrik trug, deren Funkeln aus der Ferne und unter einem glücklichen Lichtpunct des Kronleuchters so lange gute Dienste geleistet hatte, bis der ächte Diamant, der am Halse der Jüdin plötzlich seine absolute Herrschaft proclamirte, unbarmherzig alle anderen Wirkungen neben sich todtschlug. Der junge Simon war Jude und Naturforscher genug, um zuvörderst diesem

ächten Edelgestein seinen Triumph zu gönnen, und sich dieses Doppelspiels der Effecte mit einer lächelnden und gelehrten Miene zugleich zu freuen. Dann fiel ihm ein, daß die falschen Brillanten Euphrosinens die Aufforderung in sich schließen könnten, ihr bei Gelegenheit ächte zu schenken. Dieser Gedanke könnte für ihn, den reichen Erben, den einzigen Sohn einer begüterten Banquiers-Witwe, die kein größeres Glück als die Befriedigung seiner Wünsche kannte, nur die Aussicht auf ein ihm bevorstehendes Vergnügen sein. Simon hatte jedoch bis jetzt von seinen Reichthümern den nützlichsten und mäßigsten Gebrauch gemacht, und überhaupt ein zurückhaltendes Leben geführt, das im Kreis seiner Familie und seiner Studien eingeschlossen geblieben war. Den letzteren hatte er sich mit einem ungewöhnlichen Eifer und bedeutenden Resultaten hingegeben. Er war als Physiker mit den wichtigsten Untersuchungen und Experimenten beschäftigt, die bei berühmten Autoritäten dieser Wissenschaft in der Hauptstadt Anerkennung und Unterstützung gefunden hatten, und worin seine Unabhängigkeit von jedem Amt und seine äußeren Mittel ihm die erfolgreichste Muße sicherten.

Euphrosine hatte inzwischen an der Seite seiner Mutter das ganze Netz ihrer Liebenswürdigkeit über

die alte Frau ausgesponnen. Betty Simon hatte den scharfen und durchdringenden Verstand ihrer Glaubensgenossen, einen gefürchteten Witz und oft höchst originelle Anschauungen, mit denen sie sich namentlich in gewissen Richtungen, wo es sich besonders um die Stellung der Juden handelte, über Welt und Menschen ausließ. Es schien für Euphrosinens Geist zu sprechen, daß sie in der Art und Weise ihrer Unterhaltung, die während der Vorstellung freilich nur in einzelnen pikanten Bemerkungen über die Musik und die Sänger bestehen konnte, sogleich den richtigen Ton, durch den Betty für sie eingenommen wurde, getroffen hatte. Die Damen, welche sich früher gegen Euphrosine so feindselig bewiesen, belustigten sich jetzt auch über diese Situation mit mancherlei spöttischen Anmerkungen.

„Es sind Berliner Geheimeräthinnen und dergleichen!" sagte Betty im Zwischenact zu ihrer entblößten Nachbarin. „Diese Menschen sind und bleiben eine Race für sich, so gut wie die Juden und die Schauspieler, und unterscheiden sich ebenso auf eine specifische Weise von allen anderen Racen der Gesellschaft. Sie haben jetzt wieder recht gute Zähne zu beißen, die lieben Geheimräthinnen, denn das schwarze Zahnpulver der Reaction, womit die ganze

Welt sich jetzt so eifrig putzt, hat ihnen die alten Stifte, die schon so wackelig in ihrem Munde geworden waren, wieder recht scharf und spitz gerieben. Gott soll hüten, daß der unabwendbare Racenkampf noch mitten im Berliner Opernhause ausbricht, und zwar in der Vorstellung eines der berühmtesten unserer Leute, der die große Musik dazu gemacht hat!"

Euphrosine brach bei diesen Worten in ein lautes Gelächter aus, das sie jedoch zugleich in den anmuthigsten Tonarten zu moduliren verstand. Sie warf dabei hinter ihrem Fächer einen glühenden Blick auf Simon zurück, der diesem mit einem leisen Zunicken des Kopfes verbunden zu sein schien. Er fühlte eine elektrische Wirkung davon in seinem ganzen Wesen entstehen, und stimmte unwillkürlich mit den ziemlich starken Tönen seines Basses in das Gelächter Euphrosinens, welches so anlockend und magisch zu ihm hinüberklang, mit ein, ohne daß er eigentlich die Veranlassung dazu errieth

Inzwischen war das Ende der Oper herangekommen, und Betty forderte beim Aufstehen Euphrosine auf, ihre Equipage anzunehmen und sich von ihr nach Hause fahren zu lassen, was diese mit einer vornehmen Gleichgültigkeit, als wenn ihr dergleichen alle Tage geschehe, jedoch zugleich mit einem

bezaubernden Dankesblick annahm. Simon geleitete seine Damen als guter Cavalier durch die bunte, von den genossenen Freuden theils berauschte, theils schon wieder nüchtern gewordene Menschenmenge bis zum Wagen. Die Equipage der Madame Betty Simon war eine der glänzendsten in der Residenz. Sie hatte diese Apfelschimmel dem Gesandten einer befreundeten Großmacht abgekauft, der mit ihrem seligen Mann zuweilen Börsengeschäfte gemacht hatte. Die goldgestickten Scharlach-Uniformen des Bedienten und des Kutschers aber waren von ihrer eigenen Erfindung, und sie hatte die Genugthuung gehabt, den Schnitt und die Ausstattung derselben seitdem mehrfach in Berlin nachgeahmt zu sehen. Ein stattlicher, mit elegantem Bartwuchs geschmückter Bedienter hatte sie schon im Corridor mit den Mänteln erwartet und öffneten ihnen jetzt den Schlag. Doch ließ es sich Simon nicht nehmen, Madame Euphrosine, die jetzt sehr züchtig und dicht eingehüllt war, selbst in den Wagen zu heben. Als der Geschäftige seiner Mutter denselben Dienst leistete, sagte diese zu ihm: „Nun, mein Sohn, wie hat es Dir gefallen, daß Jüdin und Kokette wie zwei schwesterliche Verurtheilte zusammen dagesessen haben im großen Opernhaus für die klugen Berliner?"

„Süßes Mamachen," erwiederte Simon, ihr die herabflatternden Hutbänder küssend, „Du warst eigentlich die Kokette, denn Du bezauberst sie Alle, die Dir nahe kommen!"

„Ich war die Kokette?" flüsterte ihm seine Mutter zu, ihn zärtlich auf die Wangen schlagend. „Und dann war die Andere wohl die Jüdin, die gute Geschäfte gemacht hat an Dir, mein verliebter Windbeutel? — Nun, komm' herein, Simon."

Simon setzte sich zu den Damen in den Wagen, und befand sich nun plötzlich den weichen, schlanken Gliedern Euphrosinens in unmittelbarer Nähe gegenüber. Diese hatte im Wagen auf einmal ihr ganzes Wesen geändert. Aus der mehr thronenden Ruhe und Zurückhaltung, mit der sie sich in der Loge gezeigt, sprang sie jetzt in eine kindische Lustigkeit über, wie wenn ein plötzlicher Champagner-Rausch über sie gekommen wäre. Sie lachte, sang, declamirte, und wiederholte Stellen aus der Meyerbeer'schen Musik, theils mit einer anscheinenden Tiefe ächten Gefühls, theils mit eulenspiegelhafter Parodie, worin sie Meisterin zu sein schien. Sie war so ergötzlich und verführerisch, zugleich so entgegenkommend und rückhaltslos, daß Simon heut zum ersten Mal die Schnelligkeit seines Kutschers verwünschte, der sie in wenigen

Minuten vor das ihm bezeichnete Haus gebracht hatte, wo Madame Euphrosine absteigen mußte. Ueber den Abschied ging Euphrosine leicht hinweg, nachdem sie ihren Dank bei Madame Simon rasch wiederholt und dem jungen Mann, der sie bis an ihre Hausthür geleitete, das Versprechen abgenommen hatte, sie am andern Tage zu besuchen.

Zweites Capitel.

Das Familien-Diner.

Betty Simon gab an jedem Sonntag ein Familien-Diner, zu dem die nächsten Anverwandten in ziemlich großer Anzahl regelmäßig eingeladen waren. Die feine und reiche Ausstattung dieser Diners, worauf Madame Simon ungemein viel hielt, war berühmt, und wetteiferte mit der frohen und behaglichen Stimmung, der sich alle Familienglieder bei dieser Gelegenheit zu überlassen pflegten. Nur heute herrschte ein etwas beklommener Zustand vor, der weder der Ausgesuchtheit und Mannigfaltigkeit der Gerichte, noch dem Unterhaltungstalent einiger

Matadore der Familie Simon weichen wollte. Es war nicht zu läugnen, daß der junge Simon, der eigentlich der Liebling Aller war, dießmal durch sein in der That auffallendes Benehmen die Ursache dieser merklichen Verstimmung abgab.

Es war schon der dritte Sonntag, daß Simon bei diesen Familien-Diners kaum ein Wort sprach, sondern wie ein in sich versunkener Träumer dasaß, ohne an Allem, was um ihn her vorging, auch nur den Antheil der Höflichkeit zu nehmen. Wenn man ihn fragte, äußerte er sich mit einem abweisenden und zurückschreckenden Lakonismus, der nicht selten in beleidigende Wendungen für den Frager überging. Man würde dieß räthselhaft schroffe Wesen als ein Anzeichen einer beginnenden Krankheit, zuweilen aber auch den regungslos dasitzenden Jüngling für einen Eingeschlafenen angesehen haben, hätte er nicht gleichzeitig einen so vortrefflichen Eßappetit entwickelt, wie man es bis dahin kaum an ihm gekannt hatte. Noch mehr fiel es der Familie auf, daß er jedesmal unmittelbar nach der Mahlzeit, nachdem man sich kaum vom Tische erhoben, mit einer Eile und Unruhe, der die Verzögerung jeder Minute etwas zu bedeuten schien, aus dem Kreise seiner Angehörigen verschwand. Man fragte nicht mehr, wohin er ging,

seitdem Madame Betty Simon mit einer sichtlichen Verlegenheit eine ausweichende Antwort darüber gegeben hatte. Es war aber nahe daran, daß die ganze Familie Simon über diese Angelegenheit in ein inneres Zerwürfniß mit einander gerieth.

Heute waren an dem sonst so fröhlichen und belebten Tisch wieder die peinlichsten Stockungen eingetreten, und die Familie aß im eigentlichen Sinne ihren Unfrieden in sich hinein. Simon hatte sich aber auch wieder gar zu unartig gegen seine jungen Cousinen, wie nicht minder gegen die alten zärtlich besorgten Tanten und den würdigen Oheim Fränkel, den Nestor der Berliner Börse, benommen. Besonders gegen die liebenswürdige und schöne Rosalie Fränkel, welche Simon sonst unter seinen Cousinen auf eine fast bedeutungsvolle Weise ausgezeichnet hatte, war er sehr abstoßend gewesen. Er hatte ihr nicht einmal zugestehen wollen, daß ihr großer Lieblings-Componist Beethoven gestern von dem neuen Klavierspieler, Ritter von Kontski, in seinem Concert auf das Geistvollste und Meisterhafteste vorgetragen worden sei. Simon nannte vielmehr mit einer auffallenden Heftigkeit diesen Spieler einen ganz nichtsnutzigen, geistig bornirten Techniker, und wies dann durch verächtliches Schweigen jede weitere Erörterung ab.

Bei sich selbst wunderte sich aber Simon doch in der Stille über den von ihm gebrauchten Ausdruck, der ihm gerade mit denselben Worten entfahren war, mit denen Euphrosine neulich das Spiel dieses ihr sehr mißfallenden Virtuosen bezeichnet hatte.

Onkel Fränkel, der seine Tochter abgöttisch liebte und jede unfreundliche Begegnung für dieselbe schmerzlich empfand, suchte das Gespräch abzulenken und zog einen Brief aus der Tasche hervor, der von dem Banquier Rothschild in Frankfurt am Main an ihn gerichtet war. Der dortige Chef des weltberühmten und weltherrschenden Handlungshauses ersuchte ihn darin eigenhändig und vertraulich, an der Berliner Börse und bei allen seinen dortigen Verbindungen die Nachricht zu widerlegen, als ob er mit seinem Comptoir Frankfurt verlassen und für immer seinen Aufenthalt von dort verlegen wolle. Verschiedene Zeitungsnachrichten hatten ihm diese Absicht beigemessen, wodurch er, wie es hieß, seinem Unwillen gegen die dort neuerdings decretirte Unterdrückung der Juden, denen abermals ihre bürgerlichen Rechte entzogen worden, den empfindlichsten Ausdruck geben wolle.

„Es ist also nicht wahr,“ sagte Madame Betty Simon mit zornleuchtenden Augen, denn dieß war

eigentlich ihr Thema, mit dem ihr reger Geist sich beständig beschäftigte. „Und doch wollte ich, es wäre wahr gewesen,“ fuhr sie fort. „Es hätte immerhin als ein großes Beispiel dagestanden, daß es unter der Judenschaft noch giebt starke und erhabene Charaktere, die der Schmach entgegensetzen den Widerstand. Aber gebt mir mit den Rothschild's, sie sind auch nur eitel Diplomaten. Ihr großes Geld, das sie als ächte Juden erworben haben, macht aus ihnen nur falsche Christen, das heißt: Leute, die halb sind durch und durch und gar keine Sache mehr haben, für die sie einstünden mit Gut und Blut. Die alte Mutter Rothschild's hat zwar noch immer mit der Frankfurter Judengasse kokettirt, aus der sie nicht hat herausziehen wollen, um die Treue gegen ihren Ursprung und die Zugehörigkeit zu der Schmach unseres Volkes öffentlich zu bewahren. Aber ihre Söhne haben aus der engen Judengasse die große Welt- und Geldgasse gemacht, auf der freilich die bürgerlichen Rechte der Juden eine untergeordnete Sache geworden sind, mit der man keine Geschäfte machen kann!“

Onkel Fränkel bedauerte schon, seine geistreiche Schwester auf diese Angelegenheit gebracht zu haben, durch die sie gewöhnlich in die leidenschaftlichste Aufregung versetzt wurde: eine Aufregung, die für Alle

eigentlich etwas Drückendes hatte, weil Betty dann mit einer gewissen principiellen Bosheit Leiden, Nachtheile und Schimpf ihrer jüdischen Stellung zum Bewußtsein zu bringen liebte.

„Ich möchte eigentlich am liebsten, daß wir wieder in die Judengasse zurückkämen!“ fuhr Madame Simon mit einem flammenden Aufblick ihrer großen schwarzen Augen fort. „Es ist besser, daß wir als eine große dunkle Masse von Geächteten wieder klumpenweise zusammengepfercht werden, als daß die Regierungen Fangball spielen mit unseren Leuten und sie bald emancipiren, bald ihnen die Emancipation wieder aufkündigen, wie wir es mit einem Handel thun, der einmal abgeschlossen war. Vielleicht würde die ganze Welt endlich besser, wenn eine große Gasse der Geächteten aufgerichtet würde, in der sich Alles zusammen fände und Brüderschaft mit einander schlösse, was ausgestoßen und übervortheilt ist in der heutigen Gesellschaft. Die Proletarier, die Schriftsteller, die Idealisten, die Juden und die Schauspieler würden darin ein hübsches Häuflein von Menschen bilden, die Alle gewissermaßen wie eine einzige Race zusammengehören, und zuletzt immer doch die Ausgestoßenen und die Ausgeschlossenen sind, wie viel man sich auch zeitweise um

sie bemühen und ihren Kräften, ihren Talenten, ihrem Geist und ihrem Geld schmeicheln mag!"

Ihr Bruder zuckte die Achsel über diese Ausführung, die ihm stets zu barock erschien, um sich von seinem mehr diplomatischen Börsenstandpunct aus, auf dem er gern die Geschäfte vom Glauben trennte, auf eine ernstliche Beleuchtung derselben einzulassen. Madame Simon galt in ihrem Kreise für eine Philosophin, deren wunderliche Ideen man ruhig anzuhören gewohnt war, und ihr dabei nicht gern widersprach, weil man sonst auf ihre seltene Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, wie auf die Freigebigkeit und die Diners der reichen Frau, gern die größte Rücksicht nahm. Die jungen hübschen Cousinen lachten und kicherten dagegen mit einander und schienen sich die Schmach ihres Stammes, die ihnen heut wieder einmal beim Sonntags-Diner der Tante aufgetischt worden war, nichts weniger als zu Herzen zu nehmen.

Rosalie, welche die Schönste und Klügste unter Allen war, suchte jedoch jetzt die Blicke Simon's, der ganz stumm und regungslos neben ihr saß, mit ihren wunderbar lächelnden Augen zu fesseln, und sagte zu ihm mit einem herausfordernden und vielbezüglichen Spott, der aber durch die Melodie ihrer

Stimme wieder so viel Anziehendes gewann: „Nun, Herr Vetter, und Sie legen nicht einmal eine Lanze für die schönen Schauspielerinnen ein, welche Ihnen die Tante ebenfalls in die Judengasse entführen möchte? Solche Gassen werden gewöhnlich am äußersten Ende der Stadt angelegt, und da würden Sie ja noch viel weiter alle Tage zu laufen haben!"

Simon wachte wie aus einem tiefen Traum und schüttelte mürrisch den Kopf, indem er zugleich betroffen darüber wurde, daß dem vielleicht von der Liebe geleiteten Scharfblick Rosaliens seine neuen Beziehungen kein Geheimniß mehr geblieben waren, obwohl er dieselben bisher aus mehreren Gründen als solches behandelt hatte. Er erwiederte Einiges, was nicht gerade sehr paßte, und ließ sich die Freude fast zu sichtlich merken, als seine Mutter, die mit dem Erfolg ihrer heutigen Rede in diesem Kreise fast noch weniger zufrieden als sonst schien, jetzt schnell das Zeichen zum Aufbruch der Tafel gab.

Kaum einige Minuten nachher war Simon auch schon aus dem Zimmer verschwunden. Rosalie, die den Kaffee herum präsentirte, ließ den Kopf traurig hängen. Wer sie näher beobachtet hätte, würde an ihren sonst so munteren und lebenslustigen Augen den Schimmer einer leisen Thräne bemerkt haben.

Sie ging gesenkten Hauptes zu der halbgeöffneten Thür des Nebenzimmers und sah mit einem eigenthümlich wehmüthigen Ausdruck ihres Gesichts in dasselbe hinein. Es war Simon's Wohn- und Studirstube, in welche sie ihre prüfenden Blicke warf. Es befand sich auf seinem Schreibtisch Alles in so besonderer Unordnung, daß sie daraus ersah, wie auch sein regelmäßiger Fleiß, mit dem er sich sonst hier seinen Beschäftigungen und Forschungen hinzugeben pflegte, eine starke Unterbrechung erlitten haben mußte. Die Gläser und Gefäße, die er zu seinen chemischen und physikalischen Experimenten brauchte, standen mit Staub bedeckt auf den Tischen umher. Eine schöne Elektrisirmaschine lag umgestürzt auf dem Boden. Das lebhafte Mädchen warf eine Kußhand in das verlassene Zimmer hinein, und trocknete sich die Augen mit dem kostbaren Spitzentuch, welches ihr einst Simon zu Weihnachten geschenkt hatte.

Drittes Capitel.

Euphrosinens Salon und Cabinet.

Als Simon auf die Straße hinauskam, fühlte er sich wie zu neuem Leben getrieben. Es war ihm Alles so farblos und langweilig in dem soliden Familienzimmer erschienen, und obwohl er sich selbst heimliche Vorwürfe machte, daß es ihm unter den Gestalten, denen er sonst so innig anhing, nicht mehr wohl wurde, so konnte er doch dem über Alles mächtig gewordenen Drang nicht widerstehen, der ihn zu der gewohnten Zeit, wo er erwartet zu werden pflegte, zu seiner neuen Freundin hinzog.

Es war schon etwas später als gewöhnlich geworden, und der junge Simon verdoppelte seine Schritte,

um sie nicht etwa zu versäumen. Euphrosine trat ihm heut mit einiger Verlegenheit entgegen und flüsterte ihm im Vorzimmer, unter vertraulichster Annäherung ihres Mundes an sein Ohr, zu, daß es ihr heut nicht gelungen sei, unwillkommenen Besuch von dieser ihm sonst ausschließlich gehörenden Stunde abzuhalten. Dabei schob sie ihn in ihr Besuchzimmer, in dem sich allerdings heut eine aus verschiedenen Mitgliedern bestehende Kaffeegesellschaft zusammengefunden hatte.

Simon gesellte sich nicht ohne sichtliche Verstimmung zu diesem ihm nicht sehr behagenden Kreis. Doch wies ihm Euphrosine mit der größten Auszeichnung ihrer Vertraulichkeit ihren Platz dicht neben dem ihrigen an und servirte ihm seine Tasse Kaffee, die er sogleich annehmen mußte, mit so vieler Anmuth und Liebenswürdigkeit, daß er sich fast schon wieder erheitert fühlte. Auch bemerkte er mit Vergnügen, daß sie heut das Armband und die Broche trug, die nicht wenig werthvollen Zeichen seiner ersten Huldigung, die er an ihrem Namenstage in ihre schönen weißen Hände hatte niederlegen dürfen. Weniger gefiel ihm die große Nacktheit, die sie heut wieder in derselben Toilette, in der er sie zum ersten Mal im Opernhause gesehen, zur Schau trug,

und obwohl er sich diesen Anblick von Herzen gönnte, wenn er allein mit ihr war, so machte es doch den Neuling verdrießlich, zu denken, daß er die nahe Betrachtung dieser auserlesenen Reize heut mit der ganzen hier versammelten Gesellschaft theilen sollte.

Diese Gesellschaft bestand außer Euphrosinens Mann, Herrn Conti, der heut wider alle Gewohnheit zu Hause geblieben war, aus einem jungen hübschen Officier, dem Simon schon einige Male hier begegnet war, ferner dem bekannten Tagesschriftsteller Zibmann, der eigentlich der Vertraute des Herrn Conti war, und dem Director Brand, Führer der beliebten Kunstreitergesellschaft, die seit einigen Wochen so glänzende und starkbesuchte Vorstellungen im Circus gab. Der Letztere war ein liebenswürdiger, noch ziemlich junger Mann, auf den Simon mehr als auf irgend einen Andern seit einiger Zeit eine gewisse Eifersucht hatte, von der er sich auch jetzt wieder heimgesucht und bedrückt fühlte. Diese Eifersucht war daher entstanden, weil Euphrosine seit einiger Zeit Reitstunden bei dem Director Brand nahm, welcher dieselben der schönen Frau ausnahmsweise ertheilte, und dadurch das Vergnügen hatte, sie jeden Morgen in seinem Circus bei sich zu sehen. Euphrosine, die schon einige Uebung in dieser Kunst

hatte und deren herrliche elegante Gestalt darin besonders wirken konnte, ritt dann auf dem berühmten arabischen Hengst Orion, zu dem sie, wie sie sagte, nach einer Vorstellung im Circus eine förmliche Leidenschaft bekommen hatte. Lediglich um dieser Liebe willen, welche sie für das merkwürdige und vollendet schöne Thier gefaßt, wollte sie die Reitstunden bei Herrn Brand genommen haben, den sie übrigens schon aus einer früheren Zeit ihres Lebens zu kennen schien.

Simon fühlte, daß er die lustige Gesellschaft in ihrem behaglichsten Sichgehenlassen unterbrochen hatte. Doch schien man bald bemüht, den Ton der ungezwungensten Laune und der rücksichtslosesten Ausdrücke, wie er in diesem Kreise zu herrschen pflegte, wieder herzustellen. Simon versuchte einige Male eine leise, vertrauliche Unterhaltung mit Euphrosinen anzuknüpfen, und auf einige pikante Scherze der nächstvergangenen Tage mit ihr zurückzukommen. Aber er fand sie dann zerstreut und in ihrer Aufmerksamkeit offenbar getheilt, die er heut jedenfalls nicht allein besaß. Es schien vielmehr eine dreifache Aufgabe, deren sich die vielgewandte Kunst ihrer Koketterie in diesem Augenblick befleißigte, und in deren Erfüllung sie ebensowohl ihre körperlichen Reize, wie ihren

keineswegs ganz gewöhnlichen Geist und Humor, verbunden mit einer gewissen Gutmüthigkeit und anscheinenden Aufrichtigkeit, spielen und schillern ließ.

Zuerst war sie offenbar bemüht, Simon als neuen Günstling auszuzeichnen, aber indem sie ihn dadurch scheinbar an die Spitze ihrer heutigen Interessen stellte, that sie dieß zugleich mit einer eigenthümlichen Nüance, die den andern, schon erfahreneren und vertrauteren Mitgliedern dieses Kreises zeigen sollte, daß sie nur eben den jungen Neuling in ihm bevorzugte. Diese Nüance bestand in einer Mischung von Protection und Ironie, die jedoch nur in den Augen der Uebrigen etwas Beeinträchtigendes für die volle Geltung Simon's haben konnte, diesem Letzteren aber durch einen verstohlenen Händedruck, der ihm hin und wieder unter dem Tisch begegnete, auf die erfreuendste Weise zu einem genügenden Ausdruck erhoben wurde. In zweiter Linie stand der junge Officier, ein Baron von Lindwall, wenigstens für diejenigen, die in dem beständigen Widerspruch, mit dem Euphrosine alle seine Bemerkungen begleitete oder zurückwies, nicht sogleich durcherkannten, daß hier eigentlich Euphrosine die war, welche sich bemühte und gewissermaßen mit ihrem Herzen dabei betheiligt war, den noch sehr jugendlichen, aber ziemlich

gleichgültig und ruhig scheinenden Krieger an sich zu fesseln. Der dritte Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war der Director Brand, ein Mann von sehr jovialen und gutmüthigen Formen, der seiner Sache mit ihr gewiß zu sein schien, und den sie mit einer oft über die Grenze hinausgehenden, theilweise sogar cynischen Derbheit behandelte, wodurch er den Andern wie abgefertigt erschien, obwohl er sich selbst daran auf eine Weise belustigte, die ihn zugleich von dem Besitz ihrer Gunst vollkommen befriedigt und überzeugt darstellte.

Eine für sich bestehende Gruppe wurde von dem Literaten Zidmann und Herrn Conti gebildet, die sich beide nicht selten leise unterhielten und einen Geschäftsgegenstand von einiger Wichtigkeit in einem geheimen Einverständniß zu besprechen schienen. Der Literat, dem Euphrosine gar keine Aufmerksamkeit widmete, hatte ein gedrücktes und scheues Aussehen, während Herr Conti, der in seinem ganzen Wesen den Typus des alten, ausgedienten Schauspielers, aber mit Humor und zum Theil bizarrer Komik darstellte, mit dem Aufwand dramatischer und mimischer Beredtsamkeit auf ihn einsprach. Herr Conti war ursprünglich jüdischer Abstammung, und hatte sich aus dem derselben angehörenden Namen Cohn mit einer

an Genialität grenzenden Kühnheit den Künstlernamen Conti gebildet. Er trug ungeachtet der Gesellschaft, die er bei sich sah, einen scharlachrothen, weitbauschigen Schlafrock, der mit phantastischem Aufputz aller Art behangen war, und namentlich mit colossalen Zoddeln seinen Leib umgürtete. In der Hand schwang er eine bedeutend große Tabaksdose, deren zweifelhafte Vergoldung durch den starken Gebrauch fast gänzlich abgenutzt schien, und die er in seiner beständig lebhaften und heftigen Action zugleich als Demonstrationsmittel zur Unterstützung seiner Behauptungen benutzte.

Die Abenddämmerung brach über den seltsamen Kreis herein, in dem sich der junge Simon mit den widersprechendsten Gefühlen bewegte. Theils waren ihm diese Gestalten, die seiner ganzen Anschauungsweise und allen seinen Gewohnheiten zuwider waren, unheimlich fremd, theils beschlich ihn der abenteuerliche Reiz, der sich mit ihnen verband, und ihn in die romantische Illusion versetzte, als befinde er sich unter einer im Walde lagernden Zigeunerbande, in der wildes und keckes Geschwätz, frohes Lachen und anzügliche Scherze mit dem Klang des Tambourins und mit den zauberischen Tänzen der Preciosa sich mischten. Seitdem er nach jener Begegnung im

Opernhause dieß Haus regelmäßig und bald täglich besuchte, hatte sich ihm eine neue Lebensregion eröffnet, die er bis dahin noch gar nicht gekannt hatte, und die durch die eigenthümliche Erscheinung Euphrosinens auf eine ebenso glänzende als unwiderstehliche Weise für ihn vertreten wurde. Er fühlte sich nicht nur durch ihre seltene Schönheit, ihre liebenswürdige Kokettterie und eine ihr eigene naive Hingebung bereits auf das Innigste an sie gefesselt, sondern er war auch überzeugt, daß sie in jedem Betracht eine ausgezeichnete Natur sei, bedeutende Geistesgaben, die nur in ihren eigenthümlichen Lebensverhältnissen nicht zur vollen Reife gedeihen, besitze, und ein treffliches, in jeder Weise zuverlässiges Herz habe. Seine ihr gewidmeten Phantasieen steigerten sich sogar bis zu der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, diese auserlesene, schöne und tüchtige Natur aus den Schlacken ihrer Verhältnisse herauszuarbeiten und, wofür er jedes Opfer zu bringen bereit war, sie in eine ihrer Begabung würdige Existenz zurückzuführen.

Die kleine Gesellschaft löste sich jetzt auf, da es für den Director Brand Zeit wurde, sich in seinen Circus zu begeben, wo heut eine außerordentliche Abendvorstellung angekündigt war. Er empfahl

sich bei Allen mit einem der Reihe nach ausgewechselten derben Handschlag, der bei Euphrosinen mit einem schallenden Kuß auf die feinen weißen Finger begleitet wurde, nachdem sie ihm das Versprechen hatte geben müssen, heut Abend in ihrer Loge nicht zu fehlen, in der er ihr ein für alle Mal einen Platz bestimmt hatte. Euphrosine klingelte darauf, um Licht besorgen zu lassen, während die Zurückgebliebenen im Zimmer umherstanden und über einige gelegentliche Dinge mit einander Bemerkungen wechselten.

Simon bemerkte nicht ohne einige Verwunderung, daß diese Herren ihm heut eine außerordentliche Zuvorkommenheit bewiesen und sich auf die aufmerksamste Weise um ihn bemühten. Besonders schienen Conti und Zidmann beeifert, ihn mit den verbindlichsten Wendungen, wie man sie sonst nur für einen überlegenen Rang oder für eine hervorragende Stellung hat, in ein Gespräch zu ziehen, und selbst der junge Officier, der sich sonst am schroffsten und nichtachtendsten gegen ihn gezeigt und fast nie mit ihm gesprochen, fing mit ihm eine Unterhaltung über einige Probleme der Physik an, über die er Auskunft von ihm zu erhalten wünschte, wobei aber schon die Fragstellung, die einen gänzlich Unkundigen verrieth, die mühsame Absicht an

den Tag legte. Der junge, sehr zur Gutmüthigkeit neigende Simon war eben im Begriff, alle diese Freundlichkeiten dankbar und bestens entgegenzunehmen, als ihm die von seiner Mutter häufig gebrauchte Redensart einfiel: wenn Dir geschmeichelt wird, greife erst nach Deiner Tasche und dann an Dein Herz! Er mußte auch jetzt, wie immer, über diese Redensart lächeln, und erinnerte sich zuletzt, daß Herr Conti, der sich in seinen Mußestunden auch mit Discontiren gewisser Wechsel zu befassen pflegte, ihm schon mehrmals den Wunsch angedeutet hatte, seinen Namen auf die Rückseite eines Wechsels in blanco hinzuzeichnen.

Als Licht hereingebracht wurde, entfernten sich auch die übrigen Herren und ließen Simon mit Euphrosinen allein zurück, nicht ohne dem Ersteren beim Abschied zu verstehen zu geben, daß sie für die Discretion, mit der sie jetzt das Feld räumten und ihn mit ihr allein ließen, auf seine ganze Erkenntlichkeit rechneten. Herr Conti selbst bat ihn mit vielem Wohlwollen, seine Frau in den Circus zu führen, da er selbst unverzüglich ausgehen und den Abend einem kranken Freunde widmen wolle.

Simon saß ihr nun gegenüber auf dem traulichen Eckdivan, und spielte mit den Sammetschleifen an ihrem

Handgelenk. Das von dem strahlenden Armleuchter fallende Licht ließ ihm ihr Gesicht so reizend und wunderbar schön erscheinen, wie er es lange nicht gesehen hatte. Euphrosine war sich dieses plötzlichen starken Eindrucks auf ihn vollkommen bewußt, und indem sie jetzt scheinbar gedankenvoll ihren Arm dicht vor ihm auf den Tisch stützte, wandte sie ihm die ganze brennende Tiefe ihrer Augen zu, um ihn noch mächtiger in die Fesseln ihres Anblicks zu schlagen.

Obwohl ihm die heimliche Reflexion sagte, daß es die Wirkungen des Lichts waren, welche sich dem Ausdruck ihrer Schönheit günstiger erwiesen, als der helle Tag, so drang ihm doch nichtsdestoweniger dieser Zauber ungestüm zum Herzen. „Sie sehen frisch wie die erste Rose des schönsten Frühlings aus!“ sagte er zu ihr und küßte die Hand, die er in der seinigen ließ.

„Gehen Sie mir mit Ihren Frühlingsgleichnissen!“ entgegnete sie leichtfertig, und zugleich mit einem Anflug von Melancholie, der nicht selten auf eine anziehende Weise den Ausdruck ihres Gesichts erhöhte. „Sie wissen, ich liebe den Frühling nicht. Zum Frühjahr ist mein Geburtstag, und da wird man schon wieder um ein ganzes Jahr älter, fi donc! Wissen Sie, ich mache mir gar nichts mehr aus der Sonne. Ich liebe den Winter und die Nacht.“

Sie warf sich bei diesen Worten in einer verführerischen Stellung auf das Sopha zurück und zog den Shawl hoch über ihre Schultern empor, als wolle sie sich gegen alle weiteren Reflexionen verhüllen. Simon betrachtete sie mit Erstaunen und mit einer Steigerung aller seiner Empfindungen für sie. Er fühlte, daß sie sein schmeichelndes Gleichniß wie eine absichtliche Tröstung aufgenommen habe, für die Frauen auf gewissen Wendepuncten der Jahre oft einen sehr hypochondrischen Scharfsinn besitzen. Es war aber schwer, diesen Gegenstand noch ausdrücklicher zu berühren. Er konnte ihr nur durch die Gluth, mit der er ihr jetzt den Shawl über ihrer Schulter küßte, zeigen, wie sehr ihre Schönheit in voller Geltung bei ihm stand, und wie es keine stärkere Bewunderung für sie haben könne, als die seinige.

„Hören Sie, lieber Freund," sagte sie, sich plötzlich wieder aufrichtend, „ich muß Sie noch vor Etwas warnen! Ich habe bemerkt, daß Conti und der Journalist Zibmann, der mich übrigens gar nichts angeht, Ihnen in irgend einer Sache stark zusetzen. Ich rathe Ihnen dringend, sich mit diesen Herren auf nichts einzulassen, wohlverstanden? Diese haben oft Dinge vor, mit denen ich selbst durchaus nichts gemein habe. Sie aber sind mein Freund,

mein neuer, mein ächter Freund, ich fühle es Ihnen an, und Sie sind außerdem ein gutes, unerfahrenes Kind, das man warnen muß!"

Sie streichelte ihm dabei mit einem ebenso zärtlichen, als aufrichtigen Ausdruck die Wangen, und spielte mit ihrer weichen, weißen Hand einen Augenblick lang in seinen schwarzen, krausen Locken. Es trat dabei zugleich eine gewisse Klarheit in allen ihren Zügen hervor, die sein Vertrauen zu ihr auf das Höchste beflügeln mußte. In demselben Augenblick aber begann ein anderes Gefühl auf ihn einzustürmen, das der Eifersucht, das er noch nie so mächtig kennen gelernt hatte.

„Sie nannten den Baron von Lindwall nicht, Euphrosine!" sagte er zögernd, indem er sie mit forschenden Augen anblickte. „Und doch spielt er bei den Anerbietungen, die man mir gemacht, eine Hauptrolle, und ist wesentlich dabei betheiligt. Es scheint, daß der Officier mehr Gnade bei Ihnen findet, als alle andern Sterblichen?"

Euphrosine sah ihn einen Augenblick lang verwundert an und brach dann in ein lautes Gelächter aus. „Bläst der Wind daher, mein Sohn?" sagte sie mit einem frivolen Ausdruck. „Bravo, bravo, jetzt sind Sie schon auf dem besten Wege, Sie sind

eifersüchtig! Uebrigens muß ich Ihnen auf das Heiligste versichern, daß ich nichts von der Betheiligung des Herrn von Lindwall an jener Angelegenheit kannte, wie ich mich überhaupt um Wechsel- und Geldgeschäfte niemals bekümmere. Wenn aber der Baron bei diesem Handel mit darunterfteckt, so dürfen Sie überzeugt sein, daß es nichts Sichereres und Zuverlässigeres giebt, als die Ihnen gemachten Anerbietungen, gegen welche Sie den Credit des Namens Simon dann ohne alle Gefahr einsetzen können. Denn Herr von Lindwall ist ein Ehrenmann im ausgezeichnetsten Sinne des Wortes, und seine Familie ist reich, enorm reich!"

„In der That, Sie scheinen mir außerordentlich viel von diesem Officier zu halten!" versetzte Simon, ohne seine Empfindlichkeit bergen zu können. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß Sie für den Officiersstand eine große Vorliebe hegen, Madame!"

„Sie haben nichts bemerkt, als Ihre eigenen Grillen!" sagte sie mit neuem, auf das Anmuthigste variirtem Gelächter. „Wir Frauen lieben die Uniformen, es ist wahr!" fuhr sie darauf mit einer ernsthaften Grimasse fort. „Das kommt daher, weil die Weiber eigentlich alle Pedanten sind, die an regelmäßigen Formen und glänzenden Aeußerlichkeiten

kleben. Aber glauben Sie denn im Ernst, Simon, daß es mir ganz gleichgültig ist, was in der Uniform darin steckt?"

Unser Simon schien durch den scrupulösen Ernst, der in dieser eigenthümlichen Frage lag, keineswegs befriedigt oder auch nur in seinen Besorgnissen abgeleitet. Indeß mußte er sich zugleich sagen, daß es bei einer Frau, wie diese, der er sich unter so viel erklärter Gunst von ihrer Seite gegenüber befand, doch immer nur darauf ankommen könne, im augenblicklichen Besitz der Situation bei ihr zu sein. Er zuckte bei diesem Gedanken wehmüthig die Lippen, denn seinem schönen, unverdorbenen Gefühl nach hätte er sie gern höher, um Vieles höher gestellt!

„Dabei hätte ich fast vergessen, daß es mit meiner eigenen Uniform für heut Abend noch sehr schlecht aussieht!" rief sie jetzt plötzlich mit großer Lebhaftigkeit aus, indem sie aufsprang und sich vor den Spiegel stellte. Ich werde heute große Toilette machen müssen, es wird eine Glanzvorstellung sein, und alle Prinzen werden, wie mir Brand sagte, derselben beiwohnen. Ich werde mein blauseidenes Kleid anziehen, und die mit Hermelin besetzte Sammet-Mantille dazu umthun. Was meinen Sie zu diesem Programm, mein Freund?"

Simon beeiferte sich, ihr seinen Beifall auszudrücken, worauf sie sich in das anstoßende Cabinet begab, um dort bei der vorgerückten Zeit so rasch als möglich die Umgestaltung ihrer Toilette vorzunehmen. Die Thüre des Cabinets blieb offen, und während sie sich umkleidete und sich hin und wieder Eines und das Andere von ihm zureichen ließ, fand die lebhafteste und unbefangenste Fortsetzung des Gesprächs von ihrer Seite statt, wobei Simon zuweilen im heißen Ungestüm die Stärke seiner Schritte, mit denen er auf- und niedergehend das Zimmer durchmaß, verdoppelte.

Euphrosine war gewohnt, ihre Toilette, die immer meisterhaft gelang und bis in alle Einzelnheiten hinein vollendet war, zum größten Theil ohne alle Beihülfe einer Bedienung zu besorgen, mit der es freilich auch in ihrem Hause schlecht bestellt war. Nur zum Zumachen der Kleider wurde eine alte Aufwärterin hereingerufen, die sich aber in der Regel sehr ungeschickt dabei benahm, während der junge Simon, den Euphrosine schon einige Male zu Hülfe gerufen hatte, eine bedeutende Lernbegierde dabei entwickelte und schon sehr vollkommen auf diese Angelegenheit einstudirt war. Auch heut, wo die Dienerin ganz und gar fehlte, wurde ihm das Glück

zu Theil, zur Ausübung dieses zartesten Cavalierdienstes in das Cabinet gerufen zu werden, wo Euphrosine ihn mit dem Ausdruck der sinnigsten Verschämtheit empfing. Simon hatte sich zwar schon öfter bei Tage in diesem vertrauten Cabinet befunden, welches durch seine Lage ziemlich dunkel war, aber er sah es heut zum ersten Mal durch eine ziemlich scharfe Beleuchtung erhellt, und prallte vor Erstaunen und Ueberraschung unwillkürlich zurück. Selbst die blendende Schönheit von Euphrosinens Nacken, der sich in unmittelbarster Nähe seinen Händen und Lippen darbot, konnte ihn nicht sogleich wieder auf die Höhe dieser anmuthigen Situation zurückversetzen, von der er durch Alles, was er hier um sich herum sah und bemerkte, sich bedeutend herabgeglitten fühlte.

Das Cabinet Euphrosinens bot in der That kein solches Muster von holländischer Reinlichkeit dar, wie es der reiche Banquierssohn in dem glänzenden und bis in den entlegensten Winkel saubern Haushalt seiner Mutter zu sehen gewohnt war. Die verrätherische Lampe, deren Strahlen heut hineingedrungen waren, machte ihm Enthüllungen, denen seine Blicke mit Erstaunen und zugleich mit einem unheimlichen Reiz der Neugierde folgten. Auf einem

mit Schmutz bedeckten Fußboden lagen die verschiedensten Gegenstände in wilder und abenteuerlicher Unordnung durcheinander umher. Wäsche, Schuhe, Bücher, alte Briefe, dick bestäubte Theaterrollen aus der Zeit ihrer früheren Wirksamkeit, zerrissene und zu anderen Zwecken verschnittene Kleidungsstücke, einige verwitterte Redouten-Masken, Schmink- und Salbentöpfe, ausrangirte Hutfedern, zerbrochene Nippsachen, Recepte und viele andere kaum noch erkennbare Dinge, bildeten einen hoch aufgethürmten Haufen, der sich zugleich durch einen stechenden Geruch fühlbar machte.

Der in dem letzteren Punct etwas reizbare Simon suchte seiner übel erregten Phantasie wieder aufzuhelfen durch den unverwandten Anblick der herrlichen Naturformen, die seinem Auge preisgegeben waren, und deren Schönheit so rein und idealisch war, daß alle seine Gefühle sich von Neuem daran mächtig entzündeten. Nach vollendeter Toilette trat sie ihm jetzt wieder in der siegreichen Fülle ihrer Erscheinung gegenüber, und er glaubte nie eine reizendere und liebenswürdigere Person gesehen zu haben, als sie jetzt an seinem Arm, auf den sie sich mit feurigem Nachdruck stützte, in ihren Salon zurückschritt. In diesen Räumen paßte auch die ganze Umgebung wieder würdiger zu ihrer strahlenden, reich

geschmückten Gestalt. Die Einrichtung war in diesen Räumen nicht ohne Eleganz und Geschmack, die mit Plüsch überzogenen Möbel größtentheils neu und modern, die Spiegel mit Goldrahmen bekleidet, und einige prachtvolle Blumen-Vasen, die auf einem kleinen Marmortisch standen, fügten der Ausstattung noch ein luxuriöses und künstlerisches Element hinzu.

Euphrosine trat vor den großen Spiegel zwischen den Fenstern, um mit kritischem Blick ihr ganzes heutiges Ensemble noch einmal zu überschauen, und dem Ganzen wie dem Einzelnen einen bestimmten Abschluß zu geben. Sie neigte sich dabei oft ganz dicht an die Spiegelfläche, an der sie namentlich ihr glänzendes schwarzes Haar in den kunstvollen und eigenthümlichen Formen, die sie ihm heut gegeben, mit anhaltender Aufmerksamkeit musterte. Indem sie mit Auflegung ihrer beiden Hände den schönen Scheitel noch glätter und fester strich, hielt sie plötzlich in ihrer Betrachtung wie erschrocken inne, und bezeichnete mit dem Finger eine bestimmte Stelle ihres Haares, an der sie eine besondere Bemerkung gemacht zu haben schien.

„Kommen Sie einmal her, mein Freund," sagte sie mit leiser Stimme zu Simon, „was habe ich denn hier? Betrachten Sie mein Haar an dieser Stelle

genau, und sagen Sie mir ohne Rückhalt, was Sie bemerken!“

Sie sprach dieß mit einer zitternden und fliegenden Hast, die bewies, welche Wichtigkeit sie dieser Entdeckung beimaß. Simon brauchte sein scharfes Auge nicht erst in der Nähe anzustrengen, um zu bemerken, daß sich zwei silberweiße Haare, die sich in muthwilliger Unverschämtheit vordrängten, in dem sonst so dichten und strahlenden Schwarz ihres Scheitels eingeschlichen hatten. Mit einem schauerlichen Gefühl, das ihn in seiner innersten Seele beschlich, sah er diese ersten Vorposten des beginnenden Alters, die sich schon mitten in die schönste Fülle des Lebens und des Leibes vorgeschoben hatten, und den nahen Ausbruch des großen Kampfes ankündigten.

Mit ängstlicher Eile legte er zwei seiner Finger auf das blitzende Silber, welches so verrätherisch aus dem herrlichen Dunkel ihres Haares emporsprang. Es that ihm recht mitten in seinem Herzen wehe, daß es so war, aber er würde es nicht über sich vermocht haben, ihr die Wahrheit zu sagen. Er schob ihr mit seinen Fingern das Haar an dieser Stelle so zurecht, daß die frechen Vordringlinge wieder spurlos verschwanden. Dann sagte er zu ihr, bemüht, seine gutmüthige Weichheit hinter einem humoristischen

Ton zu verbergen: „Es war nichts als der trügerische Lichtrefler, der sich mit dem wundervollen Rabenschwarz Ihres Haares herumneckte und zuletzt wie eine trunkene Biene, die an einem Blumentisch hängen bleibt, selig verloren in Ihren Locken sich bettete."

Sie lachte laut über ihren poetischen Freund, sah ihm dann aber wieder mißtrauisch und wehmüthig zugleich in die Augen. „Mein Haar ist gut," sagte sie dann mit naivem Selbstgefühl, „aber ich fürchte zuweilen, daß mein Kopfschmerz, an dem ich so sehr leide, mir noch weiße Haare machen wird. Es ist doch ein schlimmes Ding mit der Vergänglichkeit!" fuhr sie nach einem tiefen Seufzer fort. „Zuweilen kommt es mir vor, als wenn die Jugend nur ein Masken-Anzug des Alters wäre, und ich denke mir, es muß ein gräuliches Gefühl sein, wenn man die ganze Nacht im Ballsaal in einem schönen und phantasievollen Costüm getanzt, und nun plötzlich fort muß, weil man die Nachricht erhält, daß zu Hause Feuer ausgebrochen sei. Denken Sie Sich, diese Vorstellung quält mich oft auf das Entsetzlichste wie eine fixe Idee, und ich male mir dann aus, wie ich nach Hause komme und Alles, was ich besitze, abgebrannt und eingeäschert finde. Ich stehe in meinem

lustigen Ballstaat auf offener Straße, und fange unsäglich zu frieren an, und die Stürme eines rauhen Wintermorgens pfeifen mir schneidend um die Ohren und reißen mir zuletzt den lustigen Domino herunter, und ich sinke in den unter meinen Füßen zusammengewehten hohen Schnee nieder, selbst eiskalt wie der Tod, ohne Schmuck, ohne Jugend, ohne Schönheit, die plötzlich alle dieser fürchterliche Morgen verweht hat!"

„Welche merkwürdige Phantasie!" sagte Simon, indem er mit Erstaunen bemerkte, daß ihre sonst so heiteren und übermüthigen Augen sich mit Thränen gefüllt hatten. Sie wischte dieselben jetzt jedoch rasch wieder hinweg, und reichte ihm mit einem zärtlichen Blick die Mantille hin, mit der Bitte, ihr dieselbe umzugeben.

Simon hatte vorher, als von der Bestimmung ihrer Toilette die Rede gewesen, nicht an die eigenthümlichen Mißstände gedacht, welche ihm dieses ziemlich phantastisch aussehende Kleidungsstück schon einmal bereitet hatte. Euphrosine pflegte es zwar mit dem von ihr einmal angenommenen Kunstausdruck ihren Hermelinmantel zu nennen, aber Simon hatte sich eigentlich über diese poetische Uebertreibung geärgert, besonders seitdem er in dem letzten Concert,

wo sie in diesem Costüme neben ihm gesessen, nicht bloß die Unächtheit, sondern auch die Schadhaftigkeit des weißen Pelzbesatzes auf eine ihm sehr unangenehme Weise kennen gelernt hatte. Es war nämlich davon an seinem Aermel eine unzählige Menge kleiner weißer Haare sitzen geblieben, die es sehr sichtlich machten, in welche genaue Berührung er mit diesem ohne Zweifel aus Katzenfell bestehenden Pelzwerk gerathen war. Die ironischen Blicke seiner Nachbaren hatten ihn zuerst darauf aufmerksam gemacht, und durch sein eifriges Wischen des Rockärmels war die Sache nur noch verschlimmert worden.

Die Mantille verbreitete aber heut außerdem noch einen besonderen Geruch, dessen Eigenthümlichkeit er freilich bald erkannte. Euphrosine hatte heut Morgen schon eine Reitstunde beim Director Brand gehabt, und sie pflegte dann gewöhnlich einige Zeit auch im Stall zu verweilen, der bei dem neuen Interesse, welches sie hatte, ihr zu einem Lieblings-Aufenthalt geworden war. Dieser Verkehr hatte aber dann auf sämmtliche Kleidungsstücke, welche sie bei dieser Gelegenheit trug, einen unverkennbaren specifischen Einfluß, und aus dem starken stechenden Duft, den ihm der Hermelinmantel in diesem Augenblick entgegenströmte, schloß Simon, daß Euphrosine heut

Morgen schon eine Reitstunde gehabt haben mußte, obwohl sie ihm dasselbe kurz zuvor, er wußte nicht warum, abgeläugnet hatte.

Da er die ihm noch unangenehmere Eigenschaft des Haares aus Delicatesse nicht gern zur Sprache bringen wollte, schob er jetzt diesen Duft des Pferdestalles vor, auf den er seine Bitte, diese Mantille heut' lieber nicht anlegen zu wollen, bezog. Sie lachte ihn aber aus, nahm eine neue Flasche des schönsten Eß-Bouquets, mit dem sie Simon aus der besten Quelle zu versorgen pflegte, und schüttete dieselbe zu einem guten Theil über die Mantille aus. Dann sagte sie, indem sie sich nun selbst den Umwurf mit aller Grazie anlegte, mit einem ernsten Anflug zu ihm: „Ich weiß wohl, daß Sie meiner Reiterei abhold sind, mein Freund! Aber ich versichere Sie, es ist das Einzige, was mir noch Illusion macht und mir, Sie werden es unbegreiflich finden, sogar einen Trost für die Zukunft giebt!"

Simon wollte diese offenherzige Aeußerung über ihre Illusionen aber sehr wenig schmeichelhaft für sich selbst finden, wie er denn überhaupt etwas zur Empfindlichkeit neigte, als sie jetzt in großer Extase seine Hand ergriff und mit flammenden Augen, die ihm seltsam vorkamen, ihm zurief: „Lieber Freund, man

muß dieß einsame Leben an allen Zipfeln angreifen die sich einem nur irgend darbieten wollen! Der ehrliche Brand behauptet, ich hätte Genie zur Reitkunst und würde, wenn ich wollte, einmal eine Schulreiterin abgeben, wie noch keine in der Welt dagewesen sei. Ich mache mich natürlich lustig über seine Schwärmerei mit mir, aber ich versichere Sie, wenn ich so auf meinem elastischen Renner durch die Bahn dahinfliege, komme ich mir so stolz und glücklich vor, als läge die ganze Welt zu meinen Füßen, und als zerträte ich mit den siegreichen Hufen meines Rosses alle Leiden, alle Schmach und alle finstern Gedanken, die mir jemals auf meiner Lebensbahn aufgestoßen!"

Der junge Simon hörte sie gern so reden, und war dann mit Allem versöhnt, was ihm auch sonst an ihrem Thun und Sein nicht gerade gefiel. Er nannte sie dann seinen philosophirenden Wildfang, und dieß war ein Wort, das auch sie mit Wohlgefallen über sich ergehen ließ. Jetzt aber war es die höchste Zeit geworden aufzubrechen, und Euphrosine, sobald sie mit ihrem Anzug fertig geworden war, verrieth selbst die äußerste Ungeduld fortzukommen. Simon hatte nach einem Miethwagen geschickt, der in diesem Augenblick auch vorgefahren kam.

Ehe sie einstiegen, sagte Euphrosine noch zu ihm: „Nun, nach der Vorstellung bringen Sie mich doch wieder nach Hause und soupiren hier? Ich habe Bowle bestellt, und Sie wissen, die geräth mir immer sehr gut, und wir sind Alle am vergnügtesten dabei. Aber Sie müssen mir versprechen, heut' einmal recht ausgelassen und um Gotteswillen gar nicht empfindlich zu sein!"

Simon küßte ihr die Hand und sagte der Einladung für das Souper zu, bei dem Euphrosine gewöhnlich am liebenswürdigsten und in ihrem eigentlichen Genre erschien, indem sie dann in einer Lustigkeit strahlte, die nicht selten einen genialen Anflug hatte und zu manchen tollen Scenen führte. In Erwartung dieses erneuerten Glücks geleitete er sie jetzt hinunter und hob sie zärtlich in den Wagen.

Viertes Capitel.

Geburtstagsgeschenke.

In den nächsten Wochen, welche der junge Simon in einem unabläßigen Taumel von Glück und Lustigkeit verlebte, war der innere Zwiespalt in der Familie Simon schon so stark geworden, daß auch die gemüthlichen Sonntags-Familiendiners, die seit länger als zwanzig Jahren regelmäßig in dieser Familie stattgefunden, schon mehrere Male ausgesetzt worden waren und gänzlich aufzuhören drohten. Betty Simon empfand dieses geheime Zerwürfniß, welches, obwohl nicht eingestanden, doch darum um so gefährlicher ihren Familienkreis durchlief, auf das Allerschmerzlichste, und um so mehr, weil ihr über Alles

geliebter Sohn die einzige Ursache davon war und durch sein schroffes und nachlässiges Benehmen gegen alle Freunde und Verwandte des Hauses einzig und allein den patriarchalischen Frieden gestört hatte. Madame Simon, die eine geistvolle und scharfsinnige Frau war, sann auf allerlei Mittel, ihren Liebling von diesem Tarantelstich, wie sie es nannte, zu heilen, obwohl sich die rechten noch immer nicht hatten finden lassen wollen.

Als sie heut in ziemlich trüber Stimmung ganz allein in ihrem Boudoir saß und die Vossische Zeitung, die sie sehr genau und in allen ihren Theilen zu lesen pflegte, eben mit ihrem gewöhnlichen Zeitungs-Stoßseufzer: ‚die ganze Welt kommt wieder auf den alten Fleck zurück!‘ beendigt hatte, trat der junge Simon mit einer auffallenden Hast zu ihr in's Zimmer. Sein Wesen trug den Ausdruck einer Unruhe und Verstörtheit, die seine Mutter sogleich auf das Aeußerste erschrocken machte.

„Was ist Dir, mein geliebter Sohn?“ fuhr Madame Simon empor. „Und was bringst Du mir da — mein Gott! wie Deine Hände zittern! — für ein Stück Papier?“

„Es ist ein Wechsel!“ sagte Simon mit einem Erröthen, welches sein ganzes Gesicht bedeckte.

„Ein Wechsel, mein Sohn?“ erwiederte Betty Simon auffahrend. „Was hast Du mit Wechseln zu thun, da Du Dein großes Studium betreibst in Physik und Chemie, und der weltberühmte Alexander von Humboldt selbst, als er neulich bei Beer's aß, sich sehr anerkennend über Dein Wissenschaftliches ausgesprochen haben soll?“

„Ich will es Dir nur gestehen, mein altes Mamachen, ich habe einen sehr dummen Streich gemacht!“ versetzte Simon, indem er sie innig umfaßte und ihr die Wangen küßte. „Ich habe mich durch den Schauspieler Conti verleiten lassen, Bürgschaft für einen Wechsel zu übernehmen, weil er sich in großer Verlegenheit befand, in der man doch Anstands halber Jemand, mit dem man verkehrt, nicht stecken lassen kann.“

„Ich habe nicht gewußt, daß Du Anstands halber mit dieser Sippschaft verkehrst!“ entgegnete Betty Simon mit einem schneidenden Ausdruck. „Wenn das Geschäft mit dieser Sippschaft zusammenhängt, ist es gewiß ein sehr schlimmes. Heut scheint es mir zum ersten Mal gut, daß mein seliger Simon nicht mehr lebt. Aber sage mir zuerst, wie hoch? und dann erzähle den Hergang.“

„Auf zweitausend Thaler!“ erwiederte der junge Simon zögernd.

„Wir werden nicht arm davon werden, aber man ärgert und schämt sich doch, wenn einem so etwas passirt," sagte sie, indem ihr schon die unglückliche Miene ihres Sohnes leid zu thun anfing. „Aber wer hat den Wechsel gezogen, wer hat ihn acceptirt und wer hat ihn girirt?"

„Ach," erwiederte Simon seiner geschäftskundigen Mutter, „es ist eine höchst unangenehme Sache! Ich selbst habe den Wechsel ausgestellt, und zwar auf den Lieutenant Baron v. Lindwall, der ihn zahlbar an die Ordre des Conti girirt hat, während ich außerdem noch meinen Namen auf die Rückseite des Wechsels in blanco gezeichnet habe. So ist der Wechsel durch einen Commissionär verkauft worden, wird mir aber eben mit der Weisung zurückgebracht, daß ich ihn heut als am Verfalltage zu bezahlen hätte, weil Herr Conti heimlich Berlin verlassen habe und in dem Accept des Barons ein Formfehler bemerkt worden sei, der jede Zahlungsverbindlichkeit für denselben aufhebe. Ich habe den Wechselagenten auf heut Nachmittag wieder herbestellt, um mich dann zu erklären, und ihm so lange einen Gegenschein gegeben."

„Hat man solche faule Geschichte schon gehört!" rief Madame Simon in höchster Empörung aus.

„Ja," fuhr sie fort, den Wechsel mit Kennerblicken durchfliegend, „das Accept taugt in aller Welt nichts, der Name des Barons ist bloß mit seinen Anfangsbuchstaben angedeutet, und außerdem würdest Du in seiner bevorzugten und gerade in Wechselsachen geschützten Stellung als Officier doch in diesem Fall kein Recht gegen ihn einklagen können. Diese bevorzugten Leute sind doch sehr gut daran, und statt sie zu hassen, wie ich mir bisher zu meiner Lebensaufgabe gemacht habe, fange ich fast schon an, sie zu beneiden. Diese Leute haben Recht, ja, sie haben Recht! Sie gewinnen immer, und wir verlieren immer. Habe ich mich damals in der Oper über die Geheimenräthinnen geärgert, weil sie mit der auffallenden Kokette nicht zusammen in einer Loge sitzen wollten, und habe ich sie in meine Loge genommen, und habe als Folge dieser Sache nichts wie Kummer gehabt seitdem. Und das Ende vom Liede ist doch immer noch wie in den alten barbarischen Zeiten: ‚der Jude muß bezahlen!‘ So bezahle denn auch Du, mein Sohn, Jude Simon, hörst Du? diesen Wechsel, in dessen Betrag sich die Kokette mit ihrer ganzen sauberen Freundschaft redlich getheilt haben wird!"

Simon wurde abwechselnd blaß und roth. „Ich sehe ein, daß ich mich wie einen unmündigen Narren habe behandeln lassen!" sagte er nachdenklich.

„Nun, verzage nur nicht, mein Einziger!“ erwiederte ihm die Mutter, ihm zärtlich und besorgt die Wangen streichelnd. „Du bist verliebt gewesen, Simon, und die Tarantel hatte Dich gestochen. Aber siehe mein Sohn, Deine Liebe war ein fauler Wechsel, dessen Accept in letzter Instanz, wo es auf baare Münze ankommt, nicht gültig befunden werden kann, und Dir nun einzig und allein zur Last fällt.“

„Ich will vor Allem jetzt sehen, was aus diesem Schuft Conti geworden, und ob er wirklich verschwunden ist!“ rief Simon. „Gestern Abend traf ich ihn noch bei Euphrosinen, und er schwur mir hoch und theuer, daß ich um die Einlösung des Wechsels heut nicht besorgt zu sein brauche.“

„Ich beschwöre Dich, nicht hinzugehen!“ rief seine Mutter mit dringendem Ausdruck. Wir wollen gern Alles zahlen, wie wir es doch einmal müssen, aber versprich mir, Simon, dafür die ganze saubere Sippschaft nicht wiederzusehen. Denn, bei Gott, ich fürchte, wenn Du wieder hingehst, bleibst Du doch wieder kleben, mein geliebter Sohn, an dem ganzen Pech, was die schöne Kokette heißt.“

Aber Simon wollte sich durch diese Vorstellungen nicht zurückhalten lassen, und versprach auf sein Wort, in kürzester Zeit wieder zurück zu sein. Es

war ihm zu wichtig, zusehen, was seit gestern im Hause seiner Freundin Euphrosine vorgegangen war und inwiefern sie, an deren Gesinnung er nach den erst gestern empfangenen Proben zweifeln durfte, bei dieser ganzen Gelegenheit betheiligt sein könne.

In athemloser Eile und fast in kürzerer Zeit, als je, legte er den so oft durchmessenen Weg zu ihrer Wohnung zurück. Mit klopfendem Herzen stand er an der Klingel, die er so häufig in ungestümer Hast gezogen, und die zu seiner Verwunderung dießmal abgerissen herunterhing. Er klopfte stärker und stärker, mit steigender Angst, die sich in seinem leichenblaß gewordenen Gesicht ausdrückte. Als Niemand öffnete und Alles still und wie ausgestorben blieb, steigerten sich seine qualvollen Empfindungen auf's Aeußerste, und während Verzweiflung und Scham sich seiner bemächtigten, hätte er zugleich im Hohn über sich selbst laut auflachen mögen.

Er mußte sich freilich bei reiflicherer Erwägung sagen, wie daraus, daß die Klingel abgerissen sei und Niemand öffnete, noch immer kein nachtheiliger Schluß auf Euphrosinens Verhalten gefolgert werden könne. Wahrscheinlich war sie heut noch einmal in die Reitstunde gegangen, zu seiner Freude die letzte, da Director Brand noch am heutigen Tage mit seiner

Gesellschaft die Residenz verlassen und gestern Abend bereits seine Schlußvorstellung gegeben hatte.

Als er noch immer stehend und wartend über diese Möglichkeit nachdachte, kam die alte Aufwärterin Euphrosinens mit ihrem gewöhnlichen stöhnenden Brummen, das sie wie mechanisch fortwährend hören ließ, die Treppe heraufgeschlichen. Als sie ihn erblickte, griff sie ohne Weiteres in ihre schmuzzige Tasche und zog aus derselben ein Billet hervor, an dessen eigenthümlicher Faltung Simon sogleich erkannte, daß es von Euphrosinen sein müsse. Er riß es ihr aus der Hand und las die folgenden, flüchtig mit Bleistift hingekritzelten Worte von ihrer Hand:

„Lieber Simon, ich sage Ihnen — nicht wahr, recht unerwartet? — Adieu. Gestern Abend, als Sie von mir gingen, war ich noch unentschlossen und theilte Ihnen darum nichts mit. Heut Morgen erneuert Brand, kurz vor seiner Abreise, seine Anträge definitiv, und ich habe sie angenommen. Ich bin in Engagement bei ihm als erste Schulreiterin eingetreten, als welche ich nun meinen arabischen Freund Orion nach Herzenslust reiten kann. Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich schon mit der ganzen Reiterei auf und davon. Verdenken Sie es mir?

Sie sind gut, liebenswürdig, großmüthig und gelehrt, und werden mir darum Glück wünschen, weil Sie sich denken können, daß es nichts Besseres für mich mehr auf der Welt giebt, als mich zu Tode zu galoppiren! Conti ist fort. Ich weiß nicht wohin. Ich schwöre Ihnen, daß mir alle seine Angelegenheiten völlig fremd und unbekannt waren und geblieben sind. Mein ganzes Verhältniß zu ihm war immer nur in den drei Worten inbegriffen: sauve qui peut! Leben Sie wohl, theurer Freund, Sie hatten nur eine sehr flüchtige Aventure mit mir, bei der ich den Vortheil hatte, Ihren seltenen, für eine Glücklichere bestimmten Werth schätzen zu lernen und unvergeßlich zu bewahren, während Ihnen nichts von mir übrig bleiben wird, als ein Bißchen Mitleid, wofür sich aber fast lieber Ihre Verachtung ausbitten möchte

Ihre arme Euphrosine."

„Der Vorhang ist rasch gefallen!" sagte Simon, indem er das Billet anstarrte und dann, noch einen schmerzlichen Blick darauf richtend, der wie ein Scheideblick aussah, es wieder zusammenfaltete. Er fühlte sich unendlich traurig und zugleich unendlich froh. Schon in den letzten Tagen hatte er das Verhältniß zu ihr nur als einen Widerspruch seines ganzen

Wesens empfunden, den zu durchbrechen er sich aber so bald nicht entschlossen haben würde, weil es ihm dazu an Muth fehlte, sich einem Einfluß zu entziehen, der eine magische Gewalt über ihn erlangt hatte.

Er begab sich langsam zum Hause heraus und sog mit Begierde die frische Luft ein, welche ihm auf der Straße entgegenströmte. Allmählig beflügelten sich seine Schritte immer mehr und mehr, und wenn er sich früher oft gewundert, mit welcher Schnelligkeit er den Weg von seinem Hause nach ihrer Wohnung zurückgelegt, so mußte er jetzt mit Erstaunen bemerken, daß er jetzt noch um Vieles rascher wie je von ihrer verlaßenen Wohnung wieder nach Hause zurückgekommen war.

Hastig, als wenn er ein unverhofftes Glück zu Hause finden werde, stürzte er die Treppen hinauf. Es kam ihm Alles in diesem Hause so neu und glänzend vor, wie es ihm noch nie erschienen war. Er mußte sich erst fragen, ob er sich nicht verirrt habe und in eine fremde Localität hineingerathen sei. Ihm war, als sei er von einer langen Reise zurückgekehrt, und das Herz schlug ihm vor Vergnügen, wenn er dachte, wie er jetzt seine alte gute Mutter und vielleicht auch seine schöne Cousine Rosalie, die um diese Zeit immer da zu sein pflegte, durch seine plötzliche Heimkehr überraschen werde.

In dieser ihn unendlich beglückenden Illusion schlich er sich auf den Zehen durch das Vorzimmer, als plötzlich der rauschende Ton des Klaviers an sein Ohr drang. Er hörte einen Augenblick lang zu und glaubte an dem Anschlag wie an der feurigen Manier des Spiels Niemand anders als Rosalie zu erkennen, die seine Lieblings-Ouverture, die von Beethoven zur Leonore, spielte. Um noch einige Minuten unbemerkt lauschen zu können, trat er in eine Seitenthür, die ihn in seine Studirstube führte.

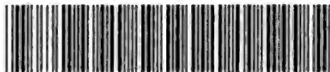
Wie erstaunte Simon, als er in die Mitte seines Studirzimmers vorgetreten war, und er dort einen mit festlichen Blumen-Guirlanden und den seltensten Topfgewächsen geschmückten kleinen Marmortisch wahrnahm, der wie zu einem Festangebinde und offenbar für ihn hingestellt war. Da fiel ihm ein, daß heut sein Geburtstag sei, was er seltsamer Weise bis jetzt noch jedes Jahr vergessen, um dann durch die überraschende Liebe seiner Angehörigen um so freudiger daran erinnert zu werden. Darum erklang auch im Nebenzimmer die herrliche Leonoren-Ouverture von Beethoven unter Rosaliens schönen Meisterhänden, die sich jetzt vorbereitend übten, um ihm, wie dieß auf seinen Wunsch jedesmal an seinem Geburtstag geschah, das Musikstück nachher mit aller Feierlichkeit vorzutragen.

Er trat an den Tisch, um auch die darauf bemerkten Liebesgaben, die man ihm zugedacht hatte, vorläufig zu mustern. Er sah zuerst ein sehr kostbares und ausgezeichnet schönes physikalisches Instrument, welches er sich längst gewünscht, und das er ohne Zweifel der Alles bedenkenden und immer still wirkenden Sorgfalt seiner Mutter verdanken sollte. Dieß Instrument winkte ihm mit geheimnißvoller Vertraulichkeit zu, und träumerisch es betrachtend, glaubte er in seinem Metallglanz sich die erhebenden Worte: ‚Rückkehr zu den Studien' herauszulesen. Daneben lag ein Ruhekissen von unendlicher Zartheit und Kunstfertigkeit, auf welches ihm die auch in dieser Beziehung ausgezeichnete Hand seiner Cousine einen Kranz von Lorberen und Rosen gestickt hatte. Ganz hinten an der Ecke des Tisches lag ein zerrissenes Stück Papier, welches Simon ahnungsvoll zu erkennen glaubte. Als er es aufnahm und betrachtete, sah er, daß er sich nicht getäuscht hatte. Es war der quittirte Conti'sche Wechsel, den Betty Simon während seiner Abwesenheit eingelöst und ihm jetzt in dieser unverbindlich gewordenen Gestalt wieder zurückstellte.

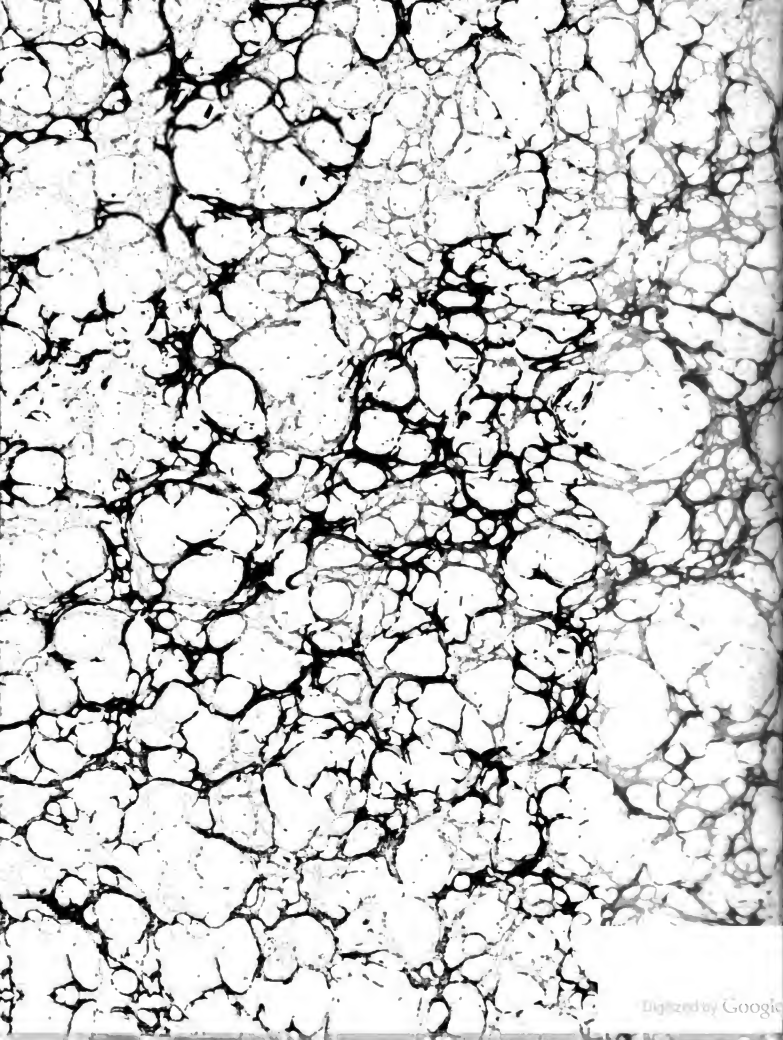
Er mußte sich an dem kleinen Marmortisch halten, so bewegt und erschüttert fühlte er sich. Einige

große Thränentropfen entstürzten seinen Augen und bedeckten seine Geburtstagsgeschenke. Er bemerkte in dieser Aufregung nicht, daß seine Mutter und Rosalie, die inzwischen hereingetreten waren, längst hinter ihm standen und ihn mit zärtlichen Blicken beobachteten. Jetzt sah er sich um und stürzte mit einem lauten Ausruf der Liebe in die Arme seiner Mutter. Rosalie war mit einer hohen Purpurgluth im Gesicht wieder zurückgetreten und wollte ihre Blicke wie ihre Thränen ihm verbergen. Simon aber stürzte ihr nach und zog sie an seine Brust. Indem er dann einen heißen Kuß auf ihre Lippen zu drücken wagte, fragte er sie leise: ob dieß ein Verlobungskuß sein dürfe? Nur die überglücklichen Augen des Mädchens antworteten ihm darauf. Betty Simon war außer sich vor Freude, daß dieß längst von Allen herbeigewünschte Familien-Ereigniß endlich seiner Erfüllung entgegengehen sollte, und umarmte die beiden jungen Leute in dankbarem Entzücken. In demselben Augenblick erschien auch noch Onkel Fränkel in der Thür und wollte mit der großen Vorsicht, die ihn auf der Börse auszeichnete, den Freuden-Nachrichten erst gar nicht trauen, bis er in den allgemeinen Jubel fortgezogen wurde. Die ganze Familie Simon war versöhnt und selig. —

Ende.








Fr. Hollnsteiner
Buchbinder
im rothen Haus
IN WIEN.

